







ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

BEGRÜNDET VON GEORG STEINHAUSEN

UNTER MITWIRKUNG VON

A. DOPSCH · H. FINKE · K. HAMPE
FR. KERN · O. LAUFFER · C. NEUMANN
A. SCHULTE · E. SCHWARTZ

HERAUSGEGEBEN VON

WALTER GOETZ

24

VIERUNDZWANZIGSTER BAND



1934
LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER

Mit Genehmigung der
B. G. Teubner Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart
veranstalteter Nachdruck
KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Printed in U. S. A.

INHALT

Seite

Georg Steinhausen †. Von WALTER GOETZ I

AUFSÄTZE

Das Problem des Wandels und der Faktor des Germanentums in der deutschen Kunst. Von V. C. HABICHT 3

Die Kunstbewegung des italienischen „Manierismus“ und ihre Einordnung in die Kulturgeschichte. Von FRANZ ARENS 20

Rabelais und die Natur. Von HERMANN GMELIN 71

Das britische Reich und die Abolition des Sklavenhandels. Von MAX SILBERSCHMIDT 90

Pestalozzi und Herder. Von HERBERT SCHÖNEBAUM 145

Biologische Gesichtspunkte in J. Burckhardts „Griechischer Kulturgeschichte“. Von W. E. MÜHLMANN 175

Hans E. Kinck. Von ERNST ALKER 186

Weltgeschichte. Von WALTER GOETZ 273

Hellenismus und Orient. Von FRIEDRICH CORNELIUS 304

Sibyllen und Sibyllinen. Von MAX J. WOLFF 312

Die Grundzüge der mittelalterlichen Geschichtsanschauungen. Von HERBERT GRUNDMANN 326

LITERATURBERICHTE

Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften. Von R. WINDERLICH 110

Geschichte der politisch-rechtlichen Kultur. Von SIGFRID H. STEINBERG 230

Deutsche Romantik. Von PAUL REQUADT 257

Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit. Von GEORG SACKE 337

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von FRIEDRICH SCHÖNEMANN . 363

Die Jahresberichte für deutsche Geschichte und der Dahlmann-Waitz . 143

Der junge Dilthey 272

GEORG STEINHAUSEN †

Nur ein kurzer Ruhestand war Georg Steinhausen vergönnt, als er 1931 von der Leitung der Murhardschen Bibliothek in Kassel zurücktrat. Es war ihm noch eine freudige Genugtuung, daß ihn die Universität Heidelberg als Honorarprofessor in ihre Reihen aufnahm, aber nur ein Semester hat er zu lesen vermocht. Am 30. März 1933 nahm ihn nach schwerem Leiden der Tod hinweg.

Georg Steinhausen wird als einer der Wegbereiter der deutschen Kulturgeschichte weiterleben. Vom Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an, als er der Jenaer Bibliothek als Beamter und dann als Direktor angehörte, galt seine Arbeit der Kulturgeschichte. Die Geschichte des deutschen Briefes (2 Bde. 1889/91), Der Wandel des deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter (1895), Häusliches und geselliges Leben im 19. Jahrhundert (1898), Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit (1899, in den Monographien zur deutschen Kulturgeschichte), Die Geschichte der deutschen Kultur (1904), Die deutschen Privatbriefe des Mittelalters (2 Bde. 1899--1907), Die deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart (1931) bezeichnen neben kleineren Schriften und Aufsätzen seinen Weg. In der Geschichte der deutschen Kultur, die er für die dritte Auflage neubearbeitete und die später noch in einer Volksausgabe erschien, brachte er seine grundsätzliche Anschauung zum Ausdruck. Für ihn bedeutete die Kultur nur das geistige und gesellschaftliche Leben, der Staat blieb außerhalb seiner Betrachtung. Er teilte also die Geschichte in eine politische und eine kulturelle, und verwarf er damit jene Einheit der Geschichte, die zu gleicher Zeit Lamprecht in seiner deutschen Geschichte zu verwirklichen strebte. Steinhausen hielt an diesem Standpunkt zähe fest; auch sein letztes Werk über die Kultur der jüngsten Jahrzehnte beweist es — ja man könnte annehmen, daß er selbst zwischen Geistesgeschichte und Kulturgeschichte einen Unterschied machen möchte.

Der Krieg, der ihm den einzigen Sohn nahm, führte ihn noch auf

ein Arbeitsgebiet, das ihm seiner ganzen soldatischen Gesinnung nach nahe lag: in der kritischen Schrift über „Die Grundfehler des Kriegs und der deutsche Generalstab“ und in mehreren Aufsätzen zeigte er sein militärwissenschaftliches Wissen und seine Verbundenheit mit dem deutschen Schicksal.

Für das „Archiv für Kulturgeschichte“ bedeutet sein Heimgang einen besonderen Verlust. Er hatte einst nach dem Aufhören der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1894 die Zeitschrift für Kulturgeschichte begründet, die bis 1902 erschien; ihr folgte 1903 das Archiv für Kulturgeschichte, das er bis 1908 allein, seit 1909 mit dem Unterzeichneten zusammen herausgab. Die 23 Bände des Archivs, die bis 1933 erschienen sind, zeigen oft seine literarische Mitarbeit, sie zeigen aber nicht, mit was für Sorgfalt er den Druck der einzelnen Hefte überwachte und wie harmonisch er sich einfügte, wenn es dem Wohle des Archivs galt. Er sah den Übergang zu einer starken geistesgeschichtlichen Richtung nicht ganz gern, aber seine Mitarbeit blieb trotzdem stets die gleiche lebendige. Noch für den letzten Band des „Archivs“ steuerte er einen Aufsatz und einen Literaturbericht bei, es war nun das letzte, was er der Öffentlichkeit übergab. Das Archiv wird nicht vergessen, was er ihm geleistet hat, und es wird fortan auf seinem Titelblatt zum Ausdruck bringen, daß Georg Steinhausen es begründet hat.

In der geschichtlichen Wissenschaft wird seine Name in der Reihe der deutschen Kulturhistoriker erhalten bleiben. Er selber hat einst relativ früh die Blicke der Historiker auf Burckhardt, Riehl und Freytag hingelenkt, sich an ihnen geschult und ihr Werk fortzusetzen gestrebt. Er hielt, als Lamprecht die Kulturgeschichte zur allgemeinen Geschichte umformte, an einem Begriff der Kulturgeschichte fest, der sie zu einer Sonderdisziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft machen sollte. Diese Sonderdisziplin baute er aus, und seine „Geschichte der deutschen Kultur“ wird ihr vornehmstes Denkmal bleiben.

W. Goetz.

DAS PROBLEM DES WANDELS UND DER FAKTOR DES GERMANENTUMS IN DER DEUTSCHEN KUNST[1])

EINE SKIZZE

VON V. C. HABICHT

In einer scheinbar chaotischen Folge von Bewegung und Gegenbewegung entrollen sich dem rückwärts blickenden Auge die großen Epochen, die wir mit schlechten Stilnamen: Romanik, Gotik usw. belegen, und die vielen kleineren Formwandlungen, deren Wesen durch gleiche Begriffe (weicher, manieristischer usw. Stil) eher verunklärt als erfaßt wird. Früher hatte man es leicht, eine vermeintliche Ordnung in das Chaos der Erscheinungen zu bringen, indem als alleiniger Wertmaßstab das Verhältnis zur Antike und zur Natur angewandt wurde. Das hat sich so gründlich geändert, daß nun eine Verständnisbereitschaft nicht nur für expressive und naturferne, sondern auch für primitive und exotische Stile und Kulturen besteht. Aber diese Weitherzigkeit, die uns schließlich Negerplastiken und ähnliche Erzeugnisse etwas allzu beflissen als Gipfelpunkte künstlerischen Schaffens angepriesen hat, hat in ihrer Maßstablosigkeit schließlich denselben Fehler wie die apodiktische, die antike Norm anpreisende Beurteilung der Vergangenheit gemacht.

Es ist verständlich, daß man von dieser Systemlosigkeit loszukommen und das „Gesetz" in irgendeiner Form wieder in seine Rechte einzusetzen suchte.

Unter diesen Überlegungen ragen drei hervor, deren Ziele und Ergebnisse hier zunächst kurz angedeutet werden müssen. W. Pinder hat in seinem, rasch auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Buche: „Das Problem der Generation" (Berlin 1926) eine „lebendige Gesetzlichkeit" in dem Wandel, der für ihn Selbstwert

[1]) Dieser Aufsatz ist im Mai 1932 abgeschlossen gewesen.

hat, auf Grund der Geburten festgestellt. Selbst wenn die „gesetzmäßige Gruppierung entscheidender Geburten" eine Tatsache wäre, bedeutet sie nicht mehr als eine „Selbstverständlichkeit" — wie sie Pinder auch selbst bezeichnet —, nämlich die, daß ein Bereitstehen, gleichsam eine Bereitschaft von Talenten für die Verwirklichung der künstlerischen Aufgaben vorhanden sein muß. Nach Pinder ist Stil Naturphänomen und wird mit dem Künstler geboren („der Einzelne ist unversetzbar und empfängt sein Lebensproblem von Geburtswegen").

Der ganze, große Prozeß des Kulturablaufs wird auf Aktion und Reaktion zurückgeführt, der Gesamtablauf also auf zwei Nenner gebracht (Ja oder Nein zur Bedingtheit; Form als Hingabe und Form als Auferlegung, Klassik und Romantik usw.), aber als Naturphänomen nicht weiter begründet.

Weniger beachtet ist der an versteckter Stelle erschienene Versuch von H. Weigert[2]) geblieben. Anstatt einer einfachen Polarität sieht Weigert im gesamten Kulturgeschehen eine dreifaltige Periodizität allerdings auch auf dem Boden einer polaren Spannung: Der Evolution und Revolution, wobei die Evolution im Wechsel von Ausbildung, Differenzierung und Lösung und die Revolution im Wechsel von Rückbildung, Reduzierung und Bindung verlaufen soll. Weigert gibt auch eine Begründung für die Polarität, indem er die evolutionistische (klassische) Haltung auf die Geisteshaltung, die Vollendung im Dasein sucht, die revolutionistische auf die, die Erlösung aus dem Dasein erstrebt, zurückführt. Den Wechsel erklärt Weigert durch die „überpersönliche Macht der jeweiligen geistigen Strömung", nach der dieser oder jener Menschentyp zur Geltung kommt. Eine übertriebene Vorsicht und Scheu vor positiven, zusammenhängenden Aussagen und Schlüssen hat Weigert daran gehindert, Abschließenderes zu sagen. So erstaunt es auch sehr, daß er, der an seiner Spezialaufgabe (über deutsche Bildhauerkunst von 1250—1350) ausführlich und überzeugend den antiken Einschlag dargelegt hat, in den Schlußbetrachtungen von einer doppelten Wurzel der abendländischen Kultur (dem altgermanischen und christlichen Element) spricht und der „Polarität" zuliebe die Antike wegläßt.

[2]) Die Stilstufen der deutschen Plastik von 1250—1350 im Bd. III des Marburger Jahrbuchs für Kunstwissenschaft. Marburg 1927.

Viel entschiedener geht Ligeti in seinem Buche „Der Weg aus dem Chaos“[3]) vor, indem er in dem Kulturgeschehen aller Völker und Zeiten einen ausgesprochen gesetzlichen Wechsel von architektonischen über plastische zu malerischen Stilen (nach Pinders Vorbild) erblickt. An der Tatsache der gesetzmäßigen Pulsschläge wird man nach Ligetis Nachweisen kaum vorübergehen können, man wird vielleicht auch zugeben müssen, daß in den kleineren Wellentälern eine Folge von architektonisch-plastischen und malerischen Höchstleistungen zuweilen vorliegt. Aber ganze Stile wie das Mittelalter architektonisch oder die Renaissance plastisch usw. zu nennen, geht kaum an. Die wichtigste, mit Weigerts These übereinstimmende Feststellung ist die des dreitaktigen Verlaufs, die bei Weigert ja auch voll anerkannt ist trotz des Überbaus mit den Kennzeichnungen: Evolution und Revolution. Diese — wie ich glaube — richtige Feststellung wird aber ungeheuer gefährdet, wenn Benennungen erfolgen, die Allgemeingültigkeit haben sollen. Der dreitaktige Rhythmus besteht, aber man wird ihn nicht mit architektonisch-plastisch-malerisch oder, wie Weigert will: starr, schwellend, schlaff für alle Stile bezeichnen können. Auch der biogenetische Vergleich: Jugend-Reife-Verfall (Jüngling-Mann-Greis) hätte selbst als Vergleich nur dann Sinn, wenn an einem aufgegebenen Ziele, sagen wir der Klassik des 13. Jahrh., in der Generationenfolge so gearbeitet worden wäre, daß erst die Jungen, dann die Mittleren und schließlich die Alten führend gewesen wären. Pinder hat diese Ansicht widerlegt. Weigert hat ganz richtig gesehen, daß die seelische Grundhaltung maßgebend ist, nur hätte er sich nicht auf die Polarität: Erlösung vom Dasein und Vollendung im Dasein versteifen dürfen, denn dazwischen steht die uns Heutigen allzu bekannte der Unentschiedenheit. Ich möchte die beiden ersten als sakrale und säkulare im Anschluß und mit voller Zustimmung zu Th. Spoerri[4]), einem Werke, dem größere Verbreitung als Spenglers: Untergang des Abendlandes sehr zu wünschen wäre, bezeichnen. Wenn ich die dritte Grundhaltung als rationale benenne, so tue ich es, weil der Verstand sowohl der Todfeind des Glaubens wie auch der Natur ist und weil eine rational eingestellte Haltung nicht zur vollen religiösen Gewißheit, aber

---

[3]) München 1931. [4]) Die Götter des Abendlandes. Berlin 1932.

auch nicht zu einer unbedenklich triebhaften Ausnutzung des Genusses (sogar nicht einmal des geistigen) kommen kann.

Diese drei Grundeinstellungen sind die Voraussetzungen für den dreitaktigen Ablauf der Kultur, und ihnen entsprechen auf dem Gebiete der bildenden Kunst religiös-spiritualistische, klassizistisch-sensualistische und schließlich germanisch-manieristische Wellen. Es erscheint mir aber in hohem Grade unerlaubt, diese rhythmischen Zyklen aus ihrem Lebensprozeß abzulösen und auf ganze Kulturepochen zu übertragen, auch liegt keine festgelegte Abfolge etwa: sakral, rational, säkular und sogar nicht einmal eine stets wiederkehrende Dauer vor. Daß die dreigliedrige Einstellungsmöglichkeit überhaupt vorhanden ist, mag — was ich bezweifle — mit allgemein-menschlichen konstitutiven Veranlagungen zusammenhängen, im europäischen und namentlich im deutschen Kulturablauf ist sie einfach durch die Geltung der drei Grundlagen: Christentum, Germanentum und Antike bedingt. Die Verführung, von einer Polarität: Aktion-Reaktion zu sprechen, beruht allerdings darauf, daß der Faktor des Germanentums gegenüber den beiden anderen zurücktritt, sein Dominieren meistens in sog. Mulden fällt und aus Mangel einer historischen Überlieferung und begrifflicher Klärung schwer faßbar wird. Aber wenn die Wellenberge abebben, die Weltbilder der Antike oder des Christentums verblassen, muß ja notwendigerweise ein Sich-Besinnen auf das Urtümliche, Mitgegebene, das Germanische oder Faustische einsetzen. Die drei Grundfaktoren sind immer gleichzeitig wirksam, aber die bedeutsamen Unterschiede liegen im Supremat des einen oder anderen, aber auch in dem immer stärkeren Abnehmen der vollsakralen und vollsäkularen Haltung. Aufgegeben war allerdings —was wohl zu bedenken ist — eigentlich eine Synthese, und es ist vollkommen sinnlos, die Frage aufzurollen, ob es ein Glück oder Unglück für die deutsche Kultur war, diese Synthese herzustellen, und ob nicht eine Beschränkung auf die Synthese Germanentum und Christentum oder Christentum und Antike usw. „besser" gewesen wäre.

Eine bis ins Einzelne durchgeführte Kunstgeschichte nach diesen Gesichtspunkten kann hier nicht geboten werden und muß einer größeren Arbeit (in Buchform) vorbehalten bleiben. Es genügt, folgendes mitzuteilen: einmal den Ablauf dieser Einstellun-

gen an einer gründlich durchforschten Epoche, dann die Wiederkehr des gleich oder anders gelagerten Dreitaktes und schließlich auf die Rolle des Germanentums noch näher einzugehen.

Wir wählen für die erste Aufgabe die von Weigert behandelte deutsche Bildhauerkunst der Zeit um 1250—1350. Die vollkommen säkulare, der Antike zugewandte und verpflichtete Grundlage des Stiles, die Werke wie den Bamberger Reiter zeitigt, hat Weigert sorgfältig durch Belege gekennzeichnet. Zuzustimmen ist ihm auch, daß um 1300 eine sakrale, natürlich durch das Dominieren des christlichen Faktors bedingte, Haltung einsetzt, die zu ganz geänderten Darstellungen wie dem Grabmal des Wolfhart von Rot im Augsburger Dom führt. Geblendet durch seine These der Polarität (Evolution — Revolution) und verführt durch kleine formale Unterschiede erkennt er aber nicht die Einheitlichkeit der Zwischenstufe — der Werke um 1250—1300 — und vor allem nicht die Bedingtheit dieser „Übergangszeit" durch ihren rationalen Charakter und das Hervortreten des Germanentums.

Wir sehen in dieser Epoche — rund 1230 bis rund 1330 — eine deutlich dreitaktige Folge, und zwar die: säkular, rational, sakral dem Dominieren der Faktoren nach, oder klassisch-manieristisch-spiritualistisch dem Gehalt und schließlich sensualistisch-idealistisch, linear-aktiviert, expressiv-schwebend der Form nach. Sowohl die Voraussetzungen wie die Parallelen, als auch die Formtatsachen von Takt 1 und 3 sind von Weigert so genau beschrieben, daß auf diese Ausführungen verwiesen werden kann. Auch das Unentschiedene — weder säkular, noch sakral — der Zwischenstufe hat Weigert wohl gefühlt, aber nicht begründet.

Es ist dabei auf die Doppeltatsache zunächst zu verweisen, daß es zwei Germanen gewesen sind, die rund um 1250 ein rationales Weltbild ausgebildet haben: Albertus Magnus und Thomas von Aquino, während die vorausgegangene säkulare Zeit ungläubig und weltgierig, die nachfolgende sakrale ganz transzendental eingestellt sind. Das gleiche Bild zeigt die Literatur. Zwischen der frivol-weltlichen des beginnenden und der stark religiös gefärbten des ausgehenden 13. Jahrh. steht eine klügelnd verstandesmäßige Richtung, vertreten etwa durch die halb weltlich, halb religiös gefärbte Minnedichtung oder die gelehrte Spruchwörterdichtung.

Es erwachen — um 1250ff. —, da man die Erde nicht und das Jenseits auch nicht hat, jene typisch germanischen vorromantischen Sehnsüchte, die aus der notwendig unbefriedigt lassenden Vorherrschaft des Verstandes stammen. Man wird schon damals Bürger zweier Welten, und es widerspricht keineswegs der rationalen Einstellung, ist vielmehr eine natürliche Folge, daß das Gefühl eine entscheidende Rolle spielt.

Über den germanischen Einschlag lassen die formalen Werte noch weniger einen Zweifel; denn die Bevorzugung starrer, linearer Elemente und einer heftigen Aktivierung in der Plastik um 1270 kann gar nicht anders erklärt werden. Andererseits kommen diese bekannten, germanischen Formeigentümlichkeiten, zu denen noch andere, wie Helldunkel in der Malerei, Bewegungsdrang in der Architektur usw., dazu kommen, gar nicht zur Geltung und Emanation, wenn der germanische Faktor in der Geisteshaltung keine entscheidende Rolle spielt. Es sei hier aber gleich betont, daß das scheinbar Negative: dieses Grübelnde und Kläubelnde, dieses Unrastige und Sehnsüchtige, dieses bohrend Denkende schicksalsmäßig tiefbegründet ist, weil unser eingeborener Gerechtigkeitssinn seither keine ganz eindeutige Entscheidung (Antike oder Christentum) zugelassen hat, wenn einer der beiden Faktoren anfing zu versiegen, und weil die Übermächtigung durch sie so stark war, daß eine einseitige germanische Haltung ausgeschlossen blieb. Hatte sie aber die Führerrolle, fehlten sowohl die weltanschauliche Stütze aus sich selbst heraus, wie auch der formale Halt an einer teils verschütteten, teils an Vorbildern vollkommen unzureichenden (Architektur, Malerei) Vergangenheit. In dieser tragischen — faustisch genannten — Situation muß eine Art von Selbstwehr in der Besinnung auf die Urkräfte: den Verstand und das Gefühl einsetzen; vielmehr diktiert der herrschende, rationale Einschlag den wirksamen Appell an das Gefühl. Zwangsläufig erscheinen Übersteigerungen in der Plastik, ganz ähnlich, wie wir es in der Welle des modernen Expressionismus erlebt haben (etwa Grabstein des Erzbischofs Siegfried v. Eppstein, Mainz, Dom).

Erst als sich um 1300 im Dominieren des sakralen Faktors ein wirklicher Halt bietet, ein natürlich länger schon vorbereiteter, gelangt auch die Form zu einer Beruhigung insofern, als die Unentschiedenheit schwindet und sie weiß, was sie will. Von einer

Revolution kann gar keine Rede sein, der antithetische Charakter (gegen die Klassik) der Plastik um 1270 verschwindet, er hätte auch gar keinen Sinn mehr gehabt, weil das säkulare Ziel der Zeit um 1230, im Vollgefühl einer religiösen Gewißheit und Entschiedenheit, jetzt kein Gegenstand des Kampfes mehr sein konnte. Es ist nicht richtig anzunehmen, wie es Weigert tut, daß eine „innere Zielstrebigkeit" der Kunst zu Formen führt, die quasi zufällig der allgemeinen Geisteshaltung entsprechen. Die vorauseilende, gleichsam seismographische Fähigkeit der Kunst ist kein stichhaltiges Argument gegen die Abhängigkeit von der führenden Geisteshaltung, sondern eben nur eine — auch in der jüngsten Kunst häufig genug belegte — Fähigkeit, die wohl mit unserem durchschnittlichen, falschen Erlebnis der „Zeit" zusammenhängt. Aus „innerer Zielstrebigkeit" und ohne willensmäßigen Antrieb lassen sich aber auf keinen Fall die geisterfüllten Kölner Chorstatuen, heraus„entwickelt" etwa aus dem starren, schlaffen und schwellenden Stil der deutschen Plastiken um 1290, ableiten. Gibt man die überpersönliche, bestimmende Macht der drei führenden geistigen Faktoren zu, sind natürlich auch Fälle denkbar und wohl auch nachweisbar — daß etwa in der sakralen Welle säkulare Einstellungen oder in der rationalen sakrale bei einer Einzelpersönlichkeit maßgebend und entscheidend waren. Aber schon die Seltenheit solcher Erscheinungen beweist sehr deutlich, daß im allgemeinen doch die Einwirkung eines oder des anderen dieser überpersönlichen Faktoren grundlegende und entscheidende Bedeutung hat. Selbstverständlich ist die jeweilige Ausdrucksform mit der Subsumierung unter den Oberbegriff sakral, säkular usw. nie restlos erklärt, dazu bedarf es eingehender Berücksichtigung vieler Unterfaktoren, vor allem genauer Vergleichungen mit anderen Formkreisen usw. Aber hier handelt es sich um ein weiteres Problem, um die Frage nach den Ursachen des Wechsels und der Grundhaltungen.

Es ist ein sehr großer Irrtum, die Einwirkungsphase dieser Grundhaltungen auf das gleichsam „Inhaltliche" einengen zu wollen. Selbstverständlich wird eine säkulare Zeit keine Pietàdarstellungen „erfinden" und bevorzugen, sondern lebenzugewandte „Meisterer des Daseins", wie den Bamberger Reiter und die sakrale umgekehrt keine „lebenbejahenden" Themen lieben. Aber wie sich

der Geist den Körper — angeblich — baut, erzwingt eine bestimmte Geiststruktur immer ähnliche Formen. Kunstwerke sakral eingestellter Epochen haben im Ausdruckschema so viele Beziehungen, daß sogar die Inhalte dagegen zu nebensächlicherer Bedeutung werden können und man mit Recht etwa ostasiatische und christliche Denkmäler vergleichen kann, wie es A. Salmony[5]) getan hat.

Es muß also mit der führenden Geiststruktur ein, wenigstens im allgemeinen, ähnlicher Ausdruckszwang verbunden sein. Das ist auch der Fall, wenngleich von einer Gleichheit nie gesprochen werden kann und deshalb Ausdrücke wie barocke Gotik oder gotischer Barock streng vermieden werden sollten. Aber wenn auch die Forderung bestehen bleibt, das einzelne Kunstwerke aus allen seinen realen Bedingtheiten zu verstehen, ist es doch nicht unerlaubt, den Grundfaktoren grundsätzliche Einflüsse auf die Art der Formbewältigung zuzubilligen.

Im groben darf man der säkularen Haltung folgende Gestaltungsergebnisse zurechnen:

Nicht die Vorliebe für die Plastik ist entscheidend (Ligeti), sondern die von leiblichem Behagen und Wohlgefallen geforderte Idealisierung des Seins. Das Gefällige, Anmutige, Schöne, Ausgewogene, Angenehme, leicht Erfaßbare, Klare und Vollausgewogene sind ihre Ziele. Die Begrenztheit der Ausdrucksmöglichkeiten ist der Grund, daß sich gewisse Formen wiederholen: so z. B. die statische Ausbalancierung der Formteile, Austeilung der Formen nach dem goldenen Schnitt, runde und konvexe Formkörper usw.

Der rationalen (nur der deutschen) Haltung geht es vor allem um die Verdeutlichung — nicht des idealisierten, sondern des in seinem Werden, seiner Unbeständigkeit und Bewegtheit erfaßten Seins. Das Charakteristische, das Begriffene, das Strömende und Wachsende, das hinter den Dingen Stehende und Treibende sind ihre Ziele. Es kehren als Ausdrucksmittel wieder: die Aktivierungstendenz, das selbstherrische Lineament, die Maßlosigkeit, das Helldunkel.

Der sakralen Haltung ist die Kunst am wenigsten Selbstzweck, sondern nur Mittel auf und zu dem Erlösungswege. Das sog. Sein

[5]) Europa—Ostasien. Potsdam 1922.

ist ihr nur Schein und Anlaß zum „Entwerden" aus ihm. Das Jenseitige, das Nichtseiende, das Geistige, das Unsinnliche, das Schwerelose, das Heilige sind ihre Ziele. Nicht wie unter der rationalen Haltung werden die Kräfteströme bloßgelegt, denn sie sind dämonisch, sie werden unschädlich gemacht durch eine Zentrierung auf ein „Außerhalb", und die lineare Spannung darf mit der der rationalen Haltung nicht verwechselt werden, denn sie hat keinen Eigenwert, dient vielmehr ganz dem religiösen Ausdruck. Die gleichfalls oft vorhandene Aktivierung erfolgt nicht von innen, sondern von außen her.

Wie sehr es berechtigt ist, den germanischen Einschlag bei den künstlerischen Emanationen der rationalen Haltung (oder Welle) der deutschen Kunst zu betonen, ist leicht einzusehen, wenn man etwa gleiche italienische oder französische Stufen zum Vergleich heranzieht. Die merkwürdigen Parallelen der Ausdrucksfaktoren der rationalen und sakralen Haltung in der deutschen Kunst haben ihren tieferen Grund in der schon oft bemerkten — auch von Weigert —, eigentümlichen Verwandtschaft des Germanentums und Christentums. Die grundlegenden Unterschiede können oft eigentlich nur aus dem Gehalt abgelesen werden — und müssen denen verschlossen bleiben, die sich an die gegebene, sichtbare Form allein halten.

Am Anfang des folgenden Dreitaktes steht aber nun nicht, wie man erwarten sollte, eine säkulare, sondern eine rationale Haltung, der um 1400 säkulare und um 1450 sakrale folgen. Ohne weitere Begründungen hier geben zu können, seien die weiteren Abfolgen kurz genannt: Um 1500 säkular, um 1550 rational, um 1600 sakral, um 1650 rational, um 1700 säkular, um 1800 sakral, um 1850 säkular, um 1900—1950 rational.

Bei der zeitlichen Abgrenzung, die in obigem Schema nur als ganz ungefähre angegeben ist, scheint mir eine sehr sorgfältige Beobachtung des Generationsproblems, das ja aber leider im großen nur in der nichtanonymen Kunstgeschichte verwertbar ist, eine wesentliche Voraussetzung zu bieten. Jedenfalls ist Pinder darin voll zuzustimmen, daß überlieferte Entstehungszeiten, übrigens von allen Emanationen, auch von denen der Literatur, Philosophie, Religion — sehr irreführend sein können. Es stehen eben — wie in unserer Zeit datierte Werke (1932) — etwa Lieber-

manns (Stil von 1880), Pechsteins (Stil um 1910) und von Thoms (Stil Jetztzeit) — immer zu gleicher Zeit Werke von drei Generationen nebeneinander. Aber auch die Kenntnis der Lebensdaten kann in solchen Fällen nicht immer genügen, in denen etwa Generationsgenossen von Liebermann wie Chr. Rohlfs 1932 nicht ihren Generationsstil, sondern den etwa der Zeit um 1910 verwenden.

Gerade diese Tatsachen erweisen aber, wie ungeheuer wichtig die Erkenntnis des wahren Ablaufes ist, und daß die erwünschte Ordnung in dem scheinbaren Chaos nur aus einer Einsicht in die treibenden Kräfte gewonnen werden kann. Welche törichten Verschiebungen sich bei Nichtbeachtung dieser Voraussetzungen ergeben, kann sehr deutlich am Beispiele Grünewalds klar gemacht werden, dessen Werke der Renaissance und einer ganz säkularen Haltung — völlig unsinnigerweise — einfach deswegen zugeschoben werden, weil sie rund um 1510—30 datierbar sind. Ich habe schon vor Jahren gegen dieses ungeistige und philiströse Pochen auf den „Schein" protestiert, die Entstehungsdaten als irreführende bezeichnet und für ein früheres, als seither angenommenes Geburtsdatum plädiert.

Der zweite Punkt, auf den hier dringlich verwiesen werden muß, ist der, daß es sich bei dem Gesamtablauf nicht um eine einfache Bewegung und Gegenbewegung (These oder Antithese, Evolution und Revolution, Aktion und Reaktion oder wie man die „Polarität" benennen will) handeln kann. Nur so erklärt es sich, daß z. B. auf sakral geführte Epochen — wie um 1300—1350 — nicht säkulare folgen usw. Die tieferen Gründe für den Wechsel der Schicksalskräfte aus der Generationsfolge so abzuleiten — wie Pinder will —, daß die Söhne meistens, grob gesagt, das Gegenteil der Väter, die Enkel das Gleiche wie die Großväter erstrebt hätten, scheint mit den Tatsachen nicht vereinbar. Auf der Suche nach dem Wahren, das den führenden Geistern aller Epochen natürlich zuzubilligen ist, lag eben die Entscheidung für den einen oder anderen Weg immer offen, aber der ganzen geschichtlichen Entwicklung nach nicht die einseitige Durchführung. Schon allein die Säkularisierung der Kirche machte eine dauernd sakrale Haltung, die Christianisierung eine dauernd säkulare unmöglich und beide Kräfte: Antike und Christentum eine dauernd rational-germani-

sche erst recht. Der tiefere Grund für den Wandel liegt also in der Spannung der drei grundlegenden Faktoren, von denen jeder stark genug war, die geistig-seeliche Gesamtstruktur und damit zwangsläufig die künstlerische Ausdrucksform zu bestimmen, aber immer nur eine Zeitlang, weil die Gegenkräfte nicht ausgeschaltet werden konnten.

Der geistesgeschichtlichen Konstellation nach war das Gegebene natürlich eine Synthese, und zwar mit gleichgewichtigem Anteil der drei Hauptfaktoren. Eine solche Epoche war die Zeit um 1000, und wir wählen als ein Beispiel aus ihr die Grabplatte des hl. Bernward in der St. Michaeliskirche in Hildesheim[6]). Die gleichmäßige Erfülltheit von der christlichen Idee, der antiken Form und dem germanischen Empfindungsleben kann sich eigentlich nur simultan in der Einzigartigkeit der formgewordenen Vorstellungen ausdrücken. Der christlich-religiöse Gehalt versinnbildlicht sich in Symbolen, die den Erlöser und seine Verkünder schauen lassen, aber nicht in leiblicher Gestalt, aber auch nicht in abstrakten Ideogrammen. Christentum und Antike haben hier eine erste Synthese insofern gefunden, als Figuren, aber Figuren als Träger von Vorstellungen in wohl geordneter, harmonischer (antiker) Verteilung auftreten. Aber das höchst Eigentümliche und sehr Seltene, nämlich der klare Zuwachs des dritten Faktors findet hier deutliche Gestalt, und zwar dadurch, daß die genannten Inhalte und Formen nicht statisch ruhend, sondern aktiviert auftreten. Das Kreuz mit dem Lamm und den Evangelistensymbolen wächst aus einem baumartigen Gebilde heraus, steht, zwar sieghaft ausklingend, aber doch in einem Kräftespiel, das seine Bedeutung und Wirksamkeit — höchst bezeichnenderweise — vor allem aus dem Linearen holt. Und deshalb ist es schon keine Nebensache und kein zufälliges Weiterleben altvermittelter Motive, daß das rahmende, germanische Flechtwerk einen irgendwie spannenden und abschließenden Bedeutungscharakter erhalten hat.

Eine ebenso innige und künstlerisch noch bedeutendere Verschmelzung der drei Grundfaktoren liefert die Malerschule der Reichenau, namentlich in den Evangelistenbildern des bekannten

[6]) Vgl. Abb. 14 in V. C. Habicht: Des hl. Bernward v. Hildesheim Kunstwerke. Bremen 1922.

Evangeliars Ottos III.[7]) Die klassische, schon durch den Zusammenhang mit altchristlichen und antiken Miniaturen gegebene Haltung und der starke religiöse, christliche Gehalt sind oft genug gerühmt worden und bedürfen hier keiner weiteren Kennzeichnung. Dagegen ist das dritte Element zwar in dieser oder jener Hinsicht seiner Gestaltwerdung erkannt, aber als typisch germanisches noch nicht bezeichnet worden. In formaler Hinsicht sind es die Aktivierung der Formwerte, die Linienelemente und vor allem die Helldunkelgegensätze, die als die Hauptausdrucksfaktoren des reingermanischen Formwillens anzusprechen sind. Daß sie gleich alle drei und in solcher Stärke und in einer so seltsamen Ausgewogenheit mit den von der Antike und dem christlich-religiösen Inhalt bedingten Formwerten auftreten, verleiht diesen Arbeiten einen ganz besonderen Rang. Die Aufgabe der geforderten Synthese ist hier prinzipiell gelöst und ist auf dem Gebiete der Malerei auch nie anders gelöst worden (Grünewald, Rembrandt usw.), wenigstens hinsichtlich der Ausdrucksfaktoren auf Grund des Germanentums. Man braucht ja auch nur an die Grundelemente des größten, reinmalerischen Genies des deutschen Mittelalters — Grünewalds — zu erinnern, um die Wiederkehr des Gleichen festzustellen. Allerdings tritt bei Grünewald — der generationsmäßig und geistesgeschichtlich gesehen, ganz zu der sakralen Welle um 1450—1500 (s. o.!) gehört — der antike Faktor so stark zurück, daß es voll begreiflich wird, warum sein Einflußbereich von weit geringerer Bedeutung war als der Dürers. Nach der tatsächlich bestehenden Aufgabe ist dieser zeitliche Mißerfolg voll gerechtfertigt; ganz anders muß sich unser Urteil verhalten, wenn wir den Geltungsbereich dieser Synthese als nicht mehr verpflichtend ansehen. Davon später noch mehr.

Wir müssen zunächst erst kurz auf die synthetische Welle um 1600 eingehen, weil die Möglichkeit der Verschmelzung der drei heterogenen Elemente an sich ein höchst anziehendes Problem bildet und weil die Tatsache so selten — und uns auch schon fremd — ist. Nach der kurzlebigen Welle um 1530 und deren säkularen Grundhaltung folgt eine ausgesprochen rationale, die um 1600 in einer sakral geführten Synthese endet.

[7]) Vgl. Abb. 27 in H. Swarzenski: Vorgotische Miniaturen. Königstein o. J.

Die hochinteressante Übergangszeit — ca. 1550—1600 — ist ganz erfüllt von der reingermanischen Sehnsucht und erhält hier zum ersten Male eine klare Orientierung an den Leistungen der eigenen Vergangenheit. Mit der Romantik — der bekannten des 19. Jahrh. — hat diese Einstellung direkt nicht viel gemein, indirekt, in der Grundstruktur aber doch Wesentliches. In diese Epoche fällt die eigentliche Geburt des Historizismus. Denn weder die Renaissancen (die karolingische, die ottonische, die des weichen Stiles um 1400 und die der Zeit um 1500) waren wirkliche ,,Wiedergeburten", überdies entscheidend durch die säkulare Haltung bestimmt, noch hatte je vorher eine ,,romantische" Sehnsucht nach einem Gehabten und Verlorenen eine entscheidende Rolle gespielt. Nun aber erwacht ganz deutlich eine echte Sehnsucht nach dem Mittelalter und findet in der neogotischen Bewegung ihren Ausdruck. Die rationale Grundhaltung gestattet aber nicht wie in den säkularen Epochen eine Antikorientierung, so nun eine wirkliche Orientierung am Mittelalter, sondern nur eine eklektische Auswahl. Die von einer sakralen Grundhaltung geführte Synthese um 1600ff. gibt dem germanischen Faktor wieder den nötigen Halt gleichsam nach beiden Seiten und läßt nahezu gleichgewichtig allen drei Voraussetzungen ihr Recht.

Wir wählen als Beispiele die Marienkirche in Wolfenbüttel[8]) und die Gestalten Adams und der Eva von L. Münstermann (Mus. Oldenburg)[9]), beide Zeugnisse von protestantischen Künstlern, weil an ihnen die Verschiebung der Schicksalsfaktoren eindeutiger klar gemacht werden kann, als an süddeutschen katholischen. Dilthey[10]) hat überzeugend nachgewiesen, daß die wohl vorbereitete, aber doch schöpferische Tat Luthers vor allem darin zu sehen ist, daß er den Schwerpunkt des Religiösen in das Diesseits und in die Vollendung im Dasein verlegt hat und daß das reingermanische Element, der Drang nach Betätigung dabei ausschlaggebend war. Das kann nach unseren Beobachtungen auch gar nicht anders sein, da Luthers Auftreten und Denken in eine säkular geführte Epoche fällt. Allerdings hat dieser säkulare Faktor ein ganz anderes Aus-

[8]) Vgl. Abb. S. 172 in A. Stange: Die deutsche Baukunst der Renaissance. München 1926.

[9]) Vgl. Taf. VII in A. E. Brinckmann: Barockskulptur Bd. II (Handbuch der Kunstw.).

[10]) Vgl. W. Dilthey, Ges. Schriften II. Bd. Leipzig 1921.

sehen und Wollen als um 1230 oder um 1400 und ganz fraglos durch das Verblassen des antiken Vorbildes und durch die ethische Sublimierung des Begriffs der Vollendung im „Dasein", die nun nicht mehr in sinnlichen, ästhetischen oder geistigen Genüssen gesucht wird, aber immerhin in einer „Rechtfertigung durch den Glauben" und das heißt einer Anerkennung der Persönlichkeit. Von den zwangsläufigen Endergebnissen ist zwar um 1600 schon allerlei zu merken, im großen herrscht aber ein freudiges und inniges Bekennertum zum wahren Glauben an Christus — und sich selbst. Dieses unerhört Neue, das Auf-sich-selbst-gestellt-sein, die — konsequent gedachte — Ablehnung aller Mittlerschaft — haben der sakralen Haltung ein gänzlich verändertes Aussehen geben müssen, dessen letzter Sinn sich ganz deutlich in der sakralen Haltung um 1800 offenbart. Waren es bei Luther noch die Tendenzen der christlichen Vollendung, in der Familie, im Staate, so sind es nun ganz offen welterlösende Gedanken im Sinne einer Naturreligion, theopanistische Schwärmereien (Novalis usw.), die vom Mythos und der Heilstatsache immer weiter abrücken. Für die bildende Kunst von wesentlichem Einfluß sind bei dieser neuen sakralen Haltung (um 1600) der rationale Einschlag (Vernunftreligion) und das germanische Element. Das Zurückgreifen auf die mittelalterliche Hallenkirche, als welche die Wolfenbütteler Marienkirche errichtet ist, und die Übernahme vieler gotischer Einzelformen im Inneren und Äußeren setzen die retrospektive Haltung der vorangehenden Epoche, aber nun mit sachlicher und gereifter Entschiedenheit fort. Zugleich haben die klaren, weiten Raumlösungen einen klassischen Klang, der wichtiger ist als manches im Dekor, was letzten Endes auf die Renaissanceornamente zurückgeht. Der ausgesprochen synthetische Charakter in einer etwa gleichgewichtigen Verbindung antiken, christlichen und germanischen Formempfindens ist fraglos vorhanden, aber verglichen mit Arbeiten der Epoche um 1000 von unverkennbar geändertem Tenor durch das Überwiegen des rational-germanischen Faktors.

Ebenso klingt in den kleinen Eichenholzfiguren Münstermanns das Körperideal der Renaissance und der säkulare Zug in der Realistik der Akte noch nach, aber die merkwürdigen, dumpfen und gespannten Bewegungen, die Aktivierung der Formwerte überhaupt lassen über den germanischen Einschlag keinen Zweifel aufkommen.

Auch hier geht die Bindung an das Sakrale über das einfach Thematische hinaus, indem die schwebenden Haltungen wie von einem unsichtbaren Kraftfeld gespannt werden. Allerdings rücken diese Formwerte, der ganzen sakralen Einstellung gemäß, mehr in den Bereich vernünftiger Begründung, indem sie wohl ein schicksalsmäßiges „Außerhalb" ahnen lassen, zugleich aber die Vorstellung von einem schweren und gequälten Schlafen vermitteln.

Wir sehen das scheinbare Chaos also anders an, als es seither geschehen ist und lehnen eine Periodizierung nach den Kunstgebieten (Ligeti: Architektur — Plastik — Malerei), aber auch nach einzelnen Formwerten (etwa klassisch — manieristisch — Barock usw.) ab. Die Vielfalt der Erscheinungen ist aber deswegen keine zufällige, sie untersteht einem dreitaktigen Rhythmus, je nach dem Hervortreten des einen oder anderen grundlegenden Faktors. Synthetische Verschmelzungen der drei Faktoren sind selten, und es ist kein Zufall, daß die reibungsloseste zwischen Antike und Christentum auch in deutscher Kunst erfolgen konnte und daß diese Epochen als die klassischen gelten, ja als die Höhepunkte deutscher Kunst überhaupt — trotz des inneren Widerspruchs und der Unmöglichkeit der Vereinigung der Voraussetzungen: Vollendung im Dasein und Erlösung vom Dasein. In Wirklichkeit besteht die Reibungslosigkeit darin, daß die säkulare Haltung überwiegend führt und daß von einem Christentum nur an der Oberfläche gesprochen werden kann. Der germanische Faktor wirkt gleichsam wie ein europäisches Gewissen und findet schließlich durch die Reformation auf der Basis der Vernunft einen Scheinausgleich (etwa 1600).

Gegen die säkulare und sakrale Haltung ruft der germanische Drang, zu suchen und zu wirken, immer wieder die Kräfte der Vernunft auf, unzufrieden mit der einen oder anderen Lösung. Nur zweimal folgt auf die säkulare oder sakrale Haltung nicht die rationale, nämlich um 1450 auf eine säkulare eine sakrale und um 1850 auf eine sakrale eine säkulare. Aber im ersten Falle ist die sehr starke Beteiligung des germanischen Faktors (in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.) gewiß, und man kann schwanken, ob man die Gesamthaltung sakral oder rational-germanisch nennen soll, und im zweiten Falle ist es bei der sakralen Stufe (um 1800—1850)

ähnlich, indem hier etwa in der Religiosität eines Schleiermacher oder Hegel oder in der Dichtung eines Novalis oder in der bildenden Kunst der Nazarener und Romantiker wieder das germanische Element eine sehr entscheidende Rolle spielt.

Diese Beispiele sind übrigens absichtlich hervorgehoben, weil sie zeigen, daß die Beachtung des Dreitaktes zwar eine allgemeine Orientierung in dem scheinbaren Chaos gibt, daß es aber eine Hauptaufgabe einer näheren Untersuchung sein müßte, die Wandlungen der sakralen, säkularen und rationalen Haltungen aufzuweisen und genauer zu bestimmen, was unter sakraler Haltung um 1000 oder 1200 oder 1300 usw. verstanden werden muß. Am besten wäre es, für jede dieser Haltungen einen eindeutigen Begriff einzuführen, der nicht wiederholbar ist, um dadurch so unergiebigen Vergleichen und Verwechselungen aus dem Wege zu gehen, wie sie unter Verwertung von ganz inhaltlosen Begriffen wie Gotik und Renaissance etwa mit dem Ergebnis völliger Verzerrung der Tatsachen entstehen müssen.

Und noch etwas wäre sehr zu beachten. Gewiß stehen über der deutschen geistig-künstlerischen Kultur die drei bestimmenden Schicksalsfaktoren: Christentum, Antike und Germanentum als lebendige und unumgehbare Gedanken. Aber es sind immer wirkliche und zwar schöpferische Menschen gewesen und nicht etwa metaphysische Kräfte („Würfe der Natur"), die diese Gedanken gelebt, erlebt, gedacht und zur Richtschnur für Millionen gemacht haben. Drei Wege gleichsam waren immer vorhanden, aber stets sind es Führer gewesen, die den einen oder anderen eingeschlagen haben, und stets haben sie Verschiedenes auf ihnen gefunden. Für die historische Wertung können selbstverständlich nur die Erfüllungen der bekannten Voraussetzungen entscheidend sein. Aber schon bei den Parallelen Dürer-Grünewald oder Rubens und Rembrandt rebelliert unser bluthaft gebundenes Empfinden, und wir beargwöhnen das „Muß" der schicksalhaften Konstellation. Die geschichtlichen Tatsachen scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Immer deutlicher wird die Zuspitzung auf eine Synthese aus nur zwei der regierenden Faktoren und immer leidenschaftlicher der Kampf, wer endgültig auszuschalten sei: Antike oder Christentum. Die Wahl kann nicht schwer sein. Die Rolle der Antike ist ausgespielt, sie hat als Mitfaktor auch bereits Unüberbietbares ge-

leistet. Es bleibt die Synthese Christentum — Germanentum. In dem fraglos vorhandenen Gesundungsprozeß, den die Architektur schon vollzogen hat und immer stärker vollzieht, kann das Signum der neuen Synthese noch nicht abgelesen werden.

Die Hauptabsicht dieser vorläufigen Betrachtungen ist getragen von dem — auch von Pinder geforderten — Mute zu Selbstverständlichkeiten, denn an sich ist die Abhängigkeit unserer Kultur von den drei Faktoren: Christentum — Antike — Germanentum eine banale Tatsache. Aber wie der mehrdimensionale Begriff der Zeit zwar gewußt, aber so wenig beachtet worden ist, daß Pinders Hinweis wie eine notwendige Entdeckung wirkte, so muß auch für die Erklärung des Wandels das Entscheidende nicht dann und wann einmal genannt, sondern als Schlüssel wirklich angewandt werden.

DIE KUNSTBEWEGUNG DES ITALIENISCHEN „MANIERISMUS“ UND IHRE EINORDNUNG IN DIE KULTURGESCHICHTE

VON FRANZ ARENS

I.

Wiewohl die Kunstforschung den solange in spottendem Sinn verwandten Ausdruck „Barock“ schon seit etwa einem halben Jahrhundert rehabilitiert hat und es seitdem (unter reger Teilnahme der Literarhistoriker) Brauch geworden ist, ihn auch zur Kennzeichnung eines bestimmten Kulturzeitalters ohne jeden tadelnden Beigeschmack zu verwenden, hat die wissenschaftliche Kulturgeschichtsforschung noch nicht allzuvielen Eifer darauf verwandt, die „barocken“ Seelenzüge (denn mit der Kostüm- und Sittengeschichte allein ist es doch nicht getan) für die einzelnen europäischen Kulturen und die abendländische Gesamtgesittung herauszuarbeiten, vielmehr dies Amt fast ausschließlich den Geschichtsphilosophen überlassen, aus deren Kreis allerdings so manche glänzende, ernstzunehmende Leistung dieser Art zu verzeichnen ist.[1])

Und doch sollten Probleme dieser Art nicht allzusehr auf die lange Bank geschoben werden: denn ehe noch der kulturgeschichtliche Barockbegriff so recht geklärt ist, hat die heute sehr lebendig arbeitende Kunstwissenschaft sich schon mit sichtlichem Erfolg daran gemacht, einen weiteren Ekelnamen der kunsthistorischen Schreckenskammer zu einem ganz vollwichtigen Stil-

[1]) Ich nenne hier nur eben andeutend die Namen Spengler, Cornelius, Dempf, H. Schneider, Croce und — mit besonderem Nachdruck — Joël. — Daß ich selbst an einer Darstellung der italienischen Barockkultur arbeite und zunächst einmal einen Vorläufer dieser Arbeit unter dem Titel „Die Kultur Italiens im Zeitalter der Glaubenserneuerung“ druckfertig machen konnte, darf ich, in der Hoffnung, daß die Drucklegung zunächst dieses Buchs doch wenigstens in absehbarer Zeit möglich werden möchte, wohl in diesem Zusammenhang erwähnen.

begriff durchzuklären: den des „Manierismus“. Ja, es wird im Kreise der Kunsthistoriker auch bereits über die kulturgeschichtliche Rolle dieser Kunstbewegung des 16. Jahrh. ein so lebhafter Meinungsaustausch gepflogen, daß der Kulturhistoriker allen Grund hat, seinerseits von diesem — die Periode der barocken Kunst und Kultur unmittelbar streifenden — Problemkreis Kenntnis und dazu Stellung zu nehmen. Und dies, trotzdem gerade in allerjüngster Zeit ein auch die Manierismusfrage sehr eindringlich behandelndes kunstgeschichtliches Buch[2]) seine Mitarbeit auf weite Strecken kunsthistorischer Abläufe hin, darunter auch für die Epoche des Manierismus, sogar schon im vorhinein für erkenntnisunwesentlich (obschon nur in spezifisch kunsthistorischem Sinn) erklärt hat.

Die Forschungen über einen Stilbegriff des „Manierismus“ haben ihren Ausgangspunkt von bestimmten Tatsachen der italienischen Kunstentwicklung genommen und sind auch nur in deren Umkreis zu solcher Klärung gediehen, um Überlegungen über die Beziehung dieser Stilrichtung zur Kulturgeschichte eine hinlänglich breite Grundlage bieten zu können. Zudem ist die Rolle Italiens im Gesamtbereich des europäischen Kulturschicksals und Kunstschaffens gerade für das 16. Jahrh. eine so ausgeprägt einzigartige, daß eine unbedenkliche Übertragung der am italienischen Material gewonnenen Erkenntnis- und Periodisierungskriterien auf Kunst und Kultur anderer europäischer Länder das schwierige Problem nur zu verwirren vermocht hat. So wollen wir denn unser Augenmerk hier ganz auf das Sonderproblem des italienischen „Manierismus“ konzentrieren und erst, wenn wir darüber zu einiger Klarheit gelangt sind, einen abschließenden Blick auf Analogieerscheinungen anderer europäischer Länder werfen.

Von „Manier“ sprach schon Vasari in seinen Künstlerbiographien — ohne zu ahnen, daß späteren Geschlechtern gerade seine eigene Arbeitsweise von solchem Makel ganz besonders be-

[2]) Ernst Michalski, Die Bedeutung der ästhetischen Grenze für die Methode der Kunstgeschichte. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1932. — Auf die Stellungnahme des Verf. zum Problem des Manierismus wird unten näher eingegangen werden; seiner grundsätzlichen Anschauung über das Verhältnis zwischen Kunst- und Kulturgeschichte dagegen werden hier nur ganz knappe kritische Bemerkungen gelten dürfen: ich gehe darauf in der Ztschr. f. Ästh. u. allg. Kunstwiss. (XXVII, 253 f.) näher ein.

haftet erscheinen würde. Etwas mehr historische Dichtigkeit gewinnt der Begriff dann im reifen und vor allem im späten Barock, bei Malvasia und Bellori: aber auch dieser letztere, bereits wieder mehr klassizistisch eingestellte, Vitenschreiber hat den Ausdruck nicht ausschließlich einer bestimmten geschichtlichen Erscheinung vorbehalten, sondern auch auf eigene Zeitgenossen (wie z. B. den Bildhauer Algardi) angewandt.

Bereits er hatte es im übrigen auf diejenige Gruppe von Künstlern besonders abgesehen, die gegen die Mitte des 16. Jahrh. vor allem in Florenz den Ton angab und auf deren zumeist vielfigurigen Kompositionen die Vorliebe für seltsam gesuchte Attitüden und komplizierte Verschlingungen den Verdacht nahe zu rücken schien, es habe sich hier vor allem um eitle und schwache Epigonen von Michelangelos Weise gehandelt. Diese Florentiner Manieristen haben denn auch bei allen in den letzten Jahrzehnten angestellten Bemühungen[3]) um eine tiefere Erfassung der „manieristischen" Schaffensweise die unumgängliche Grundlage jeder ferneren Er-

[3]) Zu den ersten, die sich der stilistischen Sondereigenart des Manierismus bewußt wurden, gehörten Aloys Riegl und A. L. Mayer. Die für die stilistische Eroberung des Barockbereichs so maßgebenden Forschungen Strzygowskis und zum Teil auch Wölfflins schenkten den Manieristen so gut wie gar keine Beachtung, auch in den sorgfältigen Darstellungen von Voß kommen sie nicht genügend zur Geltung. Dagegen haben aus dem Kreise der Wiener Schule L. Fröhlich-Bum, Max Dvořák und Dagobert Frey Wichtiges über sie gesagt; die manieristische Kunstlehre untersuchte neben Jul. v. Schlosser vor allem der Hamburger Professor Panofsky, im ganzen ist die geschlossene Erkenntnis des gesamten Stilphänomens überhaupt mehr reichsdeutschen Forschern zu verdanken, zumal dem Kreise Wilhelm Pinders, der in seinem „Problem der Generation" wegweisende Anregungen gab, während sein Schüler Nikolaus Pevsner in wiederholter fördernder Auseinandersetzung zumal über die kulturgeschichtliche Problematik des Stils mit (dem seinesteils mehr zu negativer Haltung geneigten) W. Weisbach die Grundlage für seine bedeutende kunstgeschichtliche Gesamtüberschau der Epoche im „Handbuch der Kunstwissenschaft" befestigte. Auch der schon erwähnte E. Michalski kommt aus Pinders Schule, verfolgt freilich eine ganz besondere, eigene Wegrichtung. Sehr viel ist zur Klärung des Fragenkreises wohl noch von W. Friedländer zu erhoffen, dessen unbefangene, weder in weltanschaulichem, noch in formalistischem Sinn zu straffer Formulierung neigende, trotzdem aber dem Eigenwesen des Manierismus wenig schuldig bleibende Äußerungen freilich die kulturgeschichtlichen Probleme zunächst außer Betracht gelassen haben. Zur ästhetischen Analyse des manieristischen Stils hat dann noch Marg. Hoerner beachtenswerte Beiträge geliefert, die auch kulturgeschichtliches Interesse bieten.

kenntnis geliefert. Es ist allerdings zeitweise, zumal von österreichischer Seite, versucht worden, vor allem das manieristische Grundwesen des aus dem Florentiner Sartokreis hervorgegangenen Jacopo Pontormo (geb. 1494) in Zweifel zu ziehen, aber wenn auch auf diesem Wege die Einsicht in die manieristische Stilgesinnung des Correggioschülers Parmeggianino (geb. 1509), sowie diejenige des Tintoretto (geb. 1518) und Greco (geb. 1547) mannigfache Vertiefung erfahren hat, so scheint es mir doch durchaus richtig, von den Florentinern, und zwar gerade von jener Wendung im Schaffen des Pontormo den Ausgang zu nehmen, die diesem, knapp nach Raffaels Tod, den Vorwurf der Dürernachahmung eingetragen hat. Jedenfalls hat Pevsners Handbuchdarstellung des manieristischen Malstils in Italien dieser Schaffensweise bereits das Maximum jener räumlich-zeitlichen Weite vindiziert, auf das sie je Anspruch zu erheben vermöchte, ja, in einzelnen Punkten (hier würde ich besonders Paolo Veronese im Sinne haben) diese Maximalgrenze vielleicht schon überschritten. Auch der Anteil der aus der Hochrenaissancegeneration selbst hervorgegangenen manieristischen Schöpfungen an der Gesamtausbeute des „antiklassischen" Stils ist sowohl von Pevsner, wie auch von Friedländer (der diesen letzteren Audsruck geprägt hat[4]), klar herausgestellt worden. Wir werden auf einige dieser Punkte noch dort, wo wir die kunstgeschichtliche Einordnung der manieristischen Stilbewegung zu erörtern versuchen wollen, zurückzukommen haben, müssen aber im ganzen doch auf das Pevsnersche Werk selbst verweisen: nur so viel mag resümierend gesagt sein, daß die manieristische Kunst vor allem Arbeiten der zwischen 1500—1550 Geborenen umfaßt (Pinder), daß sie nicht nur in Florenz, Parma und Venedig (hier wären von bekannten Namen noch Schiavone und die Bassani zu nennen) vertreten ist, sondern auch in Siena (Beccafumi), Urbino (Teile von Baroccios Werk), Ferrara und Bologna (Fontana, Calvaert, Sabbatini und Sammacchini, Mastelletta und Faccini), Mittelitalien (die Zuccari und Circignani), Süditalien (Giuseppe

[4]) Er ist zwar wohl ein wenig zu allgemein gehalten, um sich zur Bezeichnung eines bestimmten, zeitbegrenzten Stils so recht zu eignen. Ich selbst spreche gern von „spiritualistischer" Kunst, doch kann man dagegen immer die natürlich auch hier nicht fehlenden „leeren" Werke ins Feld führen. Bleibt also einstweilen wohl doch nur der alte Name, den man aber von jeder Sinnesbeziehung zum Worte „manieriert" völlig lösen müßte!

d'Arpino, Santafede), Genua und ganz besonders auch in Mailand, wo schon der nordisch beeinflußte Gaudenzio Ferrari und der auch baukünstlerisch tätige Suardi (Bramantino) mit ihr Gemeinsamkeiten aufweisen, während in den Procaccini, Cerano, Morazzone ein durchaus lebendiger[5]) Manierismus dort noch um ein Beträchtliches die Jahrhundertwende überdauert. Daß die Florentiner überdies manieristische „Kolonisations"arbeit in Frankreich (und damit indirekt auch in Holland) geleistet haben, sei nur ergänzend angefügt, ebenso, daß einzelne Nordländer zumal bei der Ausformung der manieristischen Plastik in Italien eine Rolle gespielt und durch ihre Schüler wiederum auf den Norden rückgewirkt haben (Giambologna, Villafranca). Im übrigen ist die manieristische Sonderart in der Skulptur Italiens (zu denken ist, vom späten Michelangelo abgesehen, hier u. a. an Cellini, Ammanati, Vittoria, Pietro Bennini, wohl auch der jüngeren der modenesischen Begarelli) noch lange nicht so scharf herausanalysiert worden, wie das für die Malerei geschehen ist, und die so ganz anders gelagerte Frage eines baukünstlerischen Manierismus hat es zu ihrer befriedigenden Lösung wohl noch recht weit, ja, es darf einstweilen noch die Möglichkeit offen gehalten bleiben, daß manieristische Eigentümlichkeiten sich in der Architektur nur nach der dekorativen Seite oder als besondere Stimmungsbetonung einer im übrigen frühbarocken Schaffensweise haben verwirklichen können.[6]) Wie dem aber auch immer sein mag: in der Malerei (und gutenteils wohl auch der Bildnerei) ist der Manierismus zumindest in der Zeit von etwa 1520—1590 für Italien der schlechthin beherrschende Stil gewesen, so daß dann eine dieser Epoche italienischer Geschichte zugewandte kulturgeschicht-

[5]) Anderwärts ist es meist nur ein absterbender Manierismus, der sich so lange hielt: so die Richtung des Cesari d'Arpino und des Fed. Zuccari in Rom, des Santafede in Neapel usw. Denn Baroccio (1535—1612) ist schon ein ausgesprochener Übergangsmeister, und Greco ist zu früh in ein anderes Milieu versetzt worden, um für Italien als paradigmatisch gelten zu können.

[6]) Eine Untersuchung Michalskis über Manierismus in der Architektur liegt noch nicht im Druck vor. Vorsichtige Anregungen gab Panofsky; mehr vom Weltanschaulichen her wurde das Problem aufgenommen durch Dagob. Frey und besonders C. Hagelberg, die aber vor allem die baukünstlerische Leistung des Michelangelo auf ihre barocken und manieristischen Beziehungen zu untersuchen bestrebt waren.

liche Betrachtung notwendig gerade ihn als wesentlichste künstlerische Hervorbringung jener Tage ins Auge fassen muß.

II.

Wir wollen nun weiter zuerst die formalen, sodann die seelischen Hauptwesenszüge dieser manieristischen bildenden Kunst Italiens kurz festzulegen trachten.

Die Körperbildung auf manieristischen Bildern bevorzugt, wenn man sie gegen die reife Rundung der Renaissancegestaltung hält, merklich die Höhendimension: wir finden oft langgestreckte Körper mit kleinen Köpfen, überlangen Schenkeln, schmalen Schultern, indes die akzentuierte Hüftenbreite den Gesamteindruck der Schlankheit eher noch durch Gegensatzwirkung unterstreicht. Diese Schlangenmenschentypen können nach Belieben zerbogen, durcheinandergepreßt, auseinandergewirbelt werden, unstatisch und gleichsam schwerelos auch in der Verteilung der Körpergewichte. Sie fügen sich passiv in weite Zusammenhänge, tauchen unter in einem Gewühl von Lichtern und Dunkelheiten (v. Busse), und, wenn auch zumal die Anfänge des Stils Nuditäten keineswegs verschmähen, so wird man doch jene Freude an voller Darbietung des Körperlichen, die uns dazu berechtigen würde, die Hochrenaissancekunst geradezu als „plastische Malerei“ zu bezeichnen, der manieristischen Kunst aberkennen müssen[7]); ja, nicht selten darf man bei ihr sogar von einer wirklichen „Entkörperungs“tendenz reden. Die Skulptur verfolgt die gleiche Richtung: die Kombination riesiger Gliedmaßen mit weichlicher Muskulatur fällt hier besonders auf.

Auch der Raum wird von den Manieristen ohne Wirklichkeitsstreben behandelt: hier bleibt Dvořák, der das Raumtiefeerschließende des Tintoretto rühmt, mit seiner Ansicht vereinzelt gegenüber jenen Analytikern, die von „Raumlosigkeit“, „Nichtausgedehntheit“, „Raum des Wunders“ sprechen. Die aufschlußreichsten Beobachtungen sind wohl in diesem Belange diejenigen Pinders, der das „Konkave“ des Bildraums betont, und Pevsners, der das „Saugende“ des in die Tiefe zerrenden „Raumstrudels“

[7]) Hier scheinen mir gegen K. H. Busse (und doch wohl auch Pevsner) M. Hoerner und Voß mehr im Rechte zu sein; der letztere spricht von einer „Vereinigung von morbidezza und Plastik“.

kennzeichnet. Auch hier also eine gewisse Abstraktheit und Negation, ja, ein gewisser Verunklärungshang, gegenüber dem konkreteren, klarheitsfreudigeren Zug der reifen Renaissance. Dagegen bleibt die „ästhetische Grenze" — d. i. die strenge Trennung von Bildraum und Beschauerrealraum — im Sinne Michalskis (welche überaus schwerwiegenden Schlüsse dieser Autor aus dem erwähnten Kriterium ableitet, wird weiter unten deutlich werden) — bei der Mehrzahl manieristischer Kunstwerke weiterhin gewahrt; nur in den (nach Michalski noch stärker von protobarocken Strömungen durchzogenen) Frühzeiten des Stils begegnen häufigere Überschneidungen dieser Grenze.

Kompositorisch teilt die manieristische Kunst eine gewisse Neigung für vielfigurige Vorwürfe, bei deren Behandlung jedoch die Einzelfigur nie völlig im Ganzen aufgeht, weniger mit der Hochrenaissance, als mit den meisten Schulen des Quattrocento. Völlig unrenaissancemäßig dagegen ist der ausgesprochene Hochdrang der Manieristen, ihre Vorliebe für Engstellungen, Parallelführungen, Aneinanderreihungen, blockmäßige Starre, die Vermeidung von Kontrapostwirkungen zugunsten einer eher der mittelalterlichen Kunst kongenialen „Linienkonsonanz". Eine latente Gespanntheit bleibt überhaupt kennzeichnend für ihre ganze Schaffensart, deren Mangel an kompositorischer Geschlossenheit auch Pinders Vergleich manieristischer Bilder mit Teilen eines fortlaufenden Filmstreifens wirksam unterstreicht.

Positiver als ihre Einstellung zur Farbe, die, grundsätzlich an der Lokalfarbigkeit festhaltend, doch alle sinnliche Wärme durch eine seltsame Atmosphäre glitzernder Kühle ersetzt, ist das Verhalten der Manieristen zur Problematik des Lichts — verstehen sie sich doch auf die erregende Magie des von jähen Helligkeiten durchjagten Halb- und Helldunkels — und der Bewegung, die freilich bei all ihrer Intensität sich nie geschlossen über längere Strecken hinzieht, nie scharfe Zielstrebigkeit bekundet, sondern sich's am Richtungslosen einer um die eigene Achse kreisenden Kurvatur genug sein läßt. „Bewegt" ist ja überhaupt die ganze innere Gesamtform dieser unstatisch kreisenden Kunst: darin ist D. Frey durchaus recht zu geben.

Daß die von uns betrachtete Kunstrichtung nicht im Geiste vollreifer Renaissance auf Einfangen der natürlichen Umwelt

(aus deren Bereich sie das Nichtmenschliche von vornherein wenig interessiert) ihr Hauptaugenmerk richten konnte, liegt nach allem Gesagten auf der Hand. Doch dürfte ihr Antinaturalismus, den erst ganz zu Ende der Periode einige unentwegte Nachzügler auch theoretisch auf ihre Fahne zu schreiben wagten, mehr (wie es schon Bellori sah und wohl auch Friedländer meint) in ungebundener Phantastik ausgeschweift, als sich theoretisch-gesetzhaften Bindungen eingepaßt haben; auch war er nie von solcher Unbedingtheit, daß deshalb das Studium anatomischer und sonstiger Finessen völlig ausgesetzt hätte.

Immerhin war es wohl auch schon jene Teilabwendung von dem imitative Grundtriebe und maßliebenden Schönheitsdrang in ein System grandioser Universalkonventionen zusammenpressenden Wesen der Hochrenaissance, was den Manieristen bis knapp an die Grenze unserer eigenen Tage jede Teilnahme der Nachwelt entzogen hat. Denn von dem Vorwurf der „Unnatur" oder „Maniertheit"[8]) ist es im üblichen ästhetischen Jargon ja nicht eben weit zu dem ferneren Vorhalt der „Kälte", „Leere", „Seelenlosigkeit", äußerlichen „Virtuosenhaftigkeit" usw., wie er in allen Kunstgeschichten älteren Typs zu finden ist und im ganzen doch auch von Weisbach wieder aufgenommen wurde.

In welchem Lichte erscheint uns nun heute bei unbefangener Betrachtung die seelische Haltung von Italiens manieristischer Kunst?

Hier ist noch vorher eine grundsätzliche Bemerkung erforderlich. Zwar erscheint uns bei aller Wertschätzung des neuartigen phänomenologischen Kriteriums der „ästhetischen Grenze", von dessen besonderem Gesichtswinkel aus Michalski die relative Renaissancenähe des Manierismus glaubhaft machen konnte, dieses raumästhetische Moment doch nur als eines der die formale Eigenart dieser Kunstrichtung bestimmenden Elemente, und da

[8]) Ich halte es nicht eben für sonderlich glücklich, wenn sonst verdiente Forscher die in der Namengebung „Manierismus" zu dauerndem Niederschlag gelangte einstige Mißbilligung solcher „Manier" allem heutigen Wortgebrauche als Grundlage aufzwingen wollen. Fällt es doch heute niemandem mehr bei, in „gotischen" Werken Spuren eines Völkerwanderungs„barbarismus" aufzusuchen, und auch Croces Versuch, den alten Tadelsinn des Wortes „barock" einer Beurteilung der geschichtlichen Erscheinung „Barock" zugrunde zu legen, wird ein historisch Denkender nicht billigen können.

es ja, für sich allein genommen, die auch von Michalski selbst nicht bestrittene Stilselbständigkeit dieser Kunst durchaus nicht in klares Relief zu setzen vermag, nicht gerade als das letzterdings wesensentscheidende. Aber sein Bestreben, bei der stilbestimmenden Denkarbeit nach Möglichkeit Kriterien objektiverer Art das letzte Wort zu lassen, findet durchaus unseren Beifall, und so glauben auch wir in der Tat, daß über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zur manieristischen Kunstsphäre nur die hier in ein paar knappe Leitsätze zusammengedrängten Eigentümlichkeiten formalästhetischen Charakters entscheiden können, nicht aber Eigentümlichkeiten seelischer Art oder gar deren wertende Diskriminierung. Gegen diese letzte Forderung verstößt nun nicht allein Weisbach, der eine gewisse elegante Leere und auf Kennerbeifall lüsterne Virtuosenspitzfindigkeit als Grundwesen des Manierismus sozusagen a priori statuiert und alle von tiefem Gefühl und religiöser Wärme durchpulsten Werke demgemäß eo ipso dem Manierismus aberkennt, sondern auch Dvořák, der in seiner Entdeckerfreude seinerseits wieder alles Abstrakte, intellektueller Krücken Bedürftige, Sensationslüsterne aus dem „eigentlichen" Manierismus auszuscheiden bemüht war. Wir müssen vielmehr, gleichviel, ob Freunde oder Gegner dieser Kunstrichtung, das, was sich uns formalästhetisch einmal als manieristisch zu erkennen gibt, auch wirklich als solches anerkennen und in gleicher Weise zur seelengeschichtlichen Deutung des Stils heranziehen.

Und da ergibt es sich dann freilich[9]), daß beides im Manierismus lebt: der poetisch-magische Zug des Tintoretto (aber auch des Frühmanieristen Pontormo), die unheimliche Dämonie des Beccafumi, das stürmische Temperament des Rosso Fiorentino, die fromme Seeleninnigkeit des Baroccio, die Jenseitsdurchglühtheit des Greco und Cerano (zeitweise auch des Parmeggianino) auf der einen Seite; auf der anderen aber die in wunderlichen Subtilitäten sich gefallende Hofkunst eines Vasari, Bronzino (nicht als Porträtisten: das gehört auf ein anderes Blatt) oder Zucchi, manche

[9]) Auch Weisbach gibt in seinen aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen zur Manierismusfrage zu erkennen, daß er immerhin in wachsendem Maße bereit ist, auch im spätcinquecentistischen Schaffen von Venedig und Urbino den manieristischen Einschlag wahrzuhaben.

mondän-elegante Arbeit der Parmenser Schule und vor allem natürlich die vielen kühlen und matten Routiniersleistungen der noch tief ins Seicento hinein weitervegetierenden Spätmanieristen. Wir finden Werke asketisch-erdentrückter Wesenheit unter den Schöpfungen des Stils und solche, in denen sich eine nicht eben sonderlich kraftvolle Lüsternheit vorsichtig herauswagt; die starknervige Freude an hanebüchener Gewaltübung fehlt allerdings fast ganz: wo sich, hart am Eingangstor des Barock, etwa doch eine auffällige Grausamkeitshäufung zeigt, wie in dem sehenswerten Martergreuelzyklus der wundervollen frühchristlichen Rundkirche des heiligen Stefan am römischen Coeliushügel, handelt es sich um eine charakterlose Übergangserscheinung, der jede Spur von zugreifendem Temperament abgeht. Und auch die große Geste in Skulpturen des (ebenfalls schon recht barocknahen) Giambologna ist so wenig echt „heroisch“, daß bei ihm sogar eine Art Bevorzugung der Passivfiguren aufgezeigt werden konnte. Hierin scheint mir Pevsner gegen Weisbach zumeist im Recht zu sein, und auch die keineswegs leichte Aufgabe, den „dekorativen“ und den „magischen“ Manierismus seelengeschichtlich auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, haben er und Pinder mit dankenswerter Energie in Angriff genommen. Nur scheint mir, daß sie in dem Bestreben, die Gehemmtheit und Gebundenheit spätcinquecentistischen Seelentums recht eindeutig zu veranschaulichen, das Gesetzhaft-Formschematisierende in der manieristischen Kunst allzu scharf herausgestellt haben: hier sollte das Protestlertum subjektiver Willkür gegenüber dem idealnaturalistischen Schönheitskanon der Hochrenaissance, wie es Friedländer in den Anfängen des „antiklassischen“ Stils aufzeigte, zumindest als Korrektiv stärker als bisher herangezogen werden. Bleibt es ferner auch unbestreitbar, daß das körperliche Individuum in dem Massengewimmel, den Verblockungen, dem milchstraßenhaften Lichtergewirr manieristischer Bilder seiner renaissancehaften Selbständigkeit verlustig geht, so sollte doch schon die unbedingte Treffsicherheit eines Bronzino für die psychologische Nuance der auf seinen Porträts dargestellten Persönlichkeiten uns stets daran erinnern, daß etwas so Tiefgehendes wie die allmähliche Herausgestaltung der christlich-abendländischen Persönlichkeit eben doch auch durch eine Gewissens- und Weltanschauungskrise ernstester Art nicht einfach

zunichte gemacht werden konnte. Und eine jüngst an einem solchen Bronzinoporträt vorgenommene röntgenologische Untersuchung[10]) hat ja sogar das bemerkenswerte Ergebnis gezeitigt, daß die eigentliche Grundabsicht des Malers wohl dahinging, seine Modelle mit einer gewissen Lebhaftigkeit und Gelöstheit der Gesten darzustellen, was dann aber wohl dem vornehmer spanischer Sitte gemäßen Sosiegoideal bewußt zum Opfer gebracht wurde.[11]) Es fehlt überhaupt nicht an durchgebildeten Individualitäten und an Interesse für solche: nur (wenn ich nicht irre, ist es Wölfflin, der diese Formel geprägt hat) fehlt offenbar die rechte Freude am eigenen Selbst, so daß denn die Kunst jener Tage allerdings, in mehr oder minder schroffem Gegensatz zur hohen Renaissance, den körperlichen Menschen in Abhängigkeit und Starre zu binden, den seelischen Menschen aber seinesteils zwar nicht zu unterdrücken, doch mit deutlichen Merkzeichen von Trauer und Unrast zu versehen geneigt ist. Und jene intellektuelle Bewußtheit des Nachrenaissancemenschen, die ja unzweifelhaft den auf das „Gesuchte“ und „Gewollte“ Jagd machenden Beurteilern des Manierismus immer wieder geeignete Angriffspunkte liefern wird, die auch gemeint sein dürfte, wenn Pevsner, in nicht ganz glücklicher Wortwahl, von der für immer verlorenen „Natürlichkeit“ im manieristischen Wesen spricht, ist ja doch zugleich auch selbst wieder ein Beweis weitgehend differenzierten, damit jedenfalls der Persönlichkeitsbildung gute Ansätze liefernden, Seelentums. Und kann man wohl von Verzichtleistung auf persönliches Sein sprechen, wo so oft von echter Vergeistigung, von Unterordnung des Körperlichen unter das seelische Ausdrucksmoment die Rede sein muß?

Weder im Geistigen noch im Persönlichen liegt also die schwache Seite dieser Kunst, und wenn wir jene Gebundenheitsmerkmale, die Pinder und Pevsner in ihre Formulierungen der seelischen Stilwesenheiten des Manierismus vor allem einbezogen haben, auf ihren eigentlichen Kern reduzieren wollen, werden wir gewahr, daß es sich immer um Merkzeichen eines gewissen Mangels an Willens-

---

[10]) Vgl. Burroughs in der Londoner Kunstzeitschrift „The Studio“, September 1930.

[11]) Vom kulturgeschichtlichen Standpunkt verdient hier eine von D. Frey über den Manierismus gemachte Bemerkung besondere Beachtung: eine bewegte Form, wie die manieristische, sei natürlich nicht an die Fälle einer Darstellung von Bewegungsvorgängen gebunden.

energie und Aktivität handelt. Denn an unrastvoller seelischer Bewegtheit und Trieb zu ungehemmtem Ausdruck des Persönlich-Subjektivsten stehen die manieristischen Künstler hinter denen der Hochrenaissance durchaus nicht zurück: sie sind jenen darin sogar ganz beträchtlich voraus. Von dem in allen Stil- und Epochenbereichen gleich untypischen Michelangelo natürlich ganz abgesehen.

Schon alles, was oben über die Körperbehandlung in der manieristischen Kunst gesagt wurde, kann als kennzeichnend für die hier gemeinte willenspassive Gemütshaltung dieser Künstler gelten. Aber auch das Untergehenlassen der einzelnen Gestalt in Massenbündelung und Lichtgewirbel weist nach der selben Richtung, und nicht anders wird man es zu beurteilen haben, daß, wie wir feststellen konnten, auf manieristischen Bildern der Raum nicht so sehr zielstrebig erschlossen wird, als daß er selbst mit seiner Dämmertiefe die Gestalten und Aktionen in sich aufsaugt. Ja, es wird die echte und richtige Aktion, die der reifen Renaissance und zumal dem Barock so sehr ans Herz gewachsene dramatische Handlung weitgehend vermieden, zumindest aber entbehrt sie der starken Willensakzente und wird in die Bildhintergründe zurückgeschoben. Die Maler stellen die Personen gern mit matt herunterhängenden Händen dar, die Gesamtkompositionen folgen häufig der Richtung einer sinkenden Diagonale, und in plastischen Gruppen liegt der Hauptnachdruck auf der durch passivische Haltung gekennzeichneten Figur (Pinder). Und schließlich vereint diese Passivität eben doch auch wieder all das gequält Unrastvolle, Dämonische, Gehemmte, Undurchklärte, das Todesbewußtsein, den Pessimismus, den leidenden und müden Zug der melancholisch und magisch gestimmten Manieristen mit der eleganten Skepsis, Blasiertheit und ohnmächtigen Resignation der überwiegend höfisch-dekorativ Arbeitenden zu entscheidenden letzten Gemeinsamkeiten.

Wenn auch das völlige Fehlen aller imitativen Beziehungen Vergleichen zwischen den eigentlich bildenden Künsten und der Architektur einen verhältnismäßig engen Rahmen zieht, so bieten doch das analoge Schalten dieser Kunst mit Raum und Körper sowie die „Simultaneität" ihres Grundwesens[12]) Anlaß genug,

[12]) Im Sinne von Dagob. Freys Einteilung der Künste in „simultane" und „sukzessive".

gleich hier noch einige Worte über das Problem einer manieristischen Baukunst anzuschließen, zumal die noch wenig zahlreichen Versuche zu seiner Lösung doch bereits allesamt, unbeschwert von Werturteilen irgendwelcher Art, unmittelbar und unbefangen an ihre eigentliche stilanalytische Aufgabe herangetreten sind.

Es wäre verfrüht, heute schon behaupten zu wollen, daß es gelungen wäre, eine wirkliche manieristische Schaffensepoche in der Baukunst wahrscheinlich zu machen, aber es hat immerhin den Anschein, als begännen die Untersuchungen dieser Art das, was Aloys Riegl die „strenge" Periode der frühen Barockarchitektur genannt hat, allmählich von innen her auszuhöhlen. Vor allem L. Hagelbergs von Michelangelo (Laurentianavestibül, Konservatorenpalast) ihren Ausgang nehmende, aber auch Vignola, Buontalenti u. a. einbeziehende Arbeit weiß Kriterien geltend zu machen, die auch jene schwere, breit gedrückte, die Fenster tief legende und — ebenso wie die stiefmütterlich behandelten Säulen — streng einspannende Bauweise der Passivitätshaltung der manieristischen Maler und Bildner ebenso stark angenähert erscheinen lassen, was ja für die seltenen Fälle vertikalistischer Gedrängtheit (Porta Pia des Michelangelo[13]), das von Frey sehr geistreich herausgestellte „Exzentrizitätsprinzip" (Anschauung der Räume von einer außerhalb befindlichen Stelle her) und Panofskys an Baudenkmälern bescheidenerer Natur gemachte Beobachtungen über Schwerelosigkeit, Aufgelockertheit und Unproportioniertheit einer besonderen Unterstreichung von vornherein nicht bedarf und durch Miteinbeziehung der zu Unrecht von Hagelberg beiseite geschobenen „dekorativen" Architekturen der Zeit (Villa Pia, Villa Papa Giulio, wohl auch der Estegarten in Tivoli, die römischen Villen Borghese und Medici) mit ihrer gleichsam alles Körperliche auslöschenden Zierwerkübersponnenheit noch deutlicher gemacht werden könnte. Einige weitere Eigentümlichkeiten spätcinquecentistischer Architekturen und

[13]) Die Frage, inwieweit der „gotische" Vertikalismus der Peterskuppel auf Michelangelo selbst oder auf seinen Fortsetzer Giacomo della Porta zurückzuführen sei, ist noch unentschieden. Es wird aber bei aller Bedeutung der Mittelalteranalogien für die Erkenntnis des Manierismus wohl kaum je möglich sein, den durchaus freien und aktiven Vertikalismus dieses Werks dem Begriff einer manieristischen Baukunst einzufügen.

Dekorationen (die Vorliebe für Einfarbigkeit; die dünnen Strahlen der Fontänen) lassen wieder jene „Abstraktheit“[14]), jene „flüchtige Andeutung des Sichtbaren“ (so Spengler vom späten Michelangelo) erkennen, der wir in manieristischer Malerei und Bildnerei ebenfalls schon begegnet sind und die solche Züge auch mit der von Michalski[15]) als „manieristisch“ herausgehobenen Unrealität der Raumillusion erzeugenden Faktoren (faktische Unzugänglichkeit der den Blick in die Tiefe leitenden Straßen auf der Bühne von Palladios Teatro Olimpico) verbindet. Barocknah bleibt freilich trotz allem sowohl die Tatsache eines solchen Illusionismus an sich wie die „einheitlich durchpflügte Mauerschicht“, der „gespannte Gegensatz zwischen Außen und Innen“, und dazu bleibt, abgesehen von der noch ganz strittigen Zuordnung der einzelnen Künstler (zumal des Palladio) und Werke, immer noch eine Reihe von Zweifelsfragen offen, wie etwa die, ob sich wirklich ausgesprochene Gegensatzgespanntheit und jene „Ausgeglichenheit“, die L. Hagelberg bei Vignola findet, in den gleichen erst neuzuprägenden Stilbegriff einfügen lassen und wie es zu erklären ist, daß dem ausgesprochenen Vertikalismus der imitativen Bildkünste in der Baukunst zumeist eine entschiedene Bevorzugung der Breitendimension gegenübersteht.[16])

Wir wiesen eben auf barockverwandte Züge manieristischer Werke hin, während wir an anderen Stellen wieder auf Verwandtschaftszüge mit Renaissance oder Gotik hinzuweisen Gelegenheit hatten. Da wir uns rückhaltlos zum Gedanken der historischen Kontinuität bekennen, tun Erkenntnisse dieser Art für uns den Glauben an die geschichtliche Sonderwesenheit der manieristischen Stilwelt nicht den mindesten Eintrag: immerhin obliegt es uns zu Ende dieser flüchtigen Gesamtcharakteristik des Manierismus noch, eine ungefähre Vorstellung davon zu vermitteln, welcher Platz

---

[14]) Sie scheint mir auch (mit Venturi) für die Trivulziokapelle des Bramantino kennzeichnender als das von Hagelberg betonte „Wuchtende“ dieses ernsten kleinen Bauwerks.

[15]) In seinem Buch über die ästhetische Grenze. Seine Abhandlung über manieristische Baukunst ist leider noch nicht abgedruckt, so daß sie hier nicht miteinbezogen werden konnte.

[16]) Gewisse Anreize zum Vertikalismus sind übrigens wohl in der Tat gerade der Malerei eigentümlich (Rahmung, Verwendung der aufrechten Menschengestalt).

dieser Schaffensweise, rein kunstgeschichtlich angesehen, im Gesamtzuge der italienischen Entwicklung zukommt.

Seit Strzygowski sind sich die meisten darüber klar, daß die Meister der „Hochrenaissance“generation in ihren Spätwerken bereits als „Protobarockisten“ anzusehen sind, und das wichtige neue Buch von Th. Hetzer[17]) hat es nun sozusagen klargelegt, daß das Wesen der „Hochrenaissance“ — die man entwicklungsgeschichtlich besser als Spätrenaissance begreifen wird — schon an sich zum Teil auf Barockintroduktion hinausläuft. Die Beziehung dieser spätreifen Renaissance zum Manierismus ist zweifellos eine sehr viel weniger positive: die manieristische Kunst ist im ganzen doch, wie Pinder sehr richtig erkannte, Ausdrucksform einer neuen, jüngeren Generation. Aber natürlich hat es „Protomanieristen“ auch schon in der „klassischen“ Generation gegeben[18]), von deren eigentlichen Protagonisten zumindest Raffael[19]) und Andrea del Sarto selbst gelegentlich Annäherungen an den kommenden Stil erkennen lassen, während Tizians Protobarock wenigstens im weiteren Lauf seines langen Lebens von manieristischen Lichtern nicht selten überspielt wird. Michelangelo seinesteils hat Hauptwesenszüge des Stils in allen drei simultanen Künsten entwickelt, und zwar ganz zu Ende nicht so sehr als Architekt[20]), wie gerade als Maler (Paulskapelle im Vatikan) und Bildner (Pietàgruppen im Florentiner Dom und im Pal. Rondanini, Rom; vorher schon „Der Sieger“, Florenz, Pal. Vecchio, und „Madonna Medici“). Nun ergibt es sich schon aus den von Friedländer beigebrachten chronologischen Erwägungen, daß die manieristische Bewegung sich zunächst ganz unabhängig von ihm entwickelt und erst in ihren späteren Stadien manches von ihm übernommen hat: der Vorstellung, sie stelle eine natürlicher Entartung unterliegende Nachahmung eines unnachahmlichen Subjektiven dar, muß also endgültig entsagt werden. Über den chronologischen Ablauf der manieristischen Bewegung und den entscheidenden Übergang zum frühen Barock der Carracci und Caravaggio ist

[17]) Vgl. Strzygowski, Das Werden des Barock bei Raffael und Michelangelo; Hetzer, Das deutsche Element in der italienischen Malerei des 16. Jahrh.

[18]) So z. B. Bramantino (geb. 1470), Bacchiacca (geb. 1484), Beccafumi (geb. 1486).

[19]) Burgbrand und Heliodor. [20]) Vgl. dazu immerhin oben S. 24, 32.

bereits das Notwendige gesagt worden: hier können wir uns allerdings Friedländer, der vorher einen langwährenden Niedergang des Manierismus ansetzt, nicht ganz anschließen und glauben, daß Pevsners wertvorzeichenfreies Nach- und Nebeneinander der verschiedenen Manieristengenerationen und Lokalmanierismen die Tatsachenlage richtiger spiegelt. Für die Einzelheiten muß also durchaus auf seinen Handbuchband[21]) verwiesen werden; dagegen halten wir es für notwendig, das hier so flüchtig skizzierte Entwicklungsbild doch noch dadurch etwas zu vertiefen, daß wir in die Abstrakta der kunsthistorischen Epochenbezeichnungen einige konkretere Züge eintragen, indem wir uns die Frage vorlegen, welche stilistischen Eigenschaften im Verhältnis zwischen dem Manierismus und jenen Stilen, mit denen er Wesensberührungen irgendwelcher Art aufweist, sich jeweils als gleichbleibend oder veränderlich erweisen. Denn eigentlich führen erst Erwägungen dieser Art, die in stärker verdichteter Form selten genug begegnen, die Erkenntnisse solcher Stilberührungen, -überschneidungen und -aufeinanderfolgen über die bloße Freude am geistigen Reigenspiel hinaus und in den inneren Bereich des Geschehens hinein. Daß dabei der Kürze halber zu etwas schematischen Formulierungen gegriffen werden muß, wolle dem beschränkten Raum zugute gehalten werden!

Was also — fragen wir zunächst — behält der werdende Manierismus von der Hochrenaissance bei? Und was von diesen beibehaltenen Zügen wird später in das Barock weiter übertragen?

Die Antwort lautet, daß diese ganze Entwicklung hindurch in gerader Linie sich nur der sogenannte antikische Formapparat fortpflanzt, während die übrigen dem Manierismus von der Hochrenaissance vererbten Eigenschaften — ein Rest von additiver Kompositionsweise, die Linearität, die Kleinköpfigkeit, die Wahrung der ästhetischen Grenze — zu Beginn des Barock verloren gehen.

Wir fragen weiter nach den im Manierismus gegenüber der Hochrenaissance neu entwickelten Stileigentümlichkeiten, und zwar zunächst nach denjenigen unter ihnen, die Anklänge an

[21]) Pevsner, Die italienische Malerei vom Ende der Renaissance bis zum ausgehenden Rokoko.

das Quattrocento zeigen. Auch hier stellen wir wieder die Unterfrage, wie es sich mit diesen Eigenschaften beim Aufkommen des Barock weiter verhalten habe.

Hier ist zu sagen, daß von solchen quattrocentonahen, der Hochrenaissance fremd gewesenen Zügen manieristischer Kunst nur der „visionäre“ Zug den Weg ins Barock mitmacht, während die Neigung zur Kleinfigurigkeit und zur architektonischen Rustika wieder zurücktreten.

Stellen wir die gleichen Fragen für die Mittelalterannäherung, so finden wir, daß der Manierismus den in diesem Sinne neu erweckten „christlichen Subjektivismus“ auf das Barock weiter überträgt, indes der dem Norden verwandte „poetische Geist“ des Stils, seine Vertikalen- und Schlankheitsvorliebe, seine relative Abwendung vom Vollplastischen, seine parallelistische Reihung, die den Körpereindruck auflösende Ornamentübersponnenheit von Bauwerken nur für die Dauer der manieristischen Kunstweise selbst zu neuem Leben erwachen.

Von den völlig neuen Zügen im Manierismus endlich geht — dies ist nicht ohne Interesse — das meiste ins Barock weiter mit (die tragische Zerwühltheit mancher Stimmungen, die Bewußtheit, die luminaristische Behandlung der Raumtiefen, die Verschleifungen, die Spannungskontraste), und nur die Hemmung des dramatischen Zugs, von vornherein mehr ein negatives Krisensymptom, verliert sich wieder.

Machen wir nun eine Art Gegenprobe, indem wir unsere Fragen vom Barock aus stellen! Wie verhält sich dieser Stil zu den Eigenschaften, die der Manierismus von der Hochrenaissance übernommen hatte? Er übernimmt davon nichts als den antikischen Formapparat, wogegen alles sonstige Renaissanceerbe des Manierismus nun verschwindet.

Unter denjenigen Wesenszügen, in welchen der Manierismus von der Hochrenaissance grundsätzlich abgewichen war, übernimmt das Barock seinesteils den visionären Zug, den christlichen Subjektivismus, die Bewußtheit und die Zerwühltheitsstimmungen, die luminaristische Tiefe; den antirenaissancistischen Vertikalismus, den der Manierismus nur in Malerei und Skulptur gepflegt hatte, bildet das Barock nun seinesteils in der Baukunst besser durch. Dagegen wendet es sich ab von der im Manierismusprotest

gegen die Renaissance ebenfalls miteinbegriffenen Kleinfigurigkeit und Rustizierung (quattrocentonahe Züge), Reihenbildung, Schlankheitsstilisierung, Entplastisierung, unkörperlichen Übersponnenheit, poetischen Stimmung, Undramatik (mittelalternahe Züge) und kehrt in den meisten dieser Punkte also wieder zur Renaissanceeinstellung zurück. So daß denn, alles in allem, das Barock vom Manierismus vorzugsweise solche Eigentümlichkeiten herübernahm, die dieser im Gegensatz zur Renaissance ausgebildet hatte, unter ihnen aber weniger den mittelalter- und quattrocentonahen als vielmehr den spezifisch neuzeitlichen den Vorzug gab. Seinerseits erneuert das Barock zwar eine ganze Anzahl von Renaissancezügen, doch sind es fast durchweg solche, die der Manierismus (und zwar in Übereinstimmung mit Quattrocento und Mittelalter) preisgegeben hatte. So daß denn der Manierismus in manchen Dingen zwar Wesenszügen der Renaissance zu einer letzten Glorie verhilft (daher wohl die irrige Vorstellung, er sei überhaupt weiter nichts als Renaissanceverfall: vor kurzem sprach man ja noch ganz ähnlich über das Barock!), im ganzen aber einen Protest gegen die Hochrenaissance darstellt, bei dem sowohl eine Rückwendung zu Quattrocento und Mittelalter als eine Wendung zum spezifisch Neuzeitlichen vorliegt. Das Barock übernimmt dann seinesteils vom Manierismus das meiste dieser spezifisch neuzeitlichen Züge, entsagt jedoch den meisten der manieristischen Vergangenheitsanklänge und auch Renaissanceherübernahmen, um dafür seinerseits aber so manche (im Zeichen jener Vergangenheitsannäherungen?) vom Manierismus aufgegebene Renaissanceeigenschaften neuerdings aufzunehmen. Während also die Werdekrise des Manierismus mit Modernismen archaisierende Züge verbindet, kennzeichnet sich diejenige des Barock durch eine Mischung eben dieser neuzeitlichen Züge mit so mancher neuerweckter Renaissancetradition, während allerdings andere bisher noch weitergefristete Renaissanceüberreste nun völlig über Bord geworfen werden. Für das additive und lineare Wesen, die Wahrung der ästhetischen Grenze bedeutet der Barockbeginn in der Tat ein vorläufiges Ende, während die dramatische Stimmung, Plastizität, aufsteigende Diagonalkomposition nun ihre Wiederauferstehung feiern.

Vielleicht ist dieser Zusammenstellung einige Anregung für ferneres Nachdenken zu entnehmen: wir selbst aber nehmen nun Abschied von der Darstellung des Manierismus als kunstgeschichtlicher Erscheinung, um den Rest dieser Betrachtungen dem Problem seiner kulturgeschichtlichen Zuordnung zu widmen.

III.

Der Verfasser dieser Arbeit bekennt sich zu der Auffassung, daß die Kulturgeschichte als wissenschaftliches Sondergebiet (im Gegensatz zu der Kulturgeschichte als oberster Zusammenfassung alles Geschichtlichen überhaupt) nicht so sehr eine philosophisch orientierte Zusammenordnung der menschlichen Leistungen als vielmehr die Geschichte der sich wandelnden Formen menschlichen, vorab seelischen, Seins als ihren Hauptgegenstand ansehen sollte.[22]) Unter diesem Gesichtspunkt allein schon erscheint es ihm denn unerwünscht, kulturgeschichtliche Gemeinsamkeiten vorwiegend nach den Verwandtschaftszügen innerhalb zeitgleicher, jedoch artverschiedener Leistungsgebiete zu beurteilen, ganz abgesehen davon, daß die Stilgeschichte der einzelnen Schaffensleistungen weder zeitlich noch auch in abstracto durchgreifend parallel oder gleichtaktig verläuft. Dennoch möchte er einige Beobachtungen über stilistische Eigentümlichkeiten nicht-bildkünstlerischer Schaffensleistungen aus der Zeit des Manierismus der Aufzeichnung nicht für unwert halten: wir messen ihrer Übereinstimmung mit den beim Manierismus festgestellten zwar keine entscheidende Bedeutung zu (um so weniger, als sie mehr oder minder nur durch Zufall dem Verfasser eben jetzt ins Bewußtsein getreten sind[23])), meinen aber doch, daß ihre Mitteilung als Intro-

[22]) Wir stellen uns damit in Gegensatz zu dem Aufbauprinzip von H. Schneiders — im übrigen sehr wertvoller — Kulturgeschichtssynthese und zu einer in dieser Zeitschrift von H. Baron gegen J. Huizinga gemachten Bemerkung, in welch letzterem wir einen Führer und Wegbereiter der von uns gemeinten Art Kulturgeschichtsforschung erblicken.

[23]) Weitere Beobachtungen dieser Art werden meiner „Kultur Italiens im Zeitalter der Glaubenserneuerung" entnommen werden können; auch das Problem des verschiedenen Entwicklungstempos innerhalb verschiedener Schaffensgebiete wird dort sowohl theoretisch erörtert als praktisch illustriert. Einen besonderen — „geistesgeschichtlichen" — „Zeitbegriff" dem allgemeinhistorischen entgegenzustellen, scheint übrigens in

duktion zu den folgenden Überlegungen von ausgeprägter kulturgeschichtlicher Art nicht ganz fehl am Ort sein werde.

So können wir, wie mir scheint, ohne besonderen Zwang die Abkehr der Manieristen von körperlicher Rundung mit dem Psychologismus und Animismus eines Giordano Bruno zusammenhalten, können die „exzentrische" Raumdeutung der in den Hintergrund zurückgeschobenen Hauptaktionen in der gleichzeitig durchdringenden Idee des Bühnentheaters widergespiegelt finden (D. Frey), in Tassos und Brunos unnaturalistischer Phantastik ein Gegenstück zu der manieristischen Wirklichkeitseinstellung erkennen. Besonders vielseitig sind die Analogieerscheinungen zu der Kompositionsweise der Manieristen auf anderen Gebieten gleichzeitigen Schaffens: so scheint die von Luigi Tonelli an dem Literaten Giraldi Cinthio festgestellte Unfähigkeit, die Überfülle der Materie zu bändigen, und die Beobachtung der Musikhistoriker über die während des 16. Jahrh. innerhalb der Polyphonie herrschende Monodie recht gut mit dem begrenzten Vereinheitlichungsvermögen des Manierismus zusammenzustimmen, ebenso die über eine dem damaligen Madrigal eigentümliche Linienzartheit ohne eigentliches Verschwimmen der Konturen mit der manieristischen Kombination von Linearität und Verunklärungsdrang, und eine Probe aus den Predigten des Kapuziners Ochino schien mir (ohne daß ich diese Einzelbeobachtung unbillig verallgemeinern möchte!) eine Neigung zur Nebeneinandersetzung gleichberechtigter oratorischer Perioden zu verraten, die dem steigernd-dramatischen Zug des Barock ebenso zu widerstreiten scheint, wie die Reihung und der Schichtenparallelismus manieristischer Bildkompositionen. Der inneren Unrast manieristischen Künstlernaturells entspricht aber ihrerseits wieder das Schwebend-Ungelöste in der Art des Tasso, dem in den Gipfelerscheinungen des Stils fühlbaren religiösen Spiritualismus ist die seit Willaert in der Musik bemerkbare Neigung zu „spiritualistischen" Kompo-

---

der Tatsache dieser Tempoverschiedenheiten kein ausreichender Anlaß gegeben: wer sich sie selbst mit Bewußtsein gegenwärtig hält, wird von vornherein nicht in die Gefahr kommen, aus chronologischer Gleichzeitigkeit übertriebene Gleichmachungsforderungen abzuleiten (worin auch M. Hoerner zu weit geht), und anderseits läuft wieder jeder vorgefaßte Glaube an gleichtaktige Entwicklungsverläufe mit bloßer Verschiedenheit der chronologischen Ansatzpunkte der Eigenart des Historikers von vornherein zuwider.

sitionen irgendwie zeitverwandt, und, was die Musikgeschichte[24]) über die „gehemmte Bewegung" bei Palestrina aussagt, könnte ebenso für die starke, aber nicht zielgerichtete Dynamik manieristischen Kunstschaffens Geltung haben. Endlich zeigt sich auf anderen Schaffensgebieten auch ein analoges Verhältnis zu dem manieristischen Kompromiß zwischen Regel und subjektiver Willkür: so, wenn die Literaturforschung ein Ineinandergehen von Klassizismus und selbstherrlichen Trieben vermerkt oder an den Musikern eine Verbindung von subjektivem Gefühl und gebundener Kunstsprache festgestellt wird: ja, für den Fall, daß die Zukunft etwa doch Friedländers Auffassung von der lange vorbereiteten Erstarrung und Vergreisung des Stils neue Stützen beibringen sollte, könnte auch die von einem feinfühligen Kenner der damaligen geistesgeschichtlichen Situation Italiens, Gius. Toffanin, niedergelegte Beobachtung hier ins Feld geführt werden, daß das Jahr 1553 den Einbruch des ästhetischen Regelwesens in das literarische Schaffen endgültig besiegele.

Wir messen diesen Vergleichspunkten, wie gesagt, für sich allein keine entscheidende Beweiskraft zu; dennoch wird ihre Zusammenstellung im Zusammenhang mit den seelengeschichtlichen Feststellungen des vorigen Abschnitts und so manchem zwischen den Zeilen Gesagten den Eindruck bereits vermittelt haben, daß wir unseresteils durchaus denjenigen Forschern beipflichten, die für die wesenhafte Verbundenheit der manieristischen Kunst mit der Kultur ihrer eigenen Zeit eingetreten sind. Wir befinden uns hier also in bewußtem Gegensatz zu Weisbach und in vielen Punkten auch zu Michalski, während wir, ohne ihnen deshalb in jeder Einzelheit beizupflichten, mit Dvořáks, Pinders und Pevsners Grundhaltung übereingehen.

Schon aus unserer Übersicht der kunstgeschichtlichen Tatsachen ist es deutlich geworden, daß Weisbach die Werke der Manieristen unter wesentlich anderen seelischen und Wert-Aspekten betrachtet als wir: dennoch weicht wenigstens seine Ansicht über die dem Manierismus zu setzenden Umfangsgrenzen trotz seiner bedenklichen Neigung, gefühlsstarke Schöpfungen eo ipso aus dem manieristischen Bereich auszuschalten, nicht so völlig diametral

[24]) Zugrundegelegt wurden hier die Madrigalmonographien von Kroyer und Einstein.

von der unseren ab, als daß wir mit Pevsner dadurch die Möglichkeit einer sachlichen Verständigung mit dem Berliner Kunsthistoriker für unwiderruflich verbaut ansehen müßten.

Im Gegensatz zu ihm hält sich Michalski durchaus an die der manieristischen Kunstweise von Pevsner gezogenen weitherzigen Grenzen, läßt diese auch unbedingt als besonderen Stil gelten und schließt sich denn auch den zugunsten dieser Meinung bisher geltend gemachten formalästhetischen Beobachtungen im wesentlichen an: daß er dazu die manieristische Kunst noch weiter auf Grund seines besonderen Kriteriums der „ästhetischen Grenze" eingehend untersucht, vermittelt uns eine sehr willkommene Bereicherung dieser Einsichten. Was die Verständigung mit ihm bis zu einem gewissen Grade schwierig macht, ist vielmehr eine Besonderheit der Einstellung, der man bei geschichtswissenschaftlicher Polemik sonst nicht so leicht begegnen wird: sein Anspruch, von dem formalästhetisch-phänomenologischen Kriterium dieser „ästhetischen Grenze" es mit Sicherheit ablesen zu können, ob eine bestimmte Kunstrichtung zu ihrem Verständnis kulturgeschichtlicher Hilfserkenntnisse bedürftig sei. Diesem Anspruch mißt er so unbedingte aprioristische Evidenz bei, daß er in seiner Erhärtung durch beigebrachtes geschichtliches Tatsachenmaterial keine eigentliche Beweisführung, sondern nur eine nachträgliche Bestätigung seiner These erblicken will. Immerhin wird er es uns nicht verdenken können, wenn wir als Historiker gerade diesem Tatsachenmaterial besondere Beachtung zuwenden: da aber gerade die Epoche des Manierismus auf Grund des Umstandes, daß sie die Grenze zwischen Kunstraum und Beschauerraum zumeist respektiert, für ihn zu jenen gehört, zu deren Verständnis keine Kenntnis der kulturellen Umwelt erforderlich sein soll, müssen wir, ohne die These als solche hier näher zu diskutieren — dies wird in der Ztsch. f. Ästh. von uns versucht —, doch auch an dieser Stelle erklären, daß der Vertreter einer empirischen Wissenschaft, wie es die Geschichte — auch diejenige der Kunst! — ist, endgültige Aufschlüsse über die Opportunität und Wesentlichkeit einer etwa zu stellenden Tatsachenfrage durch niemand und nichts sonst erhalten kann, als durch die Durcharbeitung und sachliche Beantwortung jener Frage. Dabei ist es uns übrigens von vornherein nicht so sehr darum zu tun, von der Kunst einer bestimmten

Kulturepoche gerade mit dieser (possessivisch-genetivischen) Wendung (Kunst „der Gegenreformation" usw.) sprechen zu dürfen, in dem Sinne, daß etwa dadurch eine zwangsläufige Abhängigkeit des Kunststils von den Kulturtatsachen proklamiert oder auch nur jene Dienstbarkeit der Kunst gegenüber der Kultur zum Ausdruck gebracht wurde, die es für Michalski (neben dem Grenzwahrungsfaktum) offenbar allein zu erkennen gibt, daß eine Kunsttatsache nicht allein zur gleichzeitigen Kulturumwelt Beziehung hat (soviel ist er ja doch auch für den Manierismus immerhin zuzugeben bereit), sondern daß jene durch sie „Gestalt" empfängt (und nur dann soll die Beziehung kunstgeschichtlich Belang haben).

Wir müssen sogar bekennen, daß eine so grobfädige soziologische Beziehung, wie sie der Münchener Forscher bei seinem „Dienst"verhältnis offensichtlich meint (und dabei hat er als indienststellende Instanz bis ins vorgeschrittene 17. Jahrh. hinein wiederum ausschließlich die hierarchischen Führer der Kirche im Auge!), uns echte Gestaltwerdung einer Kulturgegebenheit weit unzureichender zu gewährleisten scheint, als eine äußerlich losere, innerlich beseeltere Art von Beziehung, wie sie sich von Fall zu Fall aber nur aufzeigen läßt, wenn man die Kultur und deren künstlerische Ausstrahlungen in jenem denkbar weitesten Sinne begreift, den uns die seelengeschichtliche Auffassung der Kulturhistorie an die Hand gibt. Scheint uns danach die empirische Hilfskonstruktion der Michalskischen These von Anfang an auf unfesten Voraussetzungen zu ruhen, so erweckt die exklusive Schärfe der von ihm aus einer immerhin vereinzelten ästhetischen Gegebenheit abgeleiteten wissenschaftstheoretischen Folgerungen in unserem Sonderfall um so größere Bedenken, als ja er selbst keinen Zweifel daran bestehen läßt, daß nicht etwa eine grundsätzliche Verschiebung des Verhältnisses zur ästhetischen Grenze das Wesen der manieristischen Abwendung vom Renaissancehaften ausmacht (eine solche hilft jene Abwendung nach ihm vielmehr nur zu Anfang besonders deutlich unterstreichen!), sondern daß diese Abwendung und damit schließlich doch der gesamte Manierismus durch ästhetische Faktoren und Kriterien ganz anderer Art gekennzeichnet sein muß, als gerade jenes — phänomenologische — Kriterium der „ästhetischen Grenze", von dem

aus Michalski dennoch das ganze verwickelte Gewebe der Beziehungen zwischen Kultur und Kunst zu überblicken und zu meistern beansprucht. Daß wir unseresteils für verschiedene Schaffensgebiete weder eine strikte Gleichartigkeit noch eine unbedingte, bestimmten chronologischen Distanzregeln unterworfene, Ungleichartigkeit zeitgleicher Erscheinungen anzunehmen geneigt sind, ist schon mehrfach betont worden: wir können also weder der Weisbach-Ledererschen Behauptung (Burckhardts ähnlich gefaßte Bemerkung hinsichtlich der Renaissance betraf ja doch nur einen Sonderfall), daß die „Kultur" der Kunst stets vorauseile, unbesehen Glauben schenken — auch Michalski, der dazu in manchen Zusammenhängen gewillt scheint, betont ja in anderen Fällen die „seismographische" Vorkündungsgabe der Kunst —, noch Michalskis wie Weisbachs stillschweigender Voraussetzung recht geben, daß die Kunsttheorie einer Zeit sichere Schlüsse auf deren praktisches künstlerisches Verhalten gestatte. Wissen wir doch z. B. durch Frey, wie spät unter Umständen die Theorie der künstlerischen Praxis nachhinken kann, und sehen im Brennpunkt des aktiven künstlerischen Manierismus gerade einen Mann wie Vasari stehen, der als Theoretiker durchaus naturalistischen (also eigentlich unmanieristischen) Grundsätzen huldigte.

Haben wir damit jene Vorbehalte kurz zu formulieren versucht, die wir gegen Michalskis Ansicht über das Verhältnis des Manierismus zur zeitgenössischen Kultur von vornherein anzumelden durch Art und Begründung seiner allgemeinen These genötigt worden sind, so hoffen wir uns nun unbesorgt in das Getümmel jenes Kampfes begeben zu können, der über das Problem „Manierismus und ‚Gegenreformation'" vor allem zwischen Pevsner und Weisbach geführt worden ist, wobei nun dem letzteren, trotz anderer kunstgeschichtlicher Voraussetzungen und wissenschaftstheoretischer Anschauungen, noch in Michalski ein unerwarteter Kämpe an die Seite getreten ist.

Es liegt auf der Hand, daß man diese Frage „Manierismus und ‚Gegenreformation'" sehr verschieden beantworten wird je nach Maßgabe dessen, was man unter dem Worte „Gegenreformation" versteht. Hierüber seien einige rasche Bemerkungen gestattet, wobei aber nochmals in Erinnerung gebracht sein mag, daß uns der Sinn keineswegs danach steht, die Kulturbezogenheit

jenes Stils durch genetivische Besitzergreifungsmystik sprachlich auszuprägen, indem wir ihn etwa als Kunst der „Gegenreformation“ ansprechen. Wir denken nicht an Besitzergreifung, auch nicht an Indienststellung, sondern an Wesensverwandtschaft, lebendige Beziehung und Gemäßheit, denken bei dem Worte „Kultur“ auch nicht an kunstfremde Tyrannis gesellschaftlicher Machtfaktoren[25]), sondern an jene letzten seelischen Grundgegebenheiten, von denen aus sich die zartesten, aber zugleich haltbarsten Fäden nach allen Gebieten menschlichen Schaffens und Seins ziehen lassen, also auch nach demjenigen der Kunst. Mag sein, daß man mit dem vielverwendeten Worte nicht immer gerade diese Sinnesnuance allein bezeichnen will: „die Kultur“ ausschließen, das Wissen über sie für indifferent erklären darf man doch nur dann, wenn man in diese negative Haltung auch das Seelentum einer Zeit einzubegreifen willens ist. Weisbach, der dem Manierismus positive Seelenwerte einfach abspricht, braucht diese Konsequenz ja nicht zu scheuen: wird sie aber auch Michalski auf sich nehmen wollen? Jedenfalls kann man nicht der „Kultur“ die Tür versperren und die Seele zur anderen Tür hereinlassen: denn die beiden Dinge sind, wo nicht völlig wesenseins, so doch zum wenigsten von einander untrennbar.

Was nun die „Gegenreformation“ angeht, so muß streng zwischen Wort und Sache unterschieden werden.

Es ist seit Ranke und besonders seit Gothein im allgemeinen üblich gewesen, die Zeit des Caraffa, der Gründung des Jesuitenordens, des tridentinischen Konzils unter dem Hauptgesichtswinkel eines katholischen Gegenschlags gegen die protestantische Reformation anzusehen: man hat aber neuerdings erkannt, daß die Anfänge des neubekräftigten Katholizismus zeitlich schon ein gut Stück vor die Tat Luthers zurückreichen, hat den starken Parallelismen zwischen der katholischen und der protestantischen Reformbe-

---

[25]) In diesen Zusammenhängen verdient die große Behutsamkeit hervorgehoben zu werden, mit der ein Soziologe vom Fach, W. Ziegenfuß, ganz kürzlich die gesellschaftlichen Bedingtheiten der Kunst darzustellen unternommen hat. Man kann seinem Artikel „Kunst“ in dem neuen „Handwörterbuch der Soziologie“ sogar schon den Vorhalt machen, daß er in seinem Streben, die Bindungen ganz innerlich-untergründiger Art zu betonen, diejenigen konkreterer Natur allzusehr in den Schatten gerückt hat!

wegung besser Gerechtigkeit widerfahren lassen. So daß der Nachdruck auf die adversative Seite der alten Bezeichnung immer schwächer wird und man es oft vorzog, jene Epoche der italienischen Kulturgeschichte überhaupt einfach als eine solche der „katholischen Reformbewegung" zu kennzeichnen. Anderseits haben sich die Forschungen über die päpstliche Politik um die Wende zum 17. Jahrh. hin dermaßen verdichtet, daß man nun noch deutlicher als bisher gewahr wird (hier ist vor allem Pastors monumentaler Herausarbeitung der Papstgeschichte zu gedenken), mit welcher zielbewußten und vielfach erfolggekrönten Energie die katholische Kirche etwa seit dem letzten Viertel des 16. Jahrh. um die Wiedergewinnung der im Norden verlorenen Positionen bemüht war. In diesen Wiedergewinnungsbemühungen scheint nun erst der Charakter einer Gegenbewegung klarer zum Ausdruck zu kommen: man kann also, wenn man will, für diese — nachtridentinische — Epoche den Ausdruck „Gegenreformation" neu in Vorschlag bringen, wie dies Loofs und Buchholz auch getan haben; aber auch als „Restaurations"bewegung läßt sich diese geistliche Gegenoffensive der alten Kirche sinnvoll bezeichnen, wenn man an die „Wiederherstellung" des alten kirchlichen Machtbereiches denkt, während man freilich auch gerade die vortridentinische Zeit mit diesem selben Worte kennzeichnen kann, sobald man dabei, wie es Loofs tat, mehr die innerliche Wiederherstellung der katholischen Kirche im Sinn hat. Soviel ist jedenfalls klar (und wichtiger als alle diese Nomenklaturfragen): die vortridentinische Zeit ist im wesentlichen eine Epoche der inneren Glaubenserneuerung, während die nachtridentinische Epoche bis etwa in das erste Drittel des 17. Jahrh. hinein wenigstens unter dem Gesichtswinkel italienischer Kulturgeschichte schon mehr eine Zeit nach außen gerichteter religiöser Energien darstellt und sodann auch diese werbende Religiosität vor einer geruhigen Befestigung in neugekräftigter katholischer Eigenwesenheit zurücktritt, worauf erst gegen das letzte Viertel des Seicento hin wieder eine stärker verinnerlichte und ringende religiöse Haltung zum Durchbruch gelangt.

Die Folgerungen aus dieser schlichten Tatsachenlage sind im Manierismusstreit aber bisher nicht mit genügender Schärfe gezogen worden. Auf der einen Seite legt Pevsner größtes Gewicht

darauf, dem vorgeschrittenen Cinquecento weiterhin den Namen „Gegenreformation" zu erhalten, und gefährdet dadurch, wenn ich so sagen darf, die „taktische Lage" des von ihm so maßgeblich durchforschten und so warm gegen seine Verächter verteidigten Manierismus, weil eben doch viele Historiker, zumal im protestantischen Norden, mit einigem formalen Recht darauf beharren, daß wenn einmal von Gegenreformation überhaupt die Rede sei, darunter der gesamte akute Kampf der katholischen Kirche gegen die Neugläubigen begriffen werden müsse. Dieser erweiterte „Gegenreformations"begriff, von dem Weisbach ausgeht, greift aber natürlich über die Hauptwirkungsepoche der manieristischen Kunst, die im wesentlichen eine Erscheinung des 16. Jahrh. bleibt, hinaus und umfaßt zeitlich zumindest noch das ganze Frühbarock mit: der Manierismus ist also zwar der katholischen Glaubenserneuerung Italiens zeitgleich, nicht aber dem Gesamtkomplex alles dessen, wofür der Ausdruck „Gegenreformation" logischerweise in Anspruch genommen werden kann. Aber auch Weisbach läßt es nicht bei dieser berechtigten Erweiterung des Gegenreformationsbegriffs sein Bewenden haben, sondern er will damit schlechthin alles umfassen, was irgendwie fortdauernde Bekundung katholischer Religiosität verrät, und gelangt auf diesem Wege natürlich bis hart an die Grenze des künstlerischen Rokoko, dies um so mehr, als er seine kulturgeschichtlichen Belege großenteils aus Frankreich holt. Gegen diese Seite seines Sprachgebrauchs hat der hier sonst oft mit berichtigender Kritik einsetzende Michalski Einwendungen leider nicht geltend gemacht, und selbst Pevsner hat sich bei allem Festhalten an seinem engeren Gegenreformationsbegriff und an der — richtigen — Einsicht, daß der Manierismus mit dieser „engeren" Gegenreformation, besser gesagt: dem Zeitalter der katholischen Glaubenserneuerung, in engerem seelisch-zeitlichen Konnex stehe, von Weisbach weit mehr auf das französische Argumentationsgebiet hinüberlocken lassen, als er das in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber der italienischen Kunst nötig gehabt hätte. Denn es ist natürlich eine ganz unzulässige Verallgemeinerung, a priori den Satz aufzustellen, von den Verhältnissen des einen katholischen Landes könne man in jener Zeit auch auf die des anderen folgern. Die nationalen Entwicklungs-

bedingungen waren bei den Hauptvölkern der abendländischen Neuzeit durchaus verschiedene, und gerade Italien nimmt damals bis tief ins 17. Jahrh. hinein als das Ursprungsland der Renaissancebewegung und die Wirkungszentrale der katholischen Glaubenserneuerung sowohl als der daran sich anschließenden Rekatholisierungsbestrebungen eine ausgesprochene Sonderstellung ein. Frankreich, das gerade während des 16. Jahrh. ein Schauplatz heftiger Abwehrkämpfe der Katholiken gegen die Kalvinisten geblieben war, findet begreiflicherweise erst im 17. Jahrh., das, im Zeichen der mit der Kurie wieder ausgesöhnten Einheitsmonarchie, dem Katholizismus bereits gute Aussichten für ein relativ friedliches Neudurchdringen eröffnete, die Muße zu jener innerlichen Erneuerung des alten Glaubens und Pflege des katholisch-religiösen Innenerlebens, die sich in Italien und Spanien schon während des 16. Jahrh. verwirklicht hatten. Die Frage, inwieweit diese im Frankreich des 17. Jahrh. (hiergegen legt sich Pevsner, der die französische Fragestellung einfach hätte ablehnen können, auf eine wenig fruchtbare und aussichtsvolle Polemik zu Unrecht fest) unbestreitbare innerlich-religiöse, ja, bisweilen auch mystisch-spiritualistische, Seelenhaltung etwa in der gleichzeitigen französischen Kunst (für deren Zugehörigkeit zum Barock der Göttinger Kunsthistoriker übrigens sehr interessante Begründungen ins Feld führt) sich widerspiegeln, gehört auf ein ganz anderes Blatt: vielleicht hängt damit mein eigener (ganz unverbindlicher) Eindruck irgendwie zusammen, daß die französische Kunst seit deren Herübernahme aus Italien durch die Fontainebleauer Schule manieristische Beiklänge bis tief ins 18. Jahrh. hinein nie ganz abgestreift hat. Mit der italienischen Problemstellung „Manierismus und Gegenreformation" hat sie aber an sich nichts zu tun, und deshalb haben wir das Thema dieses Artikels ja auch von vornherein auf den italienischen Manierismus eingeschränkt, der in der Tat ganz gesondert ins Auge gefaßt werden muß. Doch darf jedenfalls der Wortstreit um den Ausdruck „Gegenreformation" schon heute als unfruchtbar beiseitegeschoben werden: das, worum es sich wirklich für uns handelt, ist die Frage, wie die dem Manierismus zeitgleiche Epoche, also etwa die Zeit von 1520—90, in Italien seelisch-kulturell beschaffen war und welche inneren und äußeren Be-

ziehungen die manieristische Kunst zu dieser ihr zeitgenössischen italienischen Kultur (gleichviel, wie man diese benennen mag) aufweist.

Natürlich können wir nicht daran denken, hier ein zusammenfassendes Kultur- und Seelenbild des vorgeschrittenen Cinquecento zu geben: dies haben wir in unserem der Veröffentlichung harrenden Buche angestrebt. Nur auf die in der Manierismuskontroverse stärker herangezogenen Elemente der damaligen Gesamtkultur sollen einige klärende Hinweise versucht werden.

So wenig wie irgendeiner unserer Vorgänger möchten wir das starke Nachschwingen von Renaissancezügen im Seelenbild der strengen Reformepoche bestreiten. An rationaler Klarheit des Denkens gebrach es weder den Gründern neuer Orden, noch den konservativeren, recht eigentlich römischen, Kirchenkreisen, noch den Fürsten und Höflingen der Zeit. An organisatorischer Fähigkeit überboten die Menschen jener Tage sogar die der Renaissance bei weitem: nur ist freilich den Organisationsleistungen der Zeit eine gewisse abstrakte Starrheit zu eigen, die dann das Barock um so gründlicher beseitigen sollte. Auch der Subjektivismus, die nuancierte Empfänglichkeit für persönliche Eindrücke, scheint sich in der uns angehenden Periode im Verhältnis zur Renaissance noch gesteigert zu haben, während freilich der willensmäßige Individualismus im Rückgang begriffen ist: mag immerhin den auf seinem Wundlager schmachtenden baskischen Kriegsmann Don Jñigo Lopez y Recalde der renaissancehafte Gedanke, er könne im Dienste der Kirche gleichfalls hohen Ruhm erwerben, getröstet haben, so ist doch der von ihm daraufhin eingeschlagene Weg (das scheinen sowohl Pevsner wie Michalski unterschätzt zu haben[26])) als ein Weg der völligen Selbsthingabe und inneren Heiligung alles eher wie der des typischen Renaissancemenschen,

[26]) Der letztere Forscher hat die Renaissancenähe der Jesuiten auch noch durch einen Vergleich zwischen der Unterwerfung der Ordensmitglieder unter den Willen des Heilands und dem herrscherlichen Zug der Renaissancemenschen zu stützen versucht. Passive Einfügung in einen höheren Willen (die praktisch Einfügung in einen Gemeinschaftsgeist bedeutet) hat mit der aktiven Geltendmachung eines Individualwillens aber wahrlich keinerlei Ähnlichkeit: denn daß dieser seinerseits Massen beherrschen will, macht ihn kollektiven Selbstunterordnungstendenzen natürlich noch lange nicht verwandt!

und warum sollte man dem glaubensmächtigen Spanier denn auch nicht die umwälzende Kraft eines Erlebnisses zutrauen, wie es einst den Saulus zum Paulus werden ließ und auch in seinen eigenen Tagen Martin Luther dem mönchischen Stand zudrängte? Ist doch überhaupt dem Drang zu religiöser Bindung[27]), so wenig wir auch heute mehr der „Hochrenaissance" ein echtes Glaubensleben streitig machen dürfen[28]), erst jetzt wieder jene zentrale Rolle im Kulturleben zuteil geworden, die er im Mittelalter hatte. Gewiß: die ernste, durchdachte und ein wenig rationalisierte Frömmigkeit der herrschenden Hierarchie war ein anderes als die leidenschaftliche Zerknirschtheit einzelner Gottberührter, der religiöse Subjektivismus der Häretiker und die nüchtern-korrekte, aber unentwegte Orthodoxie der meisten Fürstenhöfe. Aber Bindung und Unterordnung unter ein überwältigend Transzendentes kennzeichnete gleichermaßen ihrer aller innerliches Erleben, und von da war es kein allzu weiter Weg zu der Bindung auch in weltlich-gesellschaftlichen Belangen, wie sie damals — auch dies ein Neues gegenüber der Renaissance — die an Macht unaufhaltsam gewinnende spanische Sitte der gesamten Oberschicht einprägte.[29]) Daß es freilich überwiegend weltlich gestimmte

[27]) Ihm ging eine gewisse Kühle gegenüber dem bisher so leidenschaftlich geliebten klassischen Altertum anfangs parallel: es hieße (wie dies freilich von den dem Manierismus die Fähigkeit innerer Glaubensbewegtheit Aberkennenden immer wieder versucht wird) das Zeitalter der Glaubenserneuerung mit ganz unzugehörigen Renaissancezügen ausstaffieren wollen, wenn man den „Humanismus" die Krisenwende der Dreißigerjahre ungebrochen überstehen ließe, indes er doch erst zu Barockbeginn — z. T. durch die (unterdes italianisierte) Gesellschaft Jesu — wieder volle Kulturaktualität empfing. Toffanins radikale These, daß Kirchentreue im Wesen des Humanismus von Haus aus gelegen gewesen sei, können wir hier nicht näher erörtern: es verhielt sich im übrigen ja auch nicht so, daß die Humanisten je der Kirche den Dienst versagt hätten, sondern höchstens so, daß die Kurie zeitweise die Dienste der Humanisten nur in minder heidnisch gefärbten Wissensbereichen begrüßte.

[28]) Hier sei nur kurz an die neuen Arbeiten von Landsberg, Zabughin, Toffanin und Hartlaub erinnert! Von älteren wären die von Geymüller und F. X. Kraus zu nennen.

[29]) Daher gehört wohl auch die merkliche Abschwächung des Ausdrucks erotischer Leidenschaft, die erst wieder in einem lebhafter den einzelnen Menschen bejahenden Zeitalter offenkundiger in Erscheinung trat. Die Anspielungen auf sinnliche Reize werden vorübergehend seltener, die Kleidermode ist dezent und gibt den kostbar-ernst gekleideten Damen etwas ikonenhaft Feierliches.

Kreise auch damals gab, darf nie vergessen werden: nur muß man darauf achten, daß diese Kreise trotz aller Eleganz und intellektuellen Verfeinerung von der froh-harmonischen Haupttonart der Renaissancehöhezeiten weit entfernt blieben.

Nicht minder war der spanischen Art gemäß jene vornehme Zurückhaltung, die wir damals nicht nur an Hofleuten, sondern auch an ausgesprochen religiösen Persönlichkeiten beobachten können[30]) und die sich anderen Wesenszügen der Zeit, wie der Abstraktheit des organisatorischen Triebs, verwandtschaftlich verbunden erweist. Auch der asketische Typ von der Art, wie ihn die Epoche der katholischen Glaubenserneuerung auf den Plan rief, war vor allem gekennzeichnet durch die gleiche Abkehr von allem Lauten, die auch mystischen Entrücktheiten die eigentliche Zeitfarbe gab.[31]) Es ist wohl richtig, daß (im Gegensatz zu seiner leisen, vornehmen und dabei innerlich doch gewaltig durchschütterten Persönlichkeit) das geistliche Übungssystem des Ignatius die Mystik mit sehr kräftigen realen Akzenten durchsetzte und daß religiöse Erscheinungen einer etwas jüngeren Generation, wie die heilige Teresa oder St. Philipp Neri, diesen ausgesprochen protobarocken Zug einer „realistischen Mystik" noch deutlicher ausgeprägt haben: dennoch wird man getrost annehmen dürfen, daß das lediglich eine erobernde Vorwegnahme kommender Entwicklungen von seiten einer Gruppe von Menschen bedeutete, die, Vorkämpfer der jener Epoche teuersten Sache überhaupt, uns als die bewegtesten, expansivsten und produktivsten Zeitrepräsentanten gelten können. Hat aber nicht nur die Art dieser religiösen Gipfelpersönlichkeiten erst im Barock

[30]) Wir denken hier vor allem an Carlo Borromeo seit seiner Zurückstellung alles Pomphaft-Grandiosen im Auftreten (für den schwerreichen Aristokraten nichts Selbstverständliches), seiner diskret-verborgenen Art von Selbstkasteiung; aber auch an Ignatius selbst, an Felice da Cantalice u. a. Wir glauben auch, daß die sehr schlichte Kirchenausstattung dieser Zeiten der Ansicht Pevsners, Pomp und Propaganda seien schon in ihnen vollentwickelt gewesen, widerstreitet und damit auch sein diesbezüglicher Selbsteinwurf gegenstandslos wird.

[31]) So lag denn auch (hier hat Pevsner gegen Weisbach sicher recht) den uns beschäftigenden Jahrzehnten krasse körperliche Brutalität durchaus nicht (die strengen Reformpäpste sind um Milderung der Sitten erfolgreich bemüht), auch sozialpolitisch ist man gerade damals rücksichtsvoller gestimmt, als sowohl vor- wie nachher.

sich allgemeiner durchsetzen, sondern auch die kulturelle Suggestivkraft der jesuitischen Großorganisation sich erst in jener Epoche voll entfalten können, so ist dies doch gewiß noch kein Beweis dafür, daß das Zeitalter der inneren Erneuerung im Glauben etwa als Ganzes beständig über sich selbst hinausgewiesen hätte: sind doch die Jesuiten für Italien noch lange genug ein ausgesprochen fremdländischer Orden geblieben, während der Geist der eigentlichen italienischen Kirchenreform weit eindeutiger durch die neureformierten alten Orden, durch Männer wie Giberti oder Cervini, vor allem aber durch die Oratorien der göttlichen Liebe und die Theatiner verkörpert wird. Wenn wir übrigens auch zugeben, daß die Jesuiten ihre typische europäische Bedeutsamkeit erst im Laufe des Barockzeitalters voll gezeigt haben[32]), so sind wir doch weit entfernt, Michalski etwa zuzugestehen, daß sie erst im Barock ihre religiöse Bedeutung offenbart hätten: die war in Wirklichkeit niemals echter als in den Frühzeiten der neukatholischen Bewegung; nur jener propagandistisch-expansive Eifer war von den Jüngern des Loyola damals noch nicht zu höchster Spannkraft gesteigert worden, der für Michalski freilich überhaupt das Hauptkriterium lebendiger Religiosität darzustellen scheint!

Wo wird nun innerhalb der hier kurz geschilderten Zeit unrastvoller Gehemmtheit der seelische und gesellschaftliche Ort des bildenden Künstlers gewesen sein?

Sicherlich gehörten die Maler und Bildner (erst recht die Architekten) damals schon völlig zum Kreis der feineren Gesellschaft, aber damit auch zum Kreis der Gebildeten[33]), und so nahmen sie denn mit der neugeweckten Bewußtheit und Gefühlssubjektivität (die erste ein Erbe der Renaissance, die zweite ein erster Ertrag der Glaubenserneuerungsära selbst) bereits an allen geistigen Kämpfen der Epoche selbst teil. Es besteht also freilich

---

[32]) Dies gilt aber ohne Zweifel ebenso auch für den Pomp ihrer Zeremonien (die römische Jesuitenkirche sah ja bei ihrer Ersteinrichtung weit strenger und ruhiger aus als heute) und für den ethischen „Laxismus". Auch ihr kräftiger Einsatz zugunsten der humanistischen Bildung gehört erst zu den Zeichen der Barockwendung.

[33]) Es wäre sehr zu wünschen, daß E. Zilsels wichtige Forschungen über den Geniebegriff einer Weiterführung für die der Renaissance nachgefolgten Zeiten teilhaftig werden möchten!

kein Grund, in ihnen bloße subaltern-handwerkliche Ausführer von Bestellungen zu sehen. Anderseits kann es nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß in dem durchaus auf religiöse Problematik gestellten Zeitalter, das das 16. Jahrh. in seinem überwiegenden Teil ja unbedingt gewesen ist, die stärksten Begabungen, die höchsten Willensintensitäten und die „modernsten", zukunftsträchtigsten Gedanken nicht im Kreise der „Künstler" zu suchen sind, sondern in dem jener Männer, die aktiv um die Erneuerung der Kirche und der kirchlichen Machtstellung bemüht waren. Es ist also von vornherein wahrscheinlich, daß die eigentlich bildenden Künstler der Epoche zwar an aller geistigen Unruhe jener Tage, die ja vor allem Gottsucherunruhe gewesen ist, lebhaft und in der subjektiv-gefühlshaften Weise des künstlerischen Menschen teilgenommen haben, ohne aber — die Architekten sind in diesem Zusammenhang nicht mitbegriffen — dem vorwärtsweisenden Zug protobarocker Heiligengestalten bereits Folge leisten zu können: sie waren und blieben vielmehr Angehörige einer gesellschaftlich verfeinerten und geistig differenzierten (wohl auch überdifferenzierten und vor allem bildungsüberfütterten) weltlichen Oberschicht, bei denen allerdings Gleichgültigkeit gegenüber den allbewegenden Ereignissen der religiösen Sphäre in keiner Weise zu erwarten ist.

Dieses subjektive, oft sehr empfindungsstarke Nacherleben der religiösen Zeitbewegung aus einer mehr weltlich-höfisch-intellektuellen Sphäre heraus, die bei aller Teilnahme an diesen Dingen doch nicht religiös produktiv genug war, um mit den das Barock gleichsam vorwegnehmenden Tendenzen einzelner religiöser Führerpersönlichkeiten bereits in seelischem Kontakt zu stehen, kennzeichnet in der Tat das Verhältnis der manieristischen Künstler zur Kultur ihrer Zeit.

Wir haben die Willenshingegebenheit als allgemeines Symptom, die religiöse Wärme als häufigen Gefühlsbeiklang des Manierismus in dem stilanalytischen Teil dieser Betrachtungen mit hinlänglichem Nachdruck herausgehoben, als daß wir nun Weisbach, der ja eine Beziehung des manieristischen Schaffens zur religiösen Zeitstimmung rundweg bestreitet, viel Neues zu diesem Punkt noch zu ent-

gegnen hätten. Aber wir können es uns im Grunde doch überhaupt nicht recht vorstellen, daß der Berliner Kunsthistoriker und diejenigen, die mit ihm bloß „Manieriertes" — also Unpersönlich-Gefühlloses — als „manieristisch" anerkennen wollen[34]), es für die Dauer angängig finden könnten, auf den manieristischen Stil jene Gattung allersubjektivster Werturteile mit dem Anspruch kriterienhafter Geltung anzuwenden, auf Grund deren Benedetto Croce dem Barockstil lediglich alle schwarzen Schafe des ästhetischen Seicento-Bereichs zuzuweisen unternimmt (was der Neapler Philosoph sich ja schließlich seinesteils ohne viel Beschwer erlauben kann, da er zugleich auch die Kulturerscheinung „Gegenreformation" mit wesentlich negativen Wertzeichen versieht). Da diese Konsequenz unter den deutschen Bearbeitern des Manierismusproblems bisher doch noch keiner gezogen hat und wir es auch grundsätzlich ablehnen müssen, aus einem vereinzelten formalästhetischen Kriterium eine schlüssige Einsicht in den Mangel einer „gestaltgewordenen" Beziehung manieristischer Kunst zu der religiösen Zeitbewegung a priori entgegenzunehmen (wie dies Michalski fordert), müssen wir schon in dem für uns unbezweifelbaren zeitgleichen Nebeneinander religiöser Weltanschauung und innerlich gebundener Kunst mehr als bloßen Zufall erblicken. Dabei bedarf der zeitliche Zusammenklang der so entschieden spiritualistischen Anfänge des manieristischen Stils mit dem betonten Hervortreten der religiösen Bewegung nicht mehr als eines bloßen Hinweises, während für den „magischen" Spätmanierismus eines Tintoretto und Greco das kulturelle Gegenstück mehr in Einzelerscheinungen aufzusuchen wäre: so in der weltfernen Asketik Pius V., der mystischen Seite in Filippo Neris Wesen, vielleicht auch dem Animismus Brunos und der sensitiv-musikalischen Art des Tasso. Daß wir, wenn wir von passivischer Gebundenheit und seelischer Erregtheit sprechen, nicht gerade nur ausgesprochene Devotionsbilder im Sinne haben, sondern zumindest ebenso sehr den immer irgendwie heimlich leidvollen, oft genug unrastvoll zerquälten Ausdruck der Porträtköpfe (auch die Künstler selber machen gewiß keine Ausnahme, nicht einmal der biegsame und ruhige Vasari, und man sehe doch nur einmal an,

[34]) So z. B. Dehio, Kautzsch, Buchholz. Es handelt sich hier offenbar um bloßen Wortkonservatismus!

welche Leidenszüge er und Pontormo den großen Medicäern des Quattrocento[35]) aufgeprägt haben!), mag nur eben noch kurz in Erinnerung gebracht sein. Sollte gegen solches Seelenleid, solche innere Gebundenheit des vornehmen „Kenners“ Wunsch nach virtuosen Leistungen ein wirksamer Schutz gewesen sein? Ach, diese „blasierten“, mehr oder minder eleganten und intellektuellen Herren, von deren Geschmacksspielereien aus Weisbach sozusagen den ganzen Manierismus konstruiert, waren doch selbst aus dem gleichen seelischen Holz geschnitzt wie „ihre“ Künstler! Der tiefe Bruch im Verhältnis zur Renaissance, an den ja offenbar auch Michalski glaubt, da er eine Änderung des Grenzverhaltens nur als anfängliches Stützungsmoment eines sonstigen, nicht weiter bezeichneten, aber eigentlich entscheidenden Wandels in Betracht zieht, war bei den Hofherren wie bei den virtuosi gleich unbestreitbar. Muß hier noch ausdrücklich an die so typisch „mondäne“ Klientel erinnert werden, die den aufwühlenden Predigten des (außerordentlich vornehmen und gepflegten) Spaniers Juan Valdès in Neapel lauschte? Vielleicht ist es aber ganz gut, daß wir Anlaß hatten, gerade diesen der eigentlichen Orthodoxie verdächtigen Frömmigkeitstyp zu erwähnen: gelangen wir doch von hier aus am besten dazu, einer zweiten These Michalskis gegenüber unseren abweichenden Standpunkt zu formulieren. Wir haben es ja zwar schon zum Ausdruck gebracht, daß u. E. die Kulturbezogenheit eines Kunstwerks keineswegs tiefere „Gestalthaftigkeit“ dadurch erlangt, wenn es offensichtlich von einer nichtkünstlerischen Instanz in „Dienst“ genommen erscheint: aber wenn man schon dieses Glaubens ist, warum dann zum Überfluß gar nur einzig und allein die kirchliche Orthodoxie als solche indienststellende Instanz berücksichtigen? Warum nicht den religiösen Heterodoxen, warum nicht den weltlichen Höfen, die doch ebenfalls einer soziologischen und geistigen Aktivität fähig waren, die gleichen Möglichkeiten einräumen? Es deutet ja wirklich manches darauf, daß einflußreiche kirchlich-orthodoxe Kreise, vielleicht von einem gewissen Reifestadium ab auch besonders die Jesuiten, an den manieristischen Andachtsbildern kein sonderliches Gefallen fanden und eine heftigere Tonart, einen eindringlicheren Naturalismus, den Gebrauch stärkerer tech-

[35]) Idealporträts in den Uffizien.

nischer Kontrastierungsmittel mehr geschätzt haben würden. Auch die häufig schroffe subjektive Willkürlichkeit der Formgebung — wir denken da nicht nur an Beccafumi, von dessen Bildern in der Tat eines von der Bestellerkirche abgelehnt wurde, sondern vor allem auch an Schiavone, bei dem übrigens, ebenso wie bei Greco, eine stilistische Mitgift des byzantinischen Ostens mit im Spiele gewesen sein kann — wird strengen kirchlichen Oberen sicher nicht zugesagt haben. Aber gibt uns Heutigen das irgendein Recht darauf, jenen dergestalt mißbilligten Werken innerliche Glaubensergriffenheit zu bestreiten? Wir glauben das durchaus nicht, nicht einmal dann, wenn es sich um Arbeiten handelt, in denen eine gewisse spielerische Virtuosität oder intellektuelle Verzwicktheit auffällt — denn auch in ihnen lebt ja doch jene Gebundenheit[36]) des Wesens, deren tiefster Urgrund eben doch die entschiedenere Rückwendung zu religiöser Gebundenheit war.

Nachdem wir bei diesen Hauptpunkten etwas länger hatten verweilen müssen, können wir die ferneren Verwandtschaftszüge zwischen Manierismus und Zeitkultur nun wohl knapper resümieren.

So brauchen wir im wesentlichen nur auf schon Gesagtes hinzuweisen, um unsere Übereinstimmung mit Pevsners Anwendung der von Weisbach geprägten gefühlsmäßigen Barockkriterien auf unsere Epoche zum Ausdruck zu bringen: die dem abstrakt-rationalen Wesen des Jahrhunderts entsprechende Art, asketische Gemütshaltungen zu vergegenwärtigen, haben die Manieristen durchaus beherrscht, und an magisch-mystischen Ausdrucksformen[37]) für analoge Seeleninhalte der Zeit gebricht es ihnen ebenfalls nicht („farbiges Schweben" der Gestalten, saugender Tiefenraum, „Raum des Wunders" usf.); dagegen ist ausgesprochene Grausamkeit weder Sache der Manieristen[38]), noch der

[36]) Wie durch all solche Gebundenheit unvermittelt Blitze von Leidenschaftlichkeit zucken konnten, beweist ebensowohl die Mordstatistik der vornehmen Familien wie das wilde Jethrotöchterbild des Rosso, der überhaupt für eine Zeitlang als das ausgesprochenste Kraftgenie unter den Manieristen gelten kann.

[37]) Deshalb braucht man aber (hierin hat Michalski recht) die Ehrlichkeit einer deutlicher im Inhaltlichen ausgeprägten Mystik gewiß nicht zu verdächtigen, wie das Pevsner im Übereifer der Polemik tut.

[38]) Die schon erwähnten Marterdarstellungen des Circignani (Rom, S. Stefano) fallen bereits in die zeitliche Grenzzone zum Barock, und,

Zeitkultur (gerade so wenig wie „realistische Mystik" oder ein wirklich antikeverliebter Humanismus), und wenn Michalski einen lüsternen Zug (der niemals für echte offene Sinnlichkeit vollen Ersatz bieten kann) hauptsächlich für die Anfänge des Stils feststellt, so stimmt das gewiß gleichfalls aufs beste mit der ja erst allmählich sich verhärtenden asketischen Haltung der Kurie. Daß aber selbst Giambolognas große Geste keine eigentlich heroische Seelenhaltung verkörpert (die auch im damaligen weltlichen Italien trotz gelegentlicher Humanistengrandezza vergebens gesucht werden würde), hat Pinders Hinweis auf die bei ihm feststellbare kompositorische Überlegenheit der Passivfiguren überzeugend angedeutet.

Zum Werdegang des Loyola bietet vielleicht trotz seiner späteren barockisierenden Bestrebungen der kühne, unruhige Subjektivismus der Manieristen die befriedigendsten Analogien, und der eigene Lebenslauf mancher unter diesen Künstlern (so besonders des Pontormo und Rosso) beweist, daß solche Leute, weit entfernt davon, hohle, marklose Streber zu sein, durch diese unrastvolle, innere Bewegtheit wohl auch in Melancholie und Selbstmord getrieben werden konnten, da sie zum Propagandisten und Heiligen nun einmal das Zeug nicht hatten. Auch die Abstraktheit manieristischer Komposition berührt sich mit dem rationalen Zug, der (noch etwas leisen und kühlen) Organisationstechnik jener Tage, dem gleichsam „überirdischen Schweben", das man dem Caraffapapst nachrühmte.

Und nun sei auch gern bekannt, daß trotz allen unvermeidlichen Einspruchs gegen das Diktatorisch-Überschärfte in Michalskis Thesenstellungen seine wertvollen Beobachtungen über die Einhaltung der ästhetischen Grenze in manieristischen Kunstwerken uns doch, vielleicht gegen seinen eigenen Willen, gleichfalls einen sehr wesentlichen Zusammenhang zwischen Zeitkultur und Manieristenkunst zu erschließen scheinen: verbindet doch in der

---

wenn sie auch stilistisch eher noch dem Manierismus angehören als dem Barock, so fallen sie doch bereits in eine jener unproduktiven Leerezonen, die Pevsners Überblick der Gesamtentwicklung so gut herauszustellen vermochte: daß aber für das Inhaltliche eines (formal noch konservativeren) Werks damals bereits die schon längst in Aktion getretene frühbarocke Theorie bestimmend gewesen ist, wird im Zeitalter Sixtus V. wohl nicht mehr Wunder nehmen können.

Tat bereits dis spätreife Hochrenaissance eines Balthasar Castiglione mit der Folgezeit die ausgesprochene Wendung zu leiser, distanzierter Vornehmbeit nach spanischem Muster. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß solche Leisheit des Wesens auch großen religiösen Persönlichkeiten des Zeitalters nicht völlig abgeht, obschon gewiß gerade unter den Glaubenseiferern die vorwärtstreibenden, protobarocken Naturen besonders häufig waren. Liegt es nun nicht nahe anzunehmen, daß jene gerade durch die Wahrung der ästhetischen Grenze noch unterstrichene „magische" Wirkung etwa der späteren Tintorettowerke ebenjener mit tiefer Religiosität so wohlvereinbaren noblen Zurückhaltung kongenial gewesen ist, die z. B. für den so einflußreichen aristokratischen Theatinerorden kennzeichnend war?

Mit dieser Andeutung hätten wir nun wohl den ganzen Umkreis der im Manierismus verkörperten Zeitkultur abgeschritten und sind uns des Rechts zu einer durchaus positiven Lösung des uns beschäftigenden geschichtlichen Problems so voll bewußt, daß wir es getrost wagen, an den Schluß unserer Erwägungen noch die Erörterung zweier Einzelfragen zu stellen, von denen wenigstens die erste den Bezweiflern des organischen Zusammenhangs zwischen Manieristenkunst und gleichzeitiger italienischer Kultur schon recht erwünschte Anhaltspunkte geboten hat. Sie geht dahin, wie es wohl komme, daß der Sitz der neugestärkten kirchlichen Zentralmacht, Rom, eine große manieristische Kunstblüte nie erlebt habe? Hier hat Pevsner, offenbar anknüpfend an eine Äußerung Aloys Riegls, sich mit der etwas abstrakten Formel begnügt: in der Stadt der Päpste sei der religiöse Geist „zu absolut" gewesen, als daß er eine Offenbarung durch die bildende Kunst ermöglicht hätte, und damit Michalskis Angriff eine unzureichend gedeckte Einbruchstelle dargeboten.

Nun steht es zunächst einmal, abgesehen von der (fast regelhaften) geschichtlichen Allgemeintatsache, daß der römische Boden selbst nur selten künstlerische Schöpferingenien hervorbringt (im übrigen gehört gerade in die erste Manieristengeneration der Raffaelschüler Giulio Pippi-„Romano", dessen manieristisch angehauchte Arbeiten aber erst auf mantuanischem Boden entstanden sind), um die Verkörperung des Manierismus auf römischem Boden gar nicht so verzweifelt, als es nach Pevsners

negativer Äußerung den Anschein haben könnte. Hat nicht Michelangelo die manieristische Seite seines Wesens gerade in Rom zu vielfältiger Ausprägung gebracht? Sind nicht dort eine ganze Anzahl von manieristischen Fresken durch Vasari und Pierin del Vaga ausgeführt worden? Ist nicht der ganze Kreis von Michelangelo-Epigonen, der seinen Mittelpunkt in dem kleinen Bruderschaftsheiligtum San Giovanni Decollato gefunden hat, dem Manierismus beizuzählen? Ganz zu geschweigen der Altartafeln des Latiners Sermoneta, der um Rom kreisenden Porträtkunst des Süditalieners Pulzone und vor allem der beiden Spätmanieristen, die man ausschließlich zum römischen Künstlerkreis rechnen kann: Circignani-Pomarancio und Cesari-d'Arpino! Es lassen sich aber auch noch positivere Gründe angeben, die einer (immerhin vorstellbaren) noch kräftigeren Ausprägung des manieristischen Wesens auf römischem Boden entgegengewirkt haben können. Auf die ausgesprochen kunstfremde Haltung der allerstrengsten Reformpäpste ist ja schon vielfach hingewiesen worden: in dieser Atmosphäre (denn die auf das Altchristliche hin gerichteten Kunstideale Pauls IV. blieben ja doch im Stadium romantischen Träumens stecken) gediehen dann in der Tat nur blasse, unpersönliche Arbeiten von epigonischer Haltung. Aber auch die ungewöhnliche Kraft der Hochrenaissancetradition muß für Rom in Anschlag gebracht werden, und nicht minder die bedeutende Anregung, die dauernd von den zum Barock hinweisenden Werken des Buonarroti ausstrahlte. Mit diesen aber vereinte sich wiederum die auf einen neuen, eindrucksmächtigen Realismus hinzielende Gedankenarbeit jener geistlichen Wegbereiter des barocken Wesens, die naturgemäß den Sitz der obersten kirchlichen Autorität zum Zentrum ihres Wirkens erkoren. Und schließlich standen in der uns angehenden Epoche für Rom noch die baukünstlerischen Vorhaben im Vordergrund des Interesses: hier galt es zunächst einmal, möglichst viele und geräumige Kultstätten neu zu schaffen; auf reiche Ausschmückung der Gotteshäuser durch Werke der Malerei und Bildnerei war der Sinn der Erbauer zunächst nicht gerichtet.

Warum aber — wird man hier gleich weiter zu fragen geneigt sein — ist es wohl bei solchem Baueifer zu einem richtigen manieristischen Baustil wenigstens im Kirchenbau (daran

müssen wir auch gegen M. Hœrner festhalten) nicht gekommen? Hier ist zu sagen, daß das kunsthistorische Problem, inwieweit es einen architektonischen Manierismus überhaupt gegeben hat, selbst noch nicht genügend geklärt ist, um eine derartige Fragestellung bereits voll zu legitimieren. Will man aber schon Gesichtspunkte für eine künftige Bereinigung solcher Fragen im voraus bereitstellen, so dürfte die überwiegend passivische Haltung der manieristischen Kunst dem natürlichen Aktivismus alles monumentaleren Baudenkens irgendwie ungemäß geblieben sein. Zu einer manieristischen Stimmungsfärbung des werdenden Frühbarockstils scheint es aber auf jeden Fall doch auch in der kirchlichen Architektur gekommen zu sein: so weit wir uns nämlich von diesen Werken einen Begriff machen können (sie sind fast alle gründlich umgebaut worden), hat man den Eindruck einer strengen, unfrohen, undiesseitigen Abstraktheit, der zu der Arbeitsweise der manieristischen Bildner und Maler sehr wohl paßt.[39])

IV.

Wir hoffen nun erwiesen zu haben, daß wenigstens im Wege eines historischen Tatsachenbeweises gegen einen lebendigen, wirksamen und damit für unsere Begriffe auch „gestaltgewordenen“ Zusammenhang zwischen italienischer Manieristenkunst und der gleichzeitigen Kultur der katholischen inneren Reformbewegung nicht erbracht werden konnte. Unsere Überzeugung von der seelischen Zusammengehörigkeit beider Gegebenheiten hat sich vielmehr in der Abwehr der Thesen von Weisbach und Michalski nur noch gefestigt. Wir sind dem letzteren für die durch ihn vermittelten Sonderaufschlüsse über das Verhalten der Manieristen zur ästhetischen Grenze sehr zu Dank verbunden, wir geben auch gern zu, daß es schon zur Manieristenzeit Persönlichkeiten gab, die

---

[39]) Den Eindruck einer an das Mittelalter, sogar das nordische Mittelalter, gemahnenden, ausgesprochen mystisch-religiösen Gestaltungskraft hatte ich nur bei einer einzigen Kirche dieser Zeit: S. Annunziata zu Parma, einem Werke des Fornovo. Es scheint aber, daß die formanalytischen Bemühungen um Herausstellung eines Architekturmanierismus an diesem interessanten Bauwerk bisher vorübergegangen sind. Wichtig ist natürlich auch die Frage, inwieweit Palladio dem Architekturmanierismus einbezogen werden kann.

in Leben und Lehre barockem Wesen vordeuteten; wir bestreiten natürlich erst recht nicht, daß die Kirche des Barock „ihre" Künstler ganz anders zielbewußt in den Dienst der religiösen Propaganda gestellt hat: das alles vermag aber nichts daran zu ändern, daß die seelische Eigenart der unrastvoll ringenden, ihres sicheren Selbstbewußtseins verlustig gewordenen, sich in die Festigkeit des Glaubens und der hispanischen Sitte flüchtenden Menschen jener Tage durch nichts besser verkörpert wird als eben durch die manieristische Kunst; ein Versuch, erst in der Kunst des ausgebildeten italienischen Frühbarock die eigentlichen Entsprechungszüge zur Seelenlage der Glaubenserneuerungsepoche aufzeigen zu wollen, wäre nicht allein überflüssig (denn das Natürlich-Normale in erster Linie zu Untersuchende bleibt für den Historiker, so wenig er auch zu schematisieren geneigt sein mag, ja doch die Gleichartigkeit gleichzeitiger Erscheinungen), sondern auch aussichtslos. Die frühbarocke Bildnerei und Malerei ist nicht der „strengen Reformzeit" wesensverwandt, sondern der bereits ausgeglicheneren, ihre religiösen Energien mehr nach außen wendenden Richtung ihrer eigenen Zeit. Von dieser für Italien den Manierismus im wesentlichen endigenden gleichtaktigen Wende der Kunst und Kultur nun noch einige abschließende Worte!

Für den künstlerischen Übergang der Zeit um 1590 sind alle notwendigen Feststellungen bereits gemacht worden; wir hoffen sogar, vielleicht das Verhältnis dieses Barockeinsatzes zu den vorhergegangenen Stilen durch Vereinigung aller darauf bezüglichen Einzelfragen zu einem einzigen Fragenbündel in manchen Belangen geschlossener als bisher veranschaulichen geholfen zu haben. Hier sind also der Hauptsache nach nur noch die kulturellen Züge in ein fertiges kunsthistorisches Bild[40]) nachzutragen.

---

[40]) Es verdient, hervorgehoben zu werden, wie ganz anders sich hier ein der Manierismusfrage doch recht verwandtes Problem bloß infolge einer andersgelagerten Aufeinanderfolge der tatsächlichen wissenschaftlichen Fragestellungen präsentiert: während dort noch um Sein und Nichtsein des künstlerischen Tatsachenkomplexes so heftige Kämpfe geführt werden, daß selbst noch auf die zeitgleiche Kulturtatsache der katholischen Glaubenserneuerung trotz deren völlig eindeutigen und einschneidenden Sinnes ein Teil jener Kunsthistorikerskepsis mitübertragen wird, gilt die Eigenart des Barock im Gegensatz zur Renaissance für dermaßen sicher erarbeitet,

Wir sehen, daß das frühe Barock mehrere Renaissancezüge erneuerte, die dem Manierismus abhanden gekommen waren: diesem erneuerten künstlerischen Diesseitsgefühl und Wirklichkeitsdrang, diesem wieder erweckten Interesse für blutvoll dramatische Vorgänge entspricht in der Tat auf kulturellem Felde ein neu bestärktes Interesse an den Naturwissenschaften, ein freudigerer Lebensdrang, eine innige, sinnenfrohe Bejahung der diesseitigen Welt. Die Kunst des Manierismus hatte in unrastvollem Subjektivismus die Regeln des Renaissanceschönheitskanons verworfen, dabei aber sich demütig weit strengeren Bindungen und Einengungen der Menschengestalt unterworfen: ebenso wie nun die Carracci zu einem trotz wiedergewonnener Naturnähe und Beweglichkeit kanonisch strenger gebundenen Formideal zurückfanden und selbst der revolutionäre Caravaggio immer noch renaissancenäher empfand als die Manieristen, sind auch die Menschen des frühen Barock zwar nach außen hin bewegter und ungebundener, aber im Grunde doch mehr zu behaglichem Konventionalismus geneigt gewesen als ihre Väter. Gegenüber solchen erneuten Annäherungen an Menschentum und Kunst der hohen Renaissance führt aber das Frühbarock zugleich auch jenen bedeutsamen Wandel herbei, den nun Michalski in ein besonders scharfes Licht gerückt hat, mit einiger Neigung freilich, ihm allein maßgebende Bedeutung zugemessen und so den Manierismus unbillig renaissancenah, das werdende Barock unberechtigt renais-

---

daß hier, trotzdem die Kulturwende um 1590 m. E. an Schärfe der des ersten Cinquecentodrittels keineswegs verglichen werden kann, volle Neigung vorhanden ist, eine jenem stilistischen Umschlag an Schroffheit nicht nachstehende Wandlung der Kultur zu statuieren und dieser sogar noch eine ausgesprochen ursächliche Einwirkung auf die künstlerische Wandlung zuzugestehen, wie sie dem großen Ereignis der Glaubenserneuerung auf die ebenso durchschlagend neue Gegebenheit des Manierismus nur unter mannigfachen Protesten und Vorbehalten zugestanden wird. Dabei ist es aber doch sehr wahrscheinlich, daß bei fortschreitender Anerkennung der manieristischen Stilepoche die Übergänge zum Barock sich als kunstgeschichtlich ganz anders geartet erweisen werden (Friedländers Anzweiflung des Barockcharakters der Carracci weist schon in diese Richtung!), als sie einst Wölfflin und Schmarsow im Glauben an eine unbedingt antithetische Beziehung zwischen Renaissance und Barock sahen. Hierzu haben nun Pevsner und Michalski bereits sehr Wertvolles beigetragen: müßte aber nun nicht eigentlich das gesamte Wölfflinsche Grundbegriffssystem in einem den neuen Erkenntnissen gemäßen Sinne umgearbeitet werden?

sancefern vorzustellen. Diese Durchbrechung der ästhetischen Grenze, dieses expansive Hinausstreben des Bildes auf den Beschauer zu (das vor einigen Jahren ja auch Benkard im ersten Teil seiner Caravaggiostudien betonte), dieses Sich-ergehen in Unendlichkeiten der Weite und Tiefe entspricht offenbar in der italienischen Seelengeschichte des frühen Barock einem der aristokratischen Abgeschlossenheit beider vorvergangener Kunst- und Kulturperioden entgegengesetzten, lebhaft ausgreifenden Willen, andere zugleich zu beherrschen und suggestiv zu beeinflussen — wie denn überhaupt der Absolutismus zugleich so manche Keime neuzeitlicher Demokratie zu pflegen berufen war[41]) —, und nicht nur so die anderen Menschen willensmäßig in den eigenen Kreis hineinzuziehen, sondern auch die gesamte Welt erkenntnismäßig zu umspannen. Bei alledem wurde aber doch auch in wesentlichen Belangen die Kontinuität mit dem unmittelbar vorausgegangenen Kulturzeitalter gewahrt, und wie auch die Kunst des beginnenden Barock noch von lebhafter (obschon indiskreterer und minder transzendent gestimmter) Religiosität erfüllt war, so blieb auch sie (mit derselben Veränderungstendenz) mystischen, visionären Stimmungen aufgeschlossen, bewahrte auch sie eine gewisse Neigung zu subjektivem Gefühlsausdruck und jene Art, „Unnatur", unter der wohl nicht viel anders verstanden werden kann als die nun einmal den nachmittelalterlichen Menschen (in diesem Sinne ist die Renaissance noch vom Abendglanz des scheidenden Mittelalters durchleuchtet gewesen) eigene Bewußtheit, wie denn überhaupt hier die seelengeschichtlichen Analoga fortdauernder religiöser Bewegtheit, subjektiver Empfindsamkeit und intellektualistischer Bewußtheit einer besonderen Hervorhebung nicht

---

[41]) Es ist richtig (was Pevsner sich selbst einwirft), daß die absolutistische Staatsauffassung ihren nicht eben überwältigend großartigen Aufstieg auf italienischem Boden schon im Zeitalter der strengen Reform und des Manierismus begonnen hatte: aber die Kunst der Massensuggestion (auf die es ja hier allein ankommt) ward dort doch erst gegen das letzte Drittel des Jahrhunderts hin systematischer ausgebildet. Im übrigen glauben wir, daß dieser im absolutistischen Gedankensystem mitschwingende Suggestivwille dessen einziges sicheres Bindeglied mit dem künstlerischen Schaffen darstellt: dem Vergleich einer die Massen zur Einheit zwingenden Komposition mit dem absolutistischen Staatssystem können wir zunächst nur eben den Wert anregender literarischer Gleichnisziehung beimessen.

bedürfen. Besonders markante Träger der meisten dieser frühbarocken Wesenszüge aber sind zweifellos jene Propagandisten des neugeweckten Glaubens, jene „realistischer Mystik“ geneigten Vertreter der neuen Orden, die schon in den Tagen der strengen Reformzeit dem stilleren Manierismus entgegen- und dem wirksameren Barock vorgearbeitet haben (nach den früheren Andeutungen eines Gilio und Borghini finden sie nun in dem Jesuiten Possevino[42]) auch einen höchst kongenialen Theoretiker), kurz: die Männer jener „Gegenreformation“, jener kämpferisch nach außen gewendeten Form der neuen Religiosität, die für deren italienisches Kernland eben doch auch schon eine gewisse Veräußerlichung bedeutete. Aber diese Wendung bedeutete doch zugleich auch Lösung von ausländischer Wesensart, Rückkehr zu jener realistischen Diesseitsfreude, die doch letzten Endes immer zum eigentlichen Italienertum gehört: ein weithin sichtbares Symbol war die Ernennung des ersten Italieners zum General der Jesuiten, die von da ab weit mehr ein italienischer als ein spanischer Orden gewesen sind.

Die weitere Wendung zum Hochbarock, die einer noch entschiedeneren Unterstreichung der Diesseitsmomente entsprach[43]), hier näher zu verfolgen, haben wir keinen Anlaß: des dann folgenden Umschwungs zum Spätbarock mag vollends nur deshalb ausdrücklich gedacht sein, weil manche Versuche, im „Hochbarock“ engere Verwandtschaftszüge mit der Periode der inneren Reform

---

[42]) Er ist keineswegs mehr der strengen Reformepoche zuzuweisen, weder zeitlich noch seinem Wesen nach, kommt also für die Manierismusfrage gar nicht in Betracht.

[43]) Michalski scheint mir in der Tat zu Unrecht Zweifel darin zu setzen, daß Urbans VIII. Wiedereinführung des Brauches, den Päpsten bei Lebzeiten Statuen zu setzen, eine Wiedererweckung des renaissancehaften Ruhmtriebs und Persönlichkeitswertbewußtseins bezeichnet: der Barberini machte zu deutlich auf die Exzeptionalität eines „Papstes wie er“ aufmerksam, als daß man hier an Unterstreichung der bloßen Amtswürde denken könnte. Und anderseits bedeutete die damalige Kanonisierung der Cinquecentoheiligen eher eine „grenzbewußte“ Historifizierung jener glaubensglühenden Erneuerung, als die Erneuerung der alten Lebensstimmung: galt es doch mit jener Kanonisierung einer kirchlich nicht geregelten Volksverehrung jener heiligmäßigen Männer ein Ende zu machen; nun gehörten sie eben der unendlichen Schar von Gottes Heiligen an, gelöst von ihrem irdischen Teil, in dessen lebendiger Vorstellung ja noch wirklich etwas vom Geiste der kirchlichen Erneuerung selbst nachgeklungen hatte.

aufzuzeigen (Ähnlichkeit zwischen Neri und Segneri, innige Andacht des alternden Bernini), in Wahrheit schon wieder jene, auch künstlerisch dem Manierismus wieder mehr angenäherte, Periode angehen.

So glauben wir denn, dem italienischen Manierismus jene Stellung innerhalb der italienischen Gesamtkulturgeschichte angewiesen zu haben, die ihm unseres Dafürhaltens alle historisch Denkenden, die Kunsthistoriker also keineswegs ausgenommen, zubilligen sollten. Der Kultur des vorgeschrittenen Cinquecento ist nun mit vollstem innerem Recht eine Kunst ganz besonders und ausgesprochen zeiteigener Art zueigen gegeben worden, für deren richtige Ausdeutung wir der Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte zu höchstem Danke verpflichtet sind und deren Bild sich später vielleicht einmal zu dem einer europäischen Kunst des Reformationsjahrhunderts runden lassen wird. Greift sie ja nicht nur unmittelbar aktiv nach Frankreich und Spanien aus, sondern zieht auch ihrerseits Nordländer an, die dann gleichfalls wieder Nachfolger in nördlicheren Breiten gefunden haben. Dazu kommt dann noch jene unleugbare Wesensverwandtschaft mit autochthoner nordischer Kunst, wie sie schon in den ersten Anfängen des Stils (Pontormo, Gaudenzio Ferrari) hervorgetreten ist und wohl auch für sein besonders langes Fortleben gerade in dem gegen Deutschland besonders weit vorgeschobenen Mailand mitbestimmend war. Einige von Fontainebleau her beeinflußte Holländer, der Deutsche Tobias Spranger, der große Pieter Brueghel sind dem Manierismus zugewiesen worden[44]), und im Zusammenhang damit hat Dvořáks intuitiver Blick Wesenszusammenhänge jener Kunstrichtung mit Cervantes, ja, mit Shakespeare, erschlossen. Auch die Bemühungen um Herausarbeitung eines Architekturmanierismus dürften eine Erweiterung auf so manches Werk nordischer „Renaissance" mit der Zeit zulassen. Und wie Walter Friedländer einen „latenten" Manierismus schon im Quattrocento anzuerkennen geneigt ist, hat Pinder seinerseits den Begriff in die deutschgotische Plastik des 15. Jahrh. rück-

[44]) Max Friedländers Arbeit über die „Antwerpener Manieristen" scheint mir eher spätgotische Prämanieristen herauszustellen als eigentliche Manieristen.

projiziert, während Buchholz[45]) norddeutschen Bildhauern um 1600 einen über den italienischen Manierismus noch hinausgehenden Grad von entkörperter Beseeltheit zumißt. Wir scheinen in der Tat nicht mehr weit von dem Augenblick entfernt, in dem wir einem spezifisch religiös gewendeten Jahrhundert abendländischer Geschichte eine vollwertig-gleichgerichtete Kunst zuweisen können. Wahrlich, kein geringer Weg, den die noch vor zwei Jahrzehnten kaum beachtete Kunstweise „schwächlicher Michelangeloepigonen" in der Frist weniger Jahre durchmessen hat! Und wir glauben nicht, daß Weisbach Recht hat, wenn er in dieser Beachtung des Stils nur einer Auswirkung „expressionistischer Zeitmode" sieht: unserer Überzeugung nach handelt es sich um eine jener ästhetisch-historischen Wiederentdeckungen und Rehabilitierungen von allergrößter Tragweite, die uns reichste Einsichten auch in die Kulturentwicklung verheißt. Von diesen Einsichten dasjenige vorläufig festzulegen, was sich nach dem Stand unserer Erkenntnis mit gutem Gewissen festlegen läßt, war der Zweck dieser Zeilen. Möchten sie auch sonst ein weniges dazu beitragen, daß die kulturgeschichtliche Deutung kunstgeschichtlicher Tatsachen auch von Seite der Kulturhistoriker selbst eifriger als bisher in Angriff genommen werden möchte!

Ich möchte es nicht unterlassen, um hier auch noch kurz Stellung zu den gedankenreichen Ausführungen zu nehmen, durch die Georg Weise im 2. Band seiner „Spanischen Plastik aus sieben Jahrhunderten" (Reutlingen 1927, S. 168—216) die Literatur über die Manierismusfrage bereichert hat und die mir erst nach Abschluß dieser Arbeit bekannt wurden. Ihm ist zunächst jedenfalls der interessante Hinweis darauf zu danken, daß in Spanien die strenge Orthodoxie und die „romanistische" Kunstweise gleichzeitig (bald nach Mitte des 16. Jahrh.) zur Herrschaft gekommen sind. Auch die Zusammenhänge des Greco mit der spanischen Plastik der ersten Jahrhunderthälfte werden durch Weise deutlicher herausgearbeitet, ohne daß es ihm allerdings m. E. gelungen wäre, die Wesentlichkeit des byzantinisch-orien-

[45]) Protestantismus und Kunst im 16. Jahrh. (Leipzig 1928).

talischen und des italienisch-manieristischen Einschlags im Schaffen des Kreters in den Hintergrund zu rücken. Es wird im übrigen wohl noch notwendig sein, es eindeutiger herauszustellen, inwieweit die von Philipp II. so sehr bevorzugte „romanistische" Malweise vielleicht doch den einen oder anderen Zug jener höfischen Komponente des Manierismus an sich getragen haben könnte, die uns durch die Darlegungen Pevsners in seinem Handbuchband nun greifbar lebendig gemacht worden ist. Aber selbst, wenn man sie wirklich als spezifisch „klassizistisch" erkennen sollte, wäre es noch nicht ausgeschlossen, daß hier ein Anschluß an eine von protobarocken Lichtern überspielte „Hochrenaissance" vorliegt, und keineswegs darf es übersehen werden, daß es sich in jener Doppelung kunst- und kulturpolitischer Stellungnahme um die ganz persönliche Willensmeinung eines und desselben Alleinherrschers handelte — ein Fall, zu dem die Verhältnisse des gleichzeitigen Italien keinerlei Analogon bieten —, während auf der anderen Seite die gleichzeitige toledanische Ekstatik des Greco zumindest den Beweis dafür erbringt, daß eben doch „manieristische" Kunstweise sich auch in Spanien mit orthodox-katholischer Gesinnung (die man doch dem Hauptmittelpunkt spanischen kirchlichen Lebens wohl kaum wird aberkennen wollen) vertragen konnte, wodurch dann die weitere Frage nahegelegt wird, ob nicht überhaupt, geradeso, wie später im 17. Jahrh., schon im vorgeschrittenen Cinquecento neben jener madrilenischen Hofkunst romanistischer Prägung in den Provinzen eine der Gotik und dem Greco relativ näherstehende Volkskunst im Stillen weiterbestanden hat.

Soviel zunächst auch schon zu der spanischen Seite der von Weise aufgestellten These, es sei um die Mitte des 16. Jahrh. ein grundstürzender Rückschlag im klassizistischen Sinne erfolgt und damit eine bereits erreichte Annäherung an das Hochbarock wieder preisgegeben worden! Für Italien vollends glaube ich ruhig sagen zu dürfen, daß hier die Jahrhundertmitte einen tieferen Wandel des künstlerischen Verhaltens überhaupt nicht heraufgeführt hat und daß selbst, wenn man mit Friedländer ein Erlahmen der manieristischen Schaffensenergien schon um diese Zeit festlegen, ja, mit ihm die (erst drei Jahrzehnte später auftretenden!) Bolognesen als eine Art silberner Hoch-

renaissance auffassen wollte, weder ein aktiv bedeutsamer Neuklassizismus der italienischen Jahrhundertmitte noch eine wesentliche Barockferne des Carracci-Kreises (von dem fast gleichzeitig auftretenden Caravaggio ganz zu geschweigen!) erwiesen wäre, da wir ja seit Strzygowski und nun in verstärktem Maße durch Theodor Hetzer das protobarocke Wesen jener „Hochrenaissance“ selbst erkennen gelernt haben, an welche die Bolognesen ihrerseits anknüpften, und das mit jener ausdrücklichen Unterstreichung der zum reifen Barock führenden Züge, wie sie im übrigen auch Weises eigene Schilderung des madrilenischen Romanismus mit ihrer Hervorhebung des sachlich-konkreten und des heroisierenden Moments zu ergeben scheint.

Wir glauben also von unserer, im ganzen mit der Pevsnerschen übereinstimmenden, Auffassungsweise der italienischen Kunstentwicklung im vorgeschrittenen Cinquecento um so weniger abgehen zu müssen, als ja eine Kunstweise nach unserer Art, die Dinge zu sehen, gar nicht so besonders radikal barock beschaffen sein muß, um dem hohen Barock immerhin näher zu kommen, als dies gerade für den Manierismus zutrifft.

Es liegt uns gewiß völlig fern, das manieristische Schaffen für die im vorschreitenden 16. Jahrh. allein lebendige Stilrichtung zu halten (deshalb kann es uns nicht berühren, wenn Weise etwa die nichtmanieristischen Elemente im Schaffen des Michelangelo heraushebt), und darüber, daß namentlich in der ersten Jahrhunderthälfte (aber auch Baroccio ist wohl mehr Protobarockist als Manierist, und bei Veronese würde man vollends den manieristischen Einschlag mit der Laterne suchen müssen!) neben den manieristischen auch starke protobarocke Elemente im italienischen Kunstschaffen den Ton angeben, hat gerade Pevsner keinen Zweifel bestehen lassen. Wir wollen auch nicht leugnen, daß gerade Ekstatik (diese nach leichter Abschwächung im Carraccikreise) und Subjektivismus (dieser letztere allerdings schon seit Bologna mit ganz gewaltiger Minderung seines antinaturalistischen Gehalts) vom Manierismus in das hohe Barock weitergeströmt sind, nicht im Sinne einer Nachfolge freilich, sondern im Zuge einer weiterfortlaufenden allgemein-neuzeitlichen Entwicklungslinie. Aber dies sind doch nicht die einzigen

Eigenschaften, die den Manierismus als solchen kennzeichnen, und Weise, dessen vielleicht nicht ganz unberechtigte Skepsis gegen die von Pevsner versuchte allzu enge Annäherung so verschiedenartiger Dinge, wie Jesuitenregel und manieristische Komposition, die Tatsache einer die Bindung und Unterordnung betonenden manieristischen Kompositionsweise selbst natürlich in keiner Weise zu erschüttern vermag, hätte sich doch auch sonst mit den durch Pinder und Pevsner so geistvoll herausgearbeiteten Wesenszügen manieristischer Kompositionsweise, Lichtführung, Koloristik usw. weit eingehender auseinandersetzen müssen, um eine so weitgehende Behauptung, wie die einer wesentlichen Identität von Manierismus und Frühbarock, ja, einer frühbarocken Artung auch des manieristischen „Antiklassizismus", glaubwürdig machen zu können. Auch im einzelnen ist, glaube ich, Weise nicht immer im Recht, so, wenn er z. B. am Greco das „Illusionistische" unterstreicht (viel zutreffender ist der später angewandte Ausdruck „visionärer Luminarismus"!) oder den — vielmehr frühchristlich-mittelalterlich orientierten — Caraffa unter den Anwälten einer neusachlich-konkreten Malweise mit aufzählt. Und Michalskis phänomenologische Methode ergab das überraschende Resultat, daß gerade manieristische Bilder (gegen die nach W.s Ansicht die Orthodoxen die Forderung erhöhter Distanz erhoben) dem Beschauerraum weit mehr entrückt sind als die der Bolognesen.

Weises Abneigung gegen das häßliche und engsinnige Wort „Manierismus" begreife ich ja sehr wohl, aber wir müssen uns darüber, so lange nichts Besseres zur Verfügung steht (und ich gestehe zu, daß der von mir zuweilen gebrauchte Ausdruck „Spiritualismus" nicht Verkehrsmünze genug ist, um die von seinem strengen Wortsinn abweichenden Erscheinungen manieristischer Art, wie etwa die höfischen Manierismen, vollgültig einbegreifen zu können), schon hinwegsetzen und können nicht um einer unglücklichen, aber nun einmal eingelebten, Wortprägung willen eine wesentliche Sacheinsicht in Frage stellen. Komplizierter liegt der Fall schon bei einem anderen Worte, aus dessen gleichfalls altgeprägtem Konventionssinn der Tübinger Kunsthistoriker so manche uns unbillig erscheinende Folgerung zieht, das jedoch ohne weiteres von Fall zu Fall durch ein zu-

treffenderes ersetzt werden kann: dem Worte „Gegenreformation“. Ich darf hier im wesentlichen auf die im Laufe dieses Artikels (vgl. oben S. 43—48) bereits gemachten Ausführungen verweisen: es ist zwar richtig, daß auch in Italien die aktiv-propagandistischen Kreise der orthodoxen Hierarchie mit dem Manierismus ihr Auslangen nicht fanden; unzweifelhaft erscheint mir dagegen der enge Wesenszusammenhang der manieristischen Ausdruckswelt mit dem, was wir „katholische Glaubenserneuerung“ nennen können und was auch durch jene disziplinären Härten, die tatsächlich in der zweiten Cinquecentohälfte häufiger werden, nicht in ein Widerspiel religiöser Lebendigkeit verkehrt werden konnte (das möchte schon allein die nahe Verwandtschaft des von Weise aufgezeigten „Heroismus“ideals in der „gegenreformatorischen“ Kunst Spaniens mit den von Buchholz nachgewiesenen Analogieerscheinungen deutscher Reformationskunst bezeugen!). Und jene (in Italien erst seit dem Tridentinumausgang, also später als in Spanien, wirksam gewordenen) theoretischen Einsprüche der Orthodoxen gegen die manieristische Kunstweise erfolgten in einem durchaus auf das Barock hinleitenden Sinne, wie denn m. E. die ganze von den Jesuiten entscheidender durchgeprägte Gedankenwelt eine solche barockisierende Tendenz hat. Auf diesem Wege vom Manierismus zum Barock war eine gewisse Rückwendung zu Renaissanceidealen auch in künstlerischen Belangen zwar unvermeidlich, gerade von der Seite der Konkretheitsforderung her; aber das ist ja auch gerade die Anschauung, die ich mit vielen anderen vertrete: daß nämlich das Barock aus dem Spiritualismus der Reformepoche zum Teil auch auf Grund einer Wiederannäherung an die Renaissance hervorbricht. Und so bedeutet auch das spätere Kommen des Hochbarock nicht etwa eine scharfe Ablehnung der in diesem oder jenem Punkt tatsächlich „klassizisierenden“ Wendung, die Weise für Spanien auf die Mitte des 16. Jahrh. ansetzt (in Italien fällt sie drei bis vier Jahrzehnte später), sondern nur eine freiere, kühnere Auslegung des neuempfangenen Wesens, und auch das hohe Barock steht jener Richtung, die wir auch weiterhin lieber „Frühbarock“ nennen wollen, eben immer noch weit näher, als dem Manierismus, dessen stilistische

und kulturelle Sonderstellung auch Weises kennenswerter Exkurs m. E. nicht zu erschüttern vermocht hat![46])

---

[46]) Die erst während der Korr. erschienene Untersuchung M. Hoerner's über den Stilwandel von 1600 (Ztschr. f. Ästh. XXVII, 275 ff.) konnte hier nicht mehr tiefer eingearbeitet werden: diese gedankenvolle Abhandlung, die vielfach auch auf den Manierismus zurückgreift, ist gekennzeichnet durch überwiegende Verwendung nordischen Materials und ein Bestreben, die Architektur der zweiten Cinquecentohälfte ganz für den Manierismus in Beschlag zu nehmen, indes m. E. die von der Verf. gemachten wertvollen Beobachtungen (vor allem über die passivisch seitlich verfließenden älteren Breitfassaden von Kirchen) doch nur einen manieristischen Beiklang innerhalb protobarocken Bauschaffens erweisen können. Die Schärfe der Wende um 1600 (wenigstens für Italien) und die Wahrscheinlichkeit von Parallelentwicklungen in verschiedenen Schaffenssphären unterschätzt sie m. E.; den Einsatz des Hochbarock kann ich für Italien nicht so spät ansetzen, wie sie das, vorwiegend auf Grund nordischen Materials, tut, beurteile überhaupt den Übergang vom Frühbarock zum Hochbarock wesentlich anders.

RABELAIS UND DIE NATUR[1])

VON HERMANN GMELIN

Der größte französische Humorist ist zugleich einer der größten Naturwissenschaftler seiner Zeit. Man hat in neuerer Zeit seine Gestalt von seiner Legende befreit, ihn als den Humanisten und gesitteten Freund des Hauses Du Belley gezeichnet und bis ins kleinste hinein in seinem Roman die Gewissenhaftigkeit seines naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissens nachgewiesen.[2]) Um aber seine Auffassung der natürlichen Welt, den Gegensatz seiner mittelalterlichen Gebundenheiten und seiner im Namen eines gesunden Menschenverstandes vorgebrachten Kühnheiten zu begreifen, müssen wir uns immer den Charakter seines Werkes vor Augen stellen. Eine systematische Darlegung seiner Gelehrsamkeit werden wir bei seinem dichterischen Wesen schon von vornherein nicht suchen. Aber sein Roman ist auch keine reine Satire, deren Komik allein durch den Gegensatz einer hohen Idee mit einer verächtlichen Wirklichkeit bedingt wäre. Wohl ist die Parodie sein Hauptelement, aber sie ist durchaus seiner humoristischen Erzählungskunst untergeordnet. Was dem Franzosen als unfranzösisch, gestaltlos und barbarisch an Rabelais erscheint, ist eben jener jenseits der rationalen Komik gelegene Humor, der lachend Ja sagt zu allen Gegensätzen und aus dem ihm eigenen überschwenglichen, animalisch-riesenhaften Behagen an der Welt gespeist wird. Ihm ist es so unsäglich wohl in seiner Welt, weil er

---

[1]) Zitiert wird nach Œuvres hg. von L. Moland (Neuausgabe von H. Clouzot), dazu beigezogen die Ausgabe von A. Le Franc, soweit sie erschienen ist, und diejenige von Burgaud des Marets und Rathery, Paris 1873.

[2]) Vgl. E. Faguet, Le seixième siècle, 1893, P. Stapfer, Rabelais, sa personne, son génie et son œuvre, Paris 1889, und besonders die große Arbeit von L. Sainéan, L'histoire naturelle dans l'œuvre de Rabelais, die in der Revue du seizième siècle in Fortsetzungen von 1915—1921 (Bd. III—VIII) erschienen ist, zuletzt Jean Plattard, François Rabelais, Paris 1932.

unter dem Schutze des alten Gottes steht, weil er alle Weisheit der vergangenen Zeiten verstehen und doch mit der Schärfe des befreiten Verstandes sichten und weiter bauen darf, und weil er dabei gesund ist und Speis und Trank die Fülle genießen darf. Diese Freude möchte er allen mitteilen, lachend und fabulierend, bald im Scherz, bald im Ernst aus seinem reichen Wissen schöpfend, und seine Sprache ist dabei volltönend und dichterisch, die Rede eines Trunkenen im geselligen Kreis. Ein Bild seiner freudigen Weltfülle gibt er in dem Almanach von 1535: „Je dis quant est de moy, que si les roys, princes et communites christianes ont en reverence la divine parole de Dieu et selon icelle gouvernent soy et leurs sujets, nous no veismes, de notre aage, année plus salubre es corps, plus paisible es ames, plus fertile en biens, que sera ceste cy, et voyrons la face du ciel et vesture de la terre et le maintien du peuple, joyeulx, gay, plaisant et benin plus que ne feut depuis cinquante ans en ça." Von diesem unergründlichen freudigen Weltgefühl ist seine ganze Anschauung des Lebens, sein Wissen um die Dinge der Natur und seine Gedankenwelt getragen.

Dadurch gehört Rabelais zur Renaissance, daß er durch alle metaphysischen und gelehrten Bindungen hindurch die Autonomie, zwar nicht des geistigen, aber des leiblichen Menschen verkündigt hat. Wohl wurde seit den Zeiten der Trobadors das schöne Erdenleben vergeistigt gepriesen, und es fehlt der mittelalterlichen Literatur auch nicht an derber Realistik, aber Rabelais hat mit der Darstellung des leiblichen Lebens und seiner Freuden einen neuen Bereich der Wirklichkeit, eine tiefere Schicht der Natur eröffnet. Wer vor ihm wäre wohl auf den Gedanken gekommen, das Leben eines Säuglings dichterisch zu verherrlichen.[3]) Und in ihm selbst wohnt die Natürlichkeit, die nackte Lust, Unschuld und Unflätigkeit eines Säuglings. Aus solch rein animalischer Lebensfülle, vermischt mit alttestamentlichem Patriarchengeist, Zügen des Renaissancelebens und Gelehrsamkeit hat er seine drei großen Figuren Grandgousier, Gargantua und Pantagruel zusammenfabuliert mehr als gestaltet. Sie sind wenig differenziert, keine geistigen Individuen, sondern fast identische Typen des Menschen; sie sind Abraham, Isaak und Jakob ebenso gut wie Karl VIII., Lud-

[3]) I 7ff., II 4; vgl. besonders I 13 über die „volupté mirifique".

wig XII. und Franz I. oder wie Großvater, Vater und Sohn einer braven Gastwirtsfamilie aus der Touraine, ganz abgesehen davon, daß sie Riesen sind. Der Mensch ist für Rabelais nicht autonom, sondern eingeordnet in die Menschheit, in das Volk, in die Familie und in die Reihe der Generationen, dafür ist er ihm aber auch ein Stück Natur, gezeugt, gewachsen und ernährt mit allen animalischen Freuden: ein lachendes Tier.[4]) Das Menschsein ist ihm nur ein Mittel zur Erhöhung des Lebensgenusses, er gibt sich freudig der Anarchie des natürlichen Lebens hin, und die Natur ist ihm ein ewiger und unermeßlicher Behälter sinnlicher Freuden.

Man hat Rabelais' Buch das Epos des Bauches genannt[5]), denn die Freuden der Tafel hat er unermüdlich in fast ekstatischem Überschwang verherrlicht. In seinen Prologen lädt er die Leser zum Trinken ein und schreibt trinkend: ,,Attendez un peu que je hume quelque traict de cette bouteille: c'est mon vray et seul Helicon, c'est ma fontaine Cabaline, c'est mon unique Enthousiasme."[6]) Er will zu seinem Buche nie andere Zeit verloren haben als die des Essens und Trinkens.[7]) Die Charakteristik des Grandgousier beginnt: ,,Grandgousier estoit bon raillard en son temps, aymant à boire net autant que homme qui pour lors fust au monde, et mangeoit voluntiers salé. A ceste fin avoit ordinairement bonne munition de jambons de Mayence et de Bayone . . ." (folgt eine lange Speisenreihe).[8]) Die Ereignisse des ersten Buches werden eröffnet mit der Beschreibung eines kolossalen Freß- und Saufgelages[9]); die letztere enthält die berühmten ,,Propos des Beuveurs", in denen Rabelais, besser als in den meisten seiner sonstigen zahlreichen Wort- und Redehäufungen, die reale sinnliche Atmosphäre in dem Stimmentumult eines trunkenen Kreises meisterhaft festgehalten hat. Andere üppige Mähler beschreibt Rabelais beim Empfang des Gargantua im Vaterhause[10]) und auf dem Schiff.[11]) Die größten Speisekartenorgien feiert endlich seine Phantasie in der Allegorie des ,,Messere Gastere, premier maistre es arts du monde".[12]) Sie

---

[4]) I. Aux lecteurs:
,,Mieulx est de ris que de larmes escrire
Pour ce que rire est le propre de l'homme."

[5]) Sainéan, VII 191.

[6]) III. Prologue; dazu besonders der emphatische Schluß von IV 65.

[7]) I. Prologue. [8]) I 3. [9]) I 4, 5. [10]) I 37. [11]) IV 64, 65.

[12]) IV 57ff. nach Persius, Prolog: ,,Magister artis ingentique largitor Venter . . ."

hebt an mit einem Prosahymnus des Piloten auf die Wunder des Herrn der Insel, Messer Gaster, in dem alle Tiere aufgezählt werden mit ihren Künsten, die sie alle ihm verdanken, an ihrer Spitze der Mensch, mit dem Refrain: „Et tout pour la trippe." Dann werden nach einer schwülstigen Allegorie seines Hofes mit einem Exkurs über Bauchredner die Opfer aufgezählt, die die Bewohner ihrem Götzen Manduce darbringen. Dies ist die vollständigste französische Speisekarte der Zeit; sie enthält 252 Speisen, darunter 104 Fischnamen. Und diese schrullige Namenreihe ist mit solcher wissenschaftlicher Genauigkeit und Vollständigkeit aus dem Leben selbst gesammelt, daß sie dem großen zeitgenössischen Ichthyologen Belon zum Ausgangspunkt seiner Forschungen dienen konnte.[13]) Stand jedoch die Lobpreisung auf Messer Gaster auf der Schwebe zur Parodie, so gehört das folgende Speiseopfer trotz seiner naturwissenschaftlichen Akribie bereits zur grotesken Satire, denn der Gott Manduce ist ein Scheusal mit einem Kopf, der größer als der Leib ist, und mit riesigen Kiefern, die man mit Hilfe einer Schnur schauerlich klappern läßt. So durchläuft Rabelais' Lob von Speise und Trank alle Schattierungen seines Humors von der grotesken Satire über die dichterische Feier des Leibes bis zum wissenschaftlichen Ernst und selbst bis zur christlichen Frömmigkeit: Mitten in dem Mahl auf dem Schiffe nämlich erhebt sogar der frivole Panurge fromm und bieder seine Stimme[14]): „Sans poinct de faulte nous doibvons bien louer le bon Dieu nostre createur, servateur, conservateur, qui par ce bon pain, par ce bon vin et frays, par ces bonnes viandes nous guerist de telles perturbations, tant du corps comme de l'ame: outre le plaisir et volupté que nous avons beuvans et mangeans."

Mit ebensolchem Freimut und Überschwang wie die Freuden der Tafel hat Rabelais die Freuden des „bon messer Priapus"[15]) verherrlicht. So preist er bei der Schwangerschaft der Gargamelle[16]) halb behaglich, halb historisch, juristisch und naturwissenschaftlich parodierend die „beaux et joyeux menus droicts de superfectation". Sein diesbezüglicher Wortschatz zählt nicht weniger als 155 Synonyma.[17]) Dabei kam ihm die damalige schamlose

---

[13]) Fischkatalog IV 60. Vgl. Sainéan V 28ff.

[14]) IV 65. [15]) III 8. [16]) I 3. [17]) Stapfer, a. a. O. 454.

Zeitmode der „braguette" entgegen. Wie dieses Kleidungsstück für den Knaben Gargantua hergestellt wird, hat er es ausführlich beschrieben mit seinen Gold- und Emailschnallen, blauem Damast, Diamanten, Rubinen und Smaragden: „vous l'eussiez comparée à une belle corne d'abondance . . . toujours fructifiante, plene d'humeurs, plene de fleurs, plene de fruicts, plene de toutes delices."[18]) Aber die Priapeia des Rabelais sind gesünder und urwüchsiger, der Antike näher als die reflektierten und raffinierten Phantasien eines Montaigne. Wie tief sie in einer großen und konkreten Anschauung des gesamten Naturlebens wurzeln, zeigt ein schöner, aus Plinius geschöpfter Exkurs über die wunderbaren Schutzhüllen der Pflanzensamen, der allerdings ganz in Rabelais' Geist zu dem humoristischen Beweis führt, daß das Feigenblatt die erste „braguette" gewesen und diese das wichtigste Rüstungsstück des Menschen sei.[20]) Aber wie Rabelais' Auffassung der Zeugung nicht nur in seinem Naturbilde, sondern auch in seiner tiefen Menschlichkeit und Religiosität verwurzelt ist, geht aus dem von wahrhaft schönem alttestamentlichem Erzvätergeiste erfüllten Brief des alten Gargantua an seinen Sohn Pantagruel hervor.[21]) Darin preist er den Schöpfer Gott für die Gabe der Fortpflanzung und sein Vaterglück, daß er sein leibliches und geistiges Abbild im Sohne weiterleben sieht, mit einem tiefen Gefühl der Geborgenheit im Wandel der menschlichen Generationen. So durchläuft Rabelais' Humor wie bei Speise und Trank so auch dem Wunder der natürlichen Zeugung gegenüber ohne Unterschied immer bejahend alle Stufen vom Grotesken und Zynischen bis zu tiefer christlicher Frömmigkeit.

Die neue begeisterte Anschauung des leiblichen Lebens bei Rabelais ist mit seiner Welt des Wissens nicht zu einer organischen Einheit verschmolzen. Leben, Gelehrsamkeit, Forschung und Phantasie sind bei ihm nicht wie bei allen echten Humanisten von Petrarca bis Goethe harmonisch verbunden. Die Naturwissenschaft seiner Zeit war noch ganz von der scholastischen Methode beherrscht, noch ganz Büchergelehrsamkeit; es war schon viel, wenn ein Gelehrter wie Belon in eklektischer Weise die überlieferten Sätze mit empirischen Beobachtungen vorsichtig zu

---

[18]) I 8 und II 1. [20]) III 8. Nach Plinius VII 1. [21]) II 8.

korrigieren begann.[22]) Auf diesem empirischen Wege ist Rabelais seiner Zeit weit voraus, aber er hat sie noch nicht zum Prinzip erhoben: in ihm lebt gleichzeitig ein rückgewandter Gelehrter und ein vorwärtsgewandter Forscher. Und diese beiden Tendenzen erscheinen in seinem Roman, der zum großen Teil aus naturwissenschaftlichen Quellen gespeist ist, durch Rabelais' Humor unendlich abgestuft in vielfältigem kaleidoskopartigem Durcheinander. Wenn sie eines zusammenhält, so ist es der mit seiner Lebensfreude verwandte, echt renaissancemäßige Wissensoptimismus, der aber bei Rabelais die mittelalterliche Form eines enzyklopädischen Enthusiasmus annimmt und als solcher seine wissenschaftlichen Äußerungen trägt und veredelt.

Am geschlossensten finden wir diese Tendenzen vereinigt in dem Erziehungsplan[23]) des Rabelais, in dem er dem universalen Bildungsideal der italienischen Renaissance, dem Cortigiano, am nächsten kommt. Die regelmäßigen und vielartigen Leibesübungen, die Speisediät und die allmonatliche Landpartie entsprechen dem neuen Körpergefühl. Die ausgedehnten Vorlesungen und insbesondere das fortwährende Nachlesen und Auswendiglernen klassischer Autoren zur Erläuterung der verschiedenen Speisen während des Essens, auch das Vergil- und Herodot-Deklamieren auf der Landpartie gehört zu seiner Gelehrsamkeit, hatte doch Rabelais selbst den ganzen Plinius im Kopf und pflegte auswendig zu zitieren.[24]) Die Speisenkenntnis, die Besuche bei Handwerkern, das Beobachten des Sternhimmels und das Botanisieren, kurz der ganze von Rabelais erstmals in solchem Maß gebotene Anschauungsunterricht bezeugt seine empirische Tendenz. Der Vaterbrief des Gargantua an Pantagruel[25]) empfiehlt neben aller Frömmigkeit, allem Studium der Sprachen, der freien Künste, der Rechtswissenschaft und der Medizin mit begeisterten Worten eine universale Kenntnis der Natur: „Et quant à la congnoissance des faicts de nature, je veulx que tu t'y adonnes curieusement; qu'il n'y ait mer, riviere, ny fontaine, dont tu ne congnoisse les poissons; tous les oyseaulx de l'air, tous les arbres, arbustes et fructices des

[22]) Vgl. Sainéan IV 102 ff.

[23]) I 23, 24. Über Rabelais' Pädagogik vgl. die Abhandlung von Plattard in der Einleitung der Ausgabe von Lefranc.

[24]) Sainéan III 201 ff. [25]) II 8.

foretz, toutes les herbes de la terre, tous les metaulx cachez au ventre des abysmes, les pierreries de tout Orient et Midy, rien ne te soit incongneu."

Nicht einmal in der ihm eigensten Wissenschaft, der Medizin[26]), ist Rabelais zu einem theoretischen Ausgleich der scholastisch-empirischen Gegensätze gelangt. An derselben Stelle des Vaterbriefes fährt er fort: „Puis songneusement revisite les livres des medicins Grecs, Arabes, et Latins, sans contemner les Thalmudistes et Cabelistes, et, par frequentes anatomies, acquiers toy parfaicte congnoissance de l'autre monde, qui est l'homme." Er empfiehlt beides, das Studium der geschriebenen Autoritäten, selbst der von ihm nicht durchweg hochgeschätzten arabischen[27]), ebenso wie die Beobachtung des menschlichen Körpers selbst. Wohl hat Rabelais die Anatomie hochgehalten. Er selbst hat, was damals eine große Seltenheit war, 1538 in Lyon die Sektion eines Gehängten vorgenommen, und vielleicht hat er sich in seiner Praxis stark von der Erfahrung leiten lassen, auch dürfte er bei seinem vielen Botanisieren eine genaue eigene Kenntnis der Heilpflanzen erworben haben. Aber auf der anderen Seite hat er den Kopf voll von der traditionellen medizinischen Gelehrsamkeit. 1531 hat er in Montpellier Vorlesungen über die Aphorismen des Hippokrates gehalten und über die Ars parva des Galen, 1531 hat er einige Bücher des Hippokrates und Galen und 1543 die Aphorismen des Hippokrates in Lyon herausgegeben. In seinem Roman erscheint er als Anhänger der Lehre des Galen über die vier Temperamente und die drei Pneumata, die noch das ganze 17. Jahrh. beherrschten.[28]) Selten finden wir direkte Ausfälle gegen die überlieferten medizinischen Lehren: so den oben erwähnten gegen die arabische Schule, eine Verspottung des Galenischen Finalismus[29]) oder eine humoristische Verdrängung des Rezepts gegen Seekrankheit durch seinen geliebten Wein.[30]) Dagegen rücken sie durch die Anwendung in seinem Roman unter dem Einfluß seines Humors in ein merk-

[26]) Die alten Arbeiten von F. Bremond, Rabelais médecin, 2 Bde. Paris 1879—88 und Le Double, Rabelais anatomiste et physiologiste, Paris 1899, sind überholt durch die Ausführungen von Sainéan VII 1 ff. und J. Plattard, L'œuvre de Rabelais, Paris 1910, Kap. 5.

[27]) Sainéan VII 8. Pantagruel I 23.

[28]) Sainéan VII 17, 32. Pantagruel III 4, 13, 31.

[29]) Sainéan VII 13. Pantagruel III 7. [30]) IV 1.

würdiges, vielfältig schillerndes Licht. Der ernste Arzt wird hier nicht müde, sein medizinisches Wissen zum Zweck der Unterhaltung seines laienhaften Lesers in allen Tonarten zwischen Scherz und Ernst spielen zu lassen. Die Säfte- und Geisterlehre z. B. gibt ihm Anlaß zu dem großartigen Bilde des „homme attentif à quelque estude", das Meister Rondibilis als eines der fünf Mittel zur Überwindung der Wollust dem Panurge gegenüberhält.[31]) Ein andermal aber dient ihm eine ausführliche Beschreibung des ganzen körperlichen Organismus nur zum Vergleich für die groteske Verherrlichung des Schuldenmachens durch Panurge.[32]) Mit umständlicher anatomischer Genauigkeit hat er die Verwundungen im Kampf beschrieben.[33]) Hier erzielt er mit seinen anatomischen Kenntnissen schon eine leicht humoristische Wirkung, ohne sie aber selbst zu parodieren. Dies geschieht dagegen in der mythologisch-anatomischen Satire der Geburtsbeschreibung, in der Gargantua durchs Ohr seiner Mutter zur Welt kommt[34]), auch in der Geburtsbeschreibung des Pantagruel[35]), in der wunderbaren Heilung des Epistemon, dem der Kopf abgeschlagen war[36]), und am meisten in der bombastischen Anatomie des allegorischen Ungeheuers Quaresmeprenant.[37]) Mehr als die medizinischen Anschauungen hat Rabelais die Apothekerkunst in seinem Roman parodiert. Mochte es schwer sein, über die Teile des menschlichen Körpers, und noch schwerer, über ihre Funktionen ins Klare zu kommen, so mußte doch der Unfug, der mit Drogen und Kräutern getrieben wurde, dem Einsichtigen ins Auge fallen und Angriffspunkte des Spottes bieten. Die Aufzählung der aphrodisischen und antiaphrodisischen Kräuter durch Rondibilis hat in der Art, wie sie vorgebracht wird, schon einen leicht parodistischen Ton. Das berühmte, von Galen empfohlene Heilmittel, Theriak, das aus nicht weniger als 54 Substanzen zusammengesetzt ist[38]), hat Rabelais in seinem Roman nicht verwendet; dafür hat er es parodiert in phantastischen Heilmitteln wie dem schon vor ihm er-

[31]) III 31. [32]) III 4. [33]) Z. B. I 44. [34]) I 6.

[35]) II 2. Mit dem Kinde kommen zur Welt 68 Maulesel, mit Salz beladen, 9 Dromedare mit geräucherten Zungen und Schinken, 7 Kamele mit Aalen, 25 Karren mit Lauch, Knoblauch und Zwiebeln. [36]) II 30.

[37]) IV 30—32. Mit einem aus Caelius Calcagninus, einem lateinischen Autor der Zeit, entnommenen Physis-Mythus.

[38]) Sainéan VII 188f.

fundenen ,,pouldre d'oribus"[39]), dem wunderbaren ,,Diamerdis", mit dem Panurge den Hals des toten Epistemon bestreicht, dem ,,unguent resuscitatif", mit dem er ihn wiedererweckt[40]), in dem Mittel gegen die Kanonenkugeln[41]) und endlich in dem großen humoristischen Universalkraut ,,Pantagruélion". Das medizinische Wissen des Rabelais macht, wenn es auch wie die übrigen gelehrten Bestandteile nicht immer dichterisch eingeschmolzen ist, einen wichtigen Bestandteil seines Romans aus; er hat so wenig wie seine Zeitgenossen wissenschaftlich erneuern können, aber er hat durch seinen Humor für sich und seine Leser eine heitere, oft parodierende Distanz davon gewonnen.

Die Hauptquelle für den naturwissenschaftlichen enzyklopädischen Enthusiasmus des Rabelais ist bezeichnenderweise weder Aristoteles noch Lukrez, sondern Plinius. Ihn erfüllte nicht ein systematischer Drang, der ihn zu Aristoteles geführt hätte, und nicht der philosophische Universalismus des Lukrez, sondern ein sinnlicher Universalismus. Mit Plinius war er einig in der Freude an der unendlichen sinnlichen Mannigfaltigkeit und Farbigkeit der Naturdinge, in der Liebe zu der ,,ludentis Naturae varietas"[42]). Wie Plinius war er durch keine wissenschaftlichen Zweifel beengt und konnte, ohne dessen Pessimismus zu teilen[43]), mit heiterem Humor seinen ganzen Sachreichtum genießen und daran weiterfabulieren, indem er gelegentlich noch aus dem ,,Oberschwindler" Aelian[44]), wie er ihn selbst nennt, schöpfte. Die wirkliche Naturwelt genügte ihm nicht, er mußte sie noch mit den Gebilden der Phantasie, überlieferten und selbsterdachten, bereichern. Schrieb er ja als Wissenschaftler für Laien, vor denen er möglichst aufschneiden und ein phantastisch-parodierendes Bild seiner Wissenschaft entwickeln mußte. Die wichtigsten Ausgeburten dieser seiner

---

[39]) II. Prolog. [40]) II 30. [41]) IV 62.

[42]) Dies zeigt eine Stelle über die wunderbare Mannigfaltigkeit der Muschelbildungen, die sich an Plinius anschließt. Pantagruel IV 58. ,,Vous dictes et est escript par plusieurs saiges et antiques Philosophes que l'industrie de Nature appert merveilleuse en l'esbattement qu'elle semble avoir prins formant les Coquilles de mer: tant y veoid on de varité, tant de figures, tant de couleurs, tant de traicts et formes non imitables". Plinius IX 33. ,,concharum genera, in quibus magna ludentis Naturae varietas: tot colorum differentiae, tot figurae". Vgl. Sainéan IV 103.

[43]) Vgl. Über die Wehrlosigkeit der Menschen. III 8 gegen Plinius VII 1.

[44]) V 30. ,,Tiercelet de menterie".

fabulierenden naturwissenschaftlichen Phantasie sind der Reisebrief des Pantagruel an seinen Vater (IV 1—4), das „Pays de Satin“ (V, 30, 31) und die Beschreibung des Wunderkrautes „Pantagruélion“ (III 49—52). Rabelais selbst hatte alle Neigungen und Gaben eines Forschungsreisenden; man darf nur in der Widmung seiner Ausgabe der römischen Topographie von Marlianus nachlesen, mit welchen Absichten er Rom betrat[45]): Verkehr mit Gelehrten, Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt und topographische Aufnahmen mit historischen Noten. Aber eine größere Forschungsreise ist ihm nicht vergönnt gewesen; so hat er seine Neigungen in seinem phantastischen Bericht der Reise zu dem Orakel der Göttlichen Flasche zum Ausdruck gebracht, der den Amerikareisen der Zeit nachgebildet ist[46]) und dessen erste Kapitel die Parodie einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise darstellen (IV 1—4). Pantagruel versichert seinem Vater „que les nouveaultes d'animaulx, de plantes, d'oyzeaulx, de pierreries que trouver pourray, et recouvrer en toute nostre peregrination, toutes je vous porteray, aydant Dieu nostre Seigneur“; und er schickt ihm sogleich drei junge Einhörner und ein Wundertier mit Namen Tarande, das vorher ausführlich beschrieben wurde[47]): es ist eine Art Renntier, nach Plinius und Aelian[48]) dargestellt, in dem Eigenschaften von Polyp und Chamäleon vereinigt und übertrieben sind. Echt humoristisch ist die Art, wie Rabelais seinem Vater liebevolle, optimistische Behandlungsvorschriften für diese Fabeltiere mitgibt. Obgleich oder gerade weil Rabelais es verstand, mit wissenschaftlicher Sorgfalt die wirkliche Tierwelt aus eigener Anschauung zu registrieren, wie der oben erwähnte, aus vielen seltenen einheimischen Namen zusammengesetzte Fischkatalog beweist, hat er einen ganzen Hexensabbat von Wundertieren zusammengetragen in der Beschreibung des „Pays de Satin“, in dem er ihnen absichtlich einen grotesk-unwirklichen

---

[45]) Epistula Nuncupatoria etc. 1534. „viros ... doctos convenire ... Deinde (quod artis erat meae) plantas, animantia, et pharmaca nonnulla contueri, quibus Gallia carere, illi abundare dicebantur. Postremo, sic urbis faciem calamo perinde ac penicillo depingere ... Eaque de re farraginem annotationum ex variis utriusque linguae autoribus collectam mecum ipse detuleram.“

[46]) Vgl. A. Lefranc, Les Navigations de Pantagruel, 1905.

[47]) IV 2. [48]) Plinius VIII 34. Aelian II 16.

Boden zuweist. Hier tummeln sich in buntem Durcheinander die Gebilde der antiken und mittelalterlichen Phantasie mit einigen wirklichen Tieren: Elefant und Rhinozeros; Einhörner, Camaeleone, Hydren, Phönixe (nicht nur einer, sondern 14), Pelikane, Harpien, Taranden, Sphinxe und so fort, deren Reihe Rabelais lachend, wie um den Leser zu foppen, beschließt mit dem „bestes à deux dos".[49]) Und an diesen Teppich schließt sich ein anderer mit allen mythologischen Meergestalten und der unendlichen Reihe der Fische, die eine komisch-ernste Statistenszene der großen Naturforscher beschließt: Aristoteles steht mit einer Laterne dabei und schreibt all die Tiere auf, hinter ihm die anderen und unter ihnen Pierre Gylles „lequel tenoit un urinal en main, considerant en profonde contemplation l'urine de ces beaux poissons". Das Ganze ist wohl die humorvollste Parodie der Naturwissenschaft, zumal sie auf die Klage des Pantagruel hinausläuft: „J'ay ici longuement repeu mes yeux, mais je ne m'en peux en rien saouler; mon estomach brait de male raige de faim."

Rabelais' naturwissenschaftliches Lieblingsgebiet ist die Botanik. Er war ein unermüdlicher Sammler und hat das Botanisieren selbst in seinen Erziehungsplan mit aufgenommen. Auch hat er den von Marcellus Virgilius übersetzten Dioscorides mit den Kommentaren von Manardus und Matthioli neu herausgegeben (Lyon 1532). Für seinen Roman aber ist wiederum der fabulierende Plinius die Hauptquelle.[50]) Indem er aus diesem schöpfte und seine an sich schon stark rhetorische Beschreibung des Hanfs und Leins zusammenlegte und poetisch aufhöhte[51]), hat er sein Allerweltskraut Pantagruélion geschaffen. In vier Kapiteln zählt Rabelais die Eigenschaften des Pantagruélion auf „car, comme Pantagruel a esté l'Idée et exemplaire de toute joyeuse perfection . . . aussi en Pantagruélion je recognoys tant de vertus, tant d'energie, tant de perfection, tant d'effects admirables . . .". Er beginnt mit einer Beschreibung der Pflanze selbst und ihres Samens, um dann alle ihre nützlichen Eigenschaften aufzuzählen. Humoristisch bringt er an erster Stelle die Verwendung ihres Stengels durch Kinder, die ihre Schweinsblasen damit aufblasen, und Feinschmecker, die den Wein durch ihn schlürfen. Dann folgt eine lange, gelehrte und stark

[49]) So im Manuskript, während im Druck noch die „escrevisses laictées" folgen. [50]) Sainéan IV 38.

parodierende Abhandlung über die Namengebung der Pflanzen, die gipfelt in der Erklärung des Namens Pantagruélion (weil Pantagruel ihren Gebrauch gegen Spitzbuben erfand, nämlich in Form von Stricken); dann die medizinische Verwendung von Saft und Wurzeln, dann ein großer Hymnus auf alle Segnungen des Hanfs und Leins, der mit einer Verherrlichung der Schiffahrt und einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Wunder einer Zukunftspflanze abschließt[52]); und endlich werden in ihm noch die Eigenschaften des Asbest, die Unverbrennbarkeit mit ihren Verwendungen, gepriesen. Diese ganze Beschreibung ist weniger wie seine Teppichzoologie eine Parodie der Naturwissenschaft, als vielmehr eine liebevoll ausgemalte botanische Ideal-Allegorie: Rabelais' Idee der Pflanze als einer unendlich zweckvollen und wohltätigen, halb praktischen, halb mystischen[53]) Sammelpflanze, so wie Goethe seine Idee der Pflanze in der unendlich einfachen ästhetischen Urpflanze fand. So gefiel es Rabelais, in der grenzenlosen sinnlichen Mannigfaltigkeit der Natur zu schwelgen und sie noch durch die Gebilde seiner Einbildungskraft zu bereichern. Jedoch hat Sainéan[54]) den wichtigen Nachweis erbracht, daß ihm bei allem Fabulieren ein stärkeres wissenschaftliches Bewußtsein innewohnte als seinen Zeitgenossen und daß er seinen tieferen Sinn für die Wirklichkeit gerade mit diesen Ausgeburten seines Humors bewies: Alle Fabelwesen nämlich hat er in das „Pays de Satin" verlegt, darunter selbst wirkliche Tiere, die aber damals in Frankreich unbekannt, also empirisch unbewiesen waren, wie z. B. den Elefanten. Vielleicht hätte Rabelais diese Genauigkeit selbst nicht zugegeben, denn er hat in seinem Roman alle Gegensätze lachend bejaht und gerade durch sein Lachen die traditionelle Naturwissenschaft stärker erschüttert, als er es durch eine ernsthafte theoretische Auseinandersetzung vermocht hätte.

---

[51]) Pantagruel III 49—52. Plinius XIX 1. Vgl. Sainéan III 191; IV 41.

[52]) III 51. „Par ses enfans (peut estre) sera inventée herbe de semblable energie, moyenant laquelle pourront les humains visiter les sources des gresles, les bondes des pluyes et l'officine des fouldres: pourront envahir les regions de la Lune, entrer le territoire des signes celestes, et là prendre logis."

[53]) II 49. „Tant l'a cherie nature qu'elle l'a douée, en ses feuilles, de ces doux nombres impars, tant divins et mysterieux" (5 und 7).

[54]) IV 102 ff.

Auch ohne die humoristische Aufhebung der Gegensätze könnte man bei Rabelais schwerlich ein durchgeführtes denkerisches System in bezug auf die Natur finden. Dafür untersteht er noch zu sehr der theologischen Überzeugung von der alleinigen Vollkommenheit Gottes und der Unvollkommenheit der natürlichen Welt[55]), während andererseits der auf sein freudiges Weltgefühl gegründete Verstandes- und Naturoptimismus sich einer systematischen Ausbreitung dieser Überzeugung entgegensetzt. Aber auch das Begriffspaar „raison" und „nature" ist bei ihm nicht klar abgegrenzt und entgegengesetzt, sondern es fließt zusammen in seinem einfachen empirischen gesunden Menschenverstande, dem „sens commun".[56]) Gerade dieser natürliche Verstand jedoch fühlt sich wieder in Gott geborgen und kann eine völlig christlich-stoische Form annehmen und sich so der Welt entgegensetzen.[57]) Immerhin läßt Rabelais in einigen Zügen Ansätze zu einem natürlichen System der Welt durchblicken. Bei der Beschreibung der Kleidung des Gargantua preist er Weiß als die Farbe der Freude, begründet das darüber bestehende „consentement universel" aller Völker mit einer „induction de nature" und sagt, diese Übereinstimmung nenne man „droict naturel".[58]) Eine systematische Durchführung bedeutet dies nicht, und das Ganze ist mehr eine dichterische Verherrlichung der weißen Farbe als eine ästhetische Darlegung, trotz der nachfolgenden physiologischen Beweisführung. In einer juristisch-moralischen Auseinandersetzung über Bestrafung von Verführern[59]) kommt Rabelais wieder auf dies natürliche Recht zurück und stellt Raison, Natur und Recht, an einer anderen Stelle im selben Sinne Raison, Natur und

---

[55]) Vgl. V 9. „Vrai est qu'en toutes choses (Dieu excepté) adivient quelquefois erreur. Nature mesme n'en est exempte . . ."

[56]) IV 22. Vgl. Faguet, a. a. O. 108.

[57]) III 2. Pantagruels Ruhe gegenüber dem Treiben des Panurge: „Aussi eust il esté bien forissu du Deifique manoir de la raison, si aultrement se feust contristé ou alteré. Car tous les biens que le ciel couvre et que la terre contient en toutes ses dimensions, haulteur, profondité, longitude et latitude, ne sont dignes d'esmouvoir nos affections et troubler nos sens et esprits." Vgl. auch in dem „Almanach pour l'an 1535" seinen Unsterblichkeitsbeweis durch die Zweckmäßigkeit der Natur.

[58]) I 10. Nach Aristoteles' Problemata XXXI 20.

[59]) III 48. „le peut par raison, le doibt par nature occire . . . n'en sera par justice apprehendé!"

Gott auf eine Linie.[60]) Auch in der Ethik wird das Höchste, worauf Rabelais im Glauben an die Güte der Menschen seine Abtei von Thelème gründet, das Ehrgefühl, auf einen von der Natur bedingten Instinkt zurückgeführt.[61]) Und in der Pädagogik führt ihn die Erfahrung des Arztes vom natürlichen Organismus zu dem Prinzip der allmählichen Umwandlung[62]): „Quand Ponocrates congneut la vitieuse maniere de vivre de Gargantua, delibera aultrement le instituer en lettres, mais pour les premiers jours le tolera, considerant que Nature ne endure mutations soubdaines sans grande violence." Auch liegt seinem ganzen Erziehungsplan trotz der Sachhäufungen unausgesprochen die Idee einer gleichmäßigen organischen Entwicklung des gesamten leiblichen und geistigen Menschen zugrunde. Deutlicher als die rechtlichen, ethischen und pädagogischen Äußerungen Rabelais' sind seine Anschauungen des Verhältnisses von Leib und Geist, von Leib und Seele und von der Naturverwachsenheit des Geistes aus seinem eigenen Lebensgefühl herausgewachsen, trotzdem er sie mit der herkömmlichen Säfte- und Geisterlehre stützt. Zu der Betrachtung der geistigen Dinge erscheint ihm ein üppiges Wohlleben ebenso untauglich wie ein Asketenleben: „Gargantua mon père nous a souvent dict les escripts de ces hermites jeusneurs autant estres fades, jejeunes et de mauvaise salive comme estoient leurs corps"; dies wird dann mit dem Aufstieg der „esprits animaulx" in das wunderbare Netz des Gehirns bewiesen und mit dem Gleichnis des Spiegels, der die Bewegungen des Leibes im Geiste widerspiegelt „à cause de la sympathie, laquelle est entre eux deux indissoluble".[63]) In ähnlicher Weise ist die Leibverwachsenheit der Seele, die Gott als Gast in den Körper gelegt hat, mit einem eindringlichen, lebendigen physiologischen Bilde beschrieben.[64]) Die

[60]) V 4: „comme raison le veut, nature l'ordonne, et Dieu le commande."

[61]) I 57 „parce que gens libres, bien nes, bien instruicts, conversants en compagnies honnestes, ont par nature un instinct et aguillon qui toujours les poulse à faicts vertueux et retire de vice, lequel ils nommoient honneur."

[62]) I 23. Entsprechend einem Grundsatz der Salernitanischen Schule. Regimen Sanitatis I. [63]) III 13.

[64]) III 4. „L'intention du fondateur de ce microcosme est y entretenir l'ame, laquelle il y a mise comme hoste, et la vie. La vie consiste en sang. Sang est le siege de l'ame. Pourtant un seul labeur poine ce monde, c'est forger du sang continuellement."

umfassendste und tiefste Anschauung der Natur als des allspendenden Lebensgrundes, das Wort fast gleichbedeutend mit Gott gebrauchend, hat Rabelais bezeichnenderweise nicht in einem naturwissenschaftlichen oder theoretischen Zusammenhange, sondern in einem Bilde des einfältigen, biederen und treuen menschlichen Alltagswerkes ausgedrückt: „Nature a faict le jour pour soy exercer, pour travailler et vaquer chascun en sa negociation: et pour plus aptement faire, elle nous fournist de chandelle, c'est la claire et joyeuse lumiere du Soleil. Au soir, elle commence nous la tollir, et nous dict tacitement: Enfans, vous estes gens de bien: c'est assez travaillé. La nuyt vient: il convient cesser du labeur, et soy restaurer par bon pain, bon vin, bonnes viandes: puys soy quelque peu esbaudir, coucher et reposer, pour, au lendemain, estre frays et alaigres au labeur, comme davant."[65]) Rabelais' Geist ist noch wenig reflektiert. Er fühlt noch die ganze Fülle der Natur in sich und um sich, ohne sich aus den traditionellen Bindungen zu lösen; so konnte er theoretisch rückständiger und widerspruchsvoller, scholastischer und rationaler sein, als er es menschlich und dichterisch war. Da er noch nicht, wie später Montaigne, die Fülle der Natur schon schwinden fühlte, so hatte er noch nicht daran zu tasten und sie begrifflich festzuhalten: Natur war ihm noch nicht Formel und Kampfruf geworden.

Trotz der zahlreichen Anregungen, die aus seiner vom Humor ausgelösten geistigen Freiheit kommen und ihn den großen Gedankenbewegungen seiner Zeit, Rationalismus, Reformation und Wissenschaft, verbinden, liegt Rabelais' Bedeutung nicht so sehr im Denkerischen als vielmehr in der dichterischen Gestaltung einer neuen Seite der Welt. Er hat die dichterische Sprache geschaffen für die ganze sinnliche Fülle des Natur- und Menschenlebens und ist damit der Vater der französischen Prosa geworden. Kein Franzose weder vor noch nach ihm kommt ihm gleich an Reichtum des Wortschatzes. In der Freude, aus der ganzen Fülle sinnlicher Kostbarkeiten der Welt zu schöpfen, hat er alle diese Dinge: Pflanzen und Tiere, Steine, Metalle, Speisen und Getränke, Glieder und Eingeweide, Spiel und Lachen mit unzähligen Namen gerufen oder in lebendigen Szenen gemalt oder gestaltet. Neben

[65]) III 15.

der Freude an endlosen Namen- und Klangreihen fehlte ihm nicht der Sinn für das Augenblickliche, das scharfe Auge für einmalige Bilder oder Bewegungen. Panurge taucht im Leben Pantagruels auf und wird beim ersten Blick als Freund fürs Leben erkannt: „rencontra un homme, beau de stature et elegant en tous lineamens du corps, mais pitoyablement navré en divers lieux . . . Par ma foy, il n'est pauvre que par fortune, car je vous assure que, à sa physionomie, Nature l'a produict de riche et noble lignée, mais les adventures des gens curieulx le ont reduict en telle penurie et indigence."[66]) Unvergeßlich einprägsam ist das bekannte knappe Bild des alten Grandgousier am Feuer, Kastanien röstend und von alten Zeiten erzählend.[67]) Zahlreich sind die markanten und originellen aus dem Tierleben, insbesondere an Haustieren, beobachteten Bilder[68]), wie das berühmte auf Frère Jean, der die schönen Dienerinnen anschaut „de cousté comme un chien qui emporte un plumail" oder der „chien rencontrant quelque os modullare" im Prolog. Weniger bekannt, aber nicht weniger lebensvoll sind die kurzen Bilder ländlicher Freudenfeste mit ihrer „chere lye"[69]): „Apres diner, tous allerent pelle melle à la Saulsaie, et là, sus l'herbe drue, dancerent au son des joyeux flageolletz et doulces cornemuses tant baudement que c'estoit passetemps celeste de les voir ainsi se rigouller." Neben solch kleinen Genrebildern liebte Rabelais bewegte und wortreiche, glänzende und klingende Beschreibungen. Ein drastisches Beispiel einer solchen klangvollen und von vielem sinnlichem Leben strotzenden Szene ist das Spiel der Ammen mit dem Säugling Gargantua[70]): „S'il trepignoit, s'il pleuroit, s'il crioit, luy apportant à boire, l'on le remettoit en nature, et soudain demeuroit coy et joyeux. Une de ses Gouvernantes m'a dit, jurant sa fy, que de ce faire il estoit tant coustumier qu'au seul son des pinthes et flaccons il entroit en ecstase comme s'il goustoit les joyes de paradis. En sorte qu'elles, considerans ceste complexion divine, pour le resjouir le matin, faisoient devant luy sonner de verres avec un cousteau, ou des flaccons avec leur toupon, ou des pinthes avec leur couvercle. Auquel son il s'esgayoit, il tressailloit, et luy mesmes se bressoit

[66]) II 9. [67]) I 28.
[68]) Zusammengestellt bei Sainéan VI 84ff. Pantagruel IV 51.
[69]) I 4, ähnlich I 25. [70]) I 7 ähnlich I 11.

en dodelinant de la teste, monochordisant des doigts, et baritonant du cul.“ Andere solche reiche Beschreibungen, in denen Rabelais trotz aller sinnlichen Fülle immer in Gefahr ist, in gestaltlose Worthäufung zu verfallen, sind z. B. der Sturm auf dem Meer[71]) oder die Dürre bei der Geburt des Pantagruel, die bei allem sachlichen Reichtum doch ins Grotesk-Riesenhafte gesteigert und parodiert wird.[72]) „Et ne fut, au temps de Helye, plus eschauffée que pour lors. Car il n'estoit arbre sus terre qui eut ny fueille ny fleur, les herbes estoient sans verdure, les rivieres taries, les fontaines à sec, les pauvres poissons delaissez de leurs propres elemens, vagans et crians par la terre horriblement, les oyseaux tombans de l'air par faulte de rosée; les loups, les regnards, cerfs, sangliers, dains, lievres, connilz, belettes, foynes, blereaux, et aultres bestes, l'on trouvoit par les champs, mortes la gueulle baye. Au regard des hommes, c'estoit la grande pitié: vous les eussiez veuz tirans la langue comme levriers qui ont couru six heures. Plusieurs se gettoyent dedans les puys; aultres se mettoient au ventre d'une vache pour estre à l'ombre: et les appelle Homere Alibantes . . . Adonc la terre fut tant eschauffée que il luy vint une sueur enorme . . . visiblement furent vues de terre sortier grosses gouttes d'eaue, comme quand quelque personne sue copieusement . . .“ Für Rabelais' Vergnügen am Riesenhaften, Grotesk-Wuchernden und Schwellenden bedarf es keiner Belege, die Gestalten seiner Helden selbst sowie die großen allegorischen Figuren eines Caresmeprenant, Grippeminaud usw. genügen an sich schon. Das Merkwürdige daran ist aber, wie er diese Monstra im einzelnen mit exakter, naturwissenschaftlich-sinnlicher Deutlichkeit beschrieben hat, wie z. B. die Anatomie des Caresmeprenant[73]), die allerdings als Ganzes unvorstellbar gestaltlos ist, im Gegensatz zu folgendem kleinem Bild einer monströsen Nase aus der Reihe der wunderbaren Schwellungen[74]): „Es aultres tant croissoit le nez qu'il sembloit la fleute d'un alambic, tout diapré, tout estincellé de bubelettes: pullulant, purpuré, à pompettes, tout esmaillé, tout boutonné, et brodé de gueules.“ Den Figuren weiß Rabelais nicht immer eine Gesamtgestalt zu geben, aber sie mit einzelnen täuschend realen Zügen und Teileigenschaften auszustatten, die ihnen eine relative, eben humoristische Wirklichkeit geben. Wie aber Rabelais' eifrige

[71]) IV 18. [72]) II 2. [73]) IV 30ff. [74]) II 1.

Überhäufung mit sinnlichen Zügen auch eine einfache wirkliche Figur ins Unwirklich-Allegorische hinausheben kann, zeigt sein Bild eines Eremiten[75]: „Nous baillant exemple d'un philosophe qui, en solitude pensant estre et hors la tourbe, pour mieux discourir et composer; ce pendant toutes foys autour de luy abayent les chiens, ullent les loups, rugient les lions, hanissent les chevaulx, barrient les elephans, sifflent les serpents, braislent les asnes, sonnent les cigales, lamentent les tourterelles; c'est à dire, plus estoit troublé que s'il feust à la foyre de Fontenay ou Niort." Es ist eine merkwürdige Abstraktion in all der sinnlichen Fülle. Rabelais liebt es immer wieder, lebendige Einzelbilder in groteske oder parodierende Zusammenhänge zu stellen, oder umgekehrt weite unbestimmte Rahmen, seien es Figuren, Feste, Gespräche oder Exkurse mit endlosen Reihen realer Einzeldinge und Sachnamen zu füllen. In ihm ist der in der Geschichte des französischen Geistes immer bestehende Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Abstraktion am weitesten gespannt, weil er die größte Naturfülle mit noch mittelalterlich-allegorischem Geiste verband. Diesen Gegensatz hat er in einzigartiger Weise fabulierend mit seinem Humor zugleich genossen, genützt und überwunden.

Rabelais war ein verweltlichter Mönch und Arzt mit überschäumendem Temperament, der in einem langen, bewegten Gelehrtenleben sich das ganze humanistische, naturwissenschaftliche und medizinische Wissen seiner Zeit angeeignet hatte und dann auf den Gedanken kam, es in dem Rahmen eines fabelhaften Riesenromans, der bei seiner Herausgebertätigkeit in seine Hände kam, launisch erzählend vor der Welt auszubreiten. Sein Roman enthält neben rein Erzählendem, neben historischen, philosophischen, juristischen und religiösen Parodien eine in allen Abwandlungen seines Humors schillernde Summa der gesamten Naturwissenschaft seiner Zeit. Es war ihm aber nicht um einen systematischen Ausbau oder gar um eine Erneuerung seiner Wissenschaft zu tun. Er genoß nur die ganze Fülle der Natur im Menschen und in der Welt und wurde nicht müde, mit ihren Bildern und Namen, wirklichen und unwirklich-phantastischen, sein Spiel zu treiben. So war Plinius seine Hauptquelle. Er strebte nicht nach einer theoretischen Auseinandersetzung, und selbst sein unbegrenzter

[75]) III 13.

freudiger Naturglaube ist mehr seiner eigenen Lebensfülle immanent als deutlich ausgesprochen. Ihm kam es mehr auf die Sensationen selbst an, als auf ein Wissen darum, und so konnte er in dem traditionell beschränkten geistigen Rahmen seinen ganzen sinnlichen Universalismus entfalten. Dessen Grundlage ist die neue begeisterte Anschauung des leiblichen Menschenlebens. Die Natur war ihm im Menschen ein strotzendes Kraft- und Lebensgefühl und außer dem Menschen eine unermeßliche Fülle sinnlicher Genüsse und Kostbarkeiten. Daß er für diese Freuden des leiblichen Lebens und der sinnlichen Welt eine neue dichterische Sprache geschaffen hat, ist seine Bedeutung. Die Hauptquelle seines Humors ist gerade der Gegensatz eines neuen Leibesgefühls und einer traditionellen Enge, zwischen beschränkter theoretischer Abstraktion und grenzenloser sinnlicher Fülle; er hat trotz seiner religiösen und geistigen Gebundenheit die Autonomie des leiblichen Menschen verkündet und zugleich alle Torheit der Zeit mit seinem gesunden animalischen Lachen erschüttert.

DAS BRITISCHE REICH UND DIE ABOLITION DES SKLAVENHANDELS[1])

VON MAX SILBERSCHMIDT

Der Kampf um Bestand oder Abschaffung der Sklaverei gehört zu den bedeutendsten Ereignissen in der Geschichte des britischen Reiches. Er hat dazu geführt, daß die Briten eine gänzlich andere Einstellung zu ihrem Kolonialreich gewonnen und im Zusammenhang damit eine neue Außenpolitik inauguriert haben. Schließlich hat die Stellungnahme der britischen Regierung zur Sklavereifrage auch die stärksten innerpolitischen Nachwirkungen gehabt. Und doch ist die Anti-Sklavereibewegung als ein Phänomen der politischen Geschichte Großbritanniens in den großen Zusammenhängen noch nicht erforscht worden.

Den Geschichtsschreibern des britischen Reiches ist die Bedeutung der Anti-Sklavereibewegung für die Entwicklung des Reiches zwar keineswegs entgangen; das Studium dieser Bewegung leidet aber in Großbritannien darunter, daß man es nicht wagt, von dem moralischen Problem, zu dem der Abolitionismus die Frage der Sklavenbefreiung gestempelt hat, einmal ganz abzusehen. Man begreift das Verhalten der englischen Historiker, wenn man bedenkt, daß die Auffassung der Abolitionisten der orthodoxe Standpunkt des Engländers und insbesondere ein Merkmal britischer Empirementalität geworden ist. Außerdem hat die historische Literatur gerade aus dem Kreise der dem Abolitionismus nahestehenden liberal-radikalen Opposition die stärksten Antriebe zu ihrer Entfaltung erhalten. So ist in das historische Schrifttum selbst die Überlieferung abolitionistischer Gesinnung mitübergegangen.[2])

[1]) Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Zürich, 14. November 1931.

[2]) Man mag etwa an C. M. Trevelyans vielgelesene ausgezeichnete Geschichte Großbritanniens im 19. Jahrhundert denken, ein hervorstechendes Beispiel whiggistisch-liberaler Geschichtsschreibung, dessen humanitäre Tendenz um so verzeihlicher und menschlich verständlicher ist, als Tre-

Die abolitionistische Tendenz der britischen Forschung offenbart sich vor allem darin, daß sich die englische Historie die Problemstellung des Abolitionismus unbesehen zu eigen gemacht hat. Deshalb ist man eigentlich nicht weitergekommen und hat das Problem weder in seiner ganzen Komplexität noch in den tieferen Zusammenhängen mit den übrigen Fragen des britischen Lebens erfaßt.

Das Problem blieb hauptsächlich auf folgende Gesichtspunkte beschränkt: welches waren die Motive derjenigen, die die Ausrottung des Sklavenhandels und der Sklaverei als eine Notwendigkeit betrachteten, und welches diejenigen ihrer Gegner? Vertrugen die Kolonien (speziell die westindischen) eine Politik der Sklavenbekämpfung? Welches mußten die Folgen der Abolition sein? Schließlich: Hat man den Kolonisten eine Kompensation offeriert und eine wie große? Aber das ist offenbar die Problemstellung der Abolitionisten und diejenige ihrer Gegner, der Anti-Abolitionisten gewesen. Auch Hochstetter, dessen so verdienstvolle Arbeit aus der Schule Schmoller-Sering über „Die wirtschaftlichen und politischen Motive für die Abschaffung des britischen Sklavenhandels im Jahre 1806/07"[3]) zu einer ganz neuen Beurteilung des Sklavereiproblems führt, lehnt die übliche Behandlung des Abolitionismus nicht ab. Er ist nur der Auffassung, daß die Geschichte des Kampfes gegen den Sklavenhandel einer Ergänzung durch die wirtschaftliche und politische Geschichte der Zeit bedürfe, wodurch die Einseitigkeiten abolitionistischer Darstellungen die nötige Korrektur von selber erführen.

Viel weiter geht ein amerikanischer Historiker, der bei Anlaß der Besprechung des letzten größeren Werkes über das Sklavenkampfproblem (Klingberg's „Anti-Slavery Movement") bemerkt, bisher sei die Clapham Sekte, d. h. der Kreis um Wilberforce, ihr eigener Geschichtsschreiber geblieben; es wäre nun an der Zeit nachzuprüfen, was denn eigentlich den Abolitionisten ihren durchschlagenden Erfolg und eine so große Anhängerschaft ver-

velyan selbst direkt dem Kreise der großen Sklavereireformer entstammt und wohl gerade aus solchen Traditionen auch seine Begeisterung für eine historisch-literarische Betätigung schöpft.

[3]) Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hrsg. von G. Schmoller und M. Sering, Bd. XXV, H. 1. Leipzig 1905.

schafft habe; es gehe wohl kaum mehr an, den Evangelismus zu den Ursachen der Abschaffung der Sklaverei zu zählen: „It is becoming more and more difficult to view evangelicanism as belonging to the category of causes", meint C. E. Fryer wörtlich in der American Historical Review.[4])

Es ist noch nicht an der Zeit, zu der hier aufgeworfenen Frage prinzipiell Stellung zu nehmen, solange so manche Vorfrage noch nicht besser abgeklärt ist.

Hier soll der Versuch gemacht werden, das Problem der Sklavenbekämpfung überhaupt in ein anderes Licht zu rücken. Wir wollen vom Standpunkt der britischen Reichspolitik aus das Sklavenproblem betrachten. Damit entfernen wir uns noch nicht von der abolitionistischen Position. Aber diese hat gewöhnlich zwischen Sklavenkampf und Reichspolitik einen Gegensatz konstruiert und glaubte herausfinden zu müssen, wie das Reich auf den Abolitionismus reagiert habe. Man nahm als selbstverständlich hin, was, wie die Amerikaner mit Recht betonen, erst zu beweisen wäre, daß der Abolitionismus eine Sonderbewegung, eine Macht für sich gewesen ist, die dem Reiche sozusagen ihr Gesetz aufoktroyiert hat.

Wir möchten zeigen, daß der Abolitionismus von vornherein als eine Reichsbewegung erscheint, und wollen die Geschichte dieser Reichsbewegung — in einer Richtung wenigstens (in Bezug auf Amerika) — in den Hauptzügen entwerfen.[5]) Wir sehen die große Bedeutung des Abolitionismus darin, daß die britische Reichspolitik sich mit ihm identifiziert hat. Das Reich hat sich die Parole der Abolitionisten zu eigen gemacht und danach seine Politik bestimmt. Aber ebensosehr hat der Abolitionismus dazu gedient, die großen Ziele britischer Machtbestrebungen zu verhüllen. In diesem Zusammenhang erscheint der Abolitionismus als ein politischer Faktor, als eine Macht, und streift den Charakter einer vorwiegend geistig-ideellen Bewegung ab, als welche er bisher geschildert worden ist.

Unsere Untersuchung soll dazu dienen, die Frage der Abolition des Sklavenhandels als eines der großen Machtprobleme erkennen zu lassen, um welches die Bildung der modernen Weltstaaten sich kristallisiert hat.

---

[4]) Bd. XXXIII. April 1928.

[5]) Auf Afrika einzugehen, müssen wir uns leider versagen.

Man hatte schon immer erkannt, daß sich die Abolitionisten der reichspolitischen und reichsökonomischen Konsequenzen ihrer Forderungen wohl bewußt waren. Aber man hielt es für eine Übertreibung, wenn sie behaupteten, das Interesse des Reiches ausdrücklich wahren zu wollen. Diese Behauptung war keineswegs eine Übertreibung.

Wohl waren die Abolitionisten im Grunde Reformisten. Sie operierten mit einem neuen Reichsbegriff. Aber wenn sie sich dagegen wehrten, als Reichszertrümmerer zu gelten, so waren sie durchaus im Recht. Sie waren nicht nur Erhalter des Reiches, sie waren Initianten einer neuen Reichspolitik und daher eigentliche Schöpfer einer neuen Reichsidee und eines neuen Reiches.

Sie haben sich ein besonderes Verdienst darum erworben, in umfassender Weise das Wirtschaftssystem des Reiches, die Bedeutung seiner einzelnen Teile, deren Verhältnis zueinander, das Verhältnis zum Ausland und vor allem die zukünftige Entwicklung des Empire kritisch analysiert und zum Gegenstand einer prinzipiellen Betrachtung gemacht zu haben. Durch große Enquêten, durch Einvernahme von Zeugen, durch Sammlung von Belegen ist ein riesiges Material über das Kolonialsystem zusammengetragen worden. Diese Arbeit ist vergleichbar höchstens den parlamentarischen Untersuchungen und Prozeßverhandlungen über Robert Clives und Warren Hastings' Amtsführung in Indien. Man sieht gleich, daß diese indische Angelegenheit mit der Sklavenfrage eine innere und eine politische Verwandtschaft besitzt, und es ist nicht verwunderlich, daß sich die gleichen Staatsmänner und Politiker — Pitt, Fox, Burke — für die eine wie für die andere Sache eingesetzt haben.

Aber man beachte dabei eines: Westindien — und um dieses allein drehte sich die Sklavenfrage — war damals eine viel geschätztere Kolonie und ein viel wichtigeres Glied des Reiches als die noch kleinen Besitzungen der ostindischen Kompanie an der indischen Küste und in Bengalen. Pitt äußerte (und als glänzender Finanzminister mußte er es wissen), daß das Einkommen, das Großbritannien aus Westindien beziehe, weitaus das größte von allen außerenglischen Besitzungen sei.[6]) Westindien galt im

[6]) James Ramsay meint, daß um 1770 die westindische Sklavenbevölkerung dem britischen Reiche fast ein Sechstel seines gesamten National-

18. Jahrh. als das Juwel, das erst im 19. Jahrh. Ostindien in der Krone des britischen Reiches werden sollte.

Eines der bedeutendsten und besten Werke, das die Abolitionisten vorlegten, ist Thomas Clarksons „Essay on the Impolicy of the African Slave Trade“ (1788). Man beachte, daß Clarkson sich ausdrücklich bewußt ist, mit der Behandlung des Sklavenhandels eine Frage der Politik anzuschneiden und daß er von vornherein mit dem Argument der Impolicy — mit dem Argument, daß der Sklavenhandel politisch inopportun sei — an sein Thema herantritt. Auch die Titel der anderen hauptsächlichsten Werke der Abolitionisten sind aufschlußreich: James Ramsay (der selbst ein Westinder gewesen war) schreibt eine „Inquiry into the effects of putting a stop to the African Slave trade“ (1784); James Stephen liefert 1802 in seinem Buch über „The Crisis of the Sugar Colonies“ einen Beitrag zum Thema Sklavenhandel, aber in der Form einer wirtschaftspolitischen Untersuchung.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die in dem Kampfe vor allem tätigen Persönlichkeiten! Der 1787 gegründeten „Abolition Society“ gehörten neun Quaker an, aber außerdem Clarkson und Granville Sharp[7]); diese entstammten ausgesprochen hochkirchlichen Kreisen und waren die eigentlichen Führer des Abolitionismus. Und wenn wir Wilberforce selbst nicht dabei finden, so war das Berechnung. Er war der Bewegung viel nützlicher, wenn er jener Gesellschaft nicht angehörte: für ihn hatte man die parlamentarische Aufgabe reserviert. — Clarkson, Wilberforce und Pitt hatten die Arbeit für die große Sache untereinander aufgeteilt: „Clarkson became the indefatigable field agent of the reformers, — Wilberforce the parliamentary leader, and the younger Pitt, the prime minister, the powerful friend of the movement in its early stages“.[8]) Wilberforce berichtet, daß Pitt ihn überzeugt oder mindestens angeregt habe, die Sache der Sklaverei als seine Lebensaufgabe zu übernehmen, „as a subject suited to my character and talents“, wie er sich selbst äußert.[9]) Nach einer Besprechung mit

---

einkommens erarbeitet hätte, obwohl sie noch nicht ein Vierzigstel der Gesamtbevölkerung ausmachte. S. Hochstetter, Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, a. a. O., S. 14.

[7]) F. J. Klingberg, The Anti-Slavery Movement in England. New Haven 1926, p. 73. [8]) Ibid. p. 75. [9]) Ibid. p. 84.

seinem Jugendfreund Pitt faßte Wilberforce den Entschluß, bei der nächsten Gelegenheit die Frage der Sklaverei vor das House of Commons zu bringen. Somit leitet ein persönliches Einvernehmen zwischen Wilberforce und dem damaligen Ministerpräsidenten die politische Sklavenkampfbewegung ein (um 1784). Pitt hatte erkannt, daß die Übertragung einer Aufgabe wie die des Kampfes für die Sklavenbefreiung für einen Mann von Wilberforces religiöser Veranlagung und doch schwankendem Temperament und zarter Gesundheit wie zugeschnitten war und ihm Wilberforces Mitarbeit bei seinen staatsreformerischen Plänen sichern würde. Granville Sharp erblickte gleichfalls in der Bundesgenossenschaft dieses reichen Parlamentariers, dem Vertreter der größten englischen Grafschaft (York) mit seinen gesellschaftlichen Konnexionen, eine hervorragende Stütze für die Sache des Abolitionismus.[10])

Charakteristisch ist auch der Umstand, daß die Führer der Bewegung die Kampagne für die Abschaffung der Sklaverei nicht von vornherein auf das Endziel — die Emanzipation — eingestellt haben, sondern sich vorerst für die Abschaffung des Sklavenhandels einsetzten. Damit geben sie wieder einen Beweis ihres eminent praktischen Sinnes. An und für sich sollte man meinen, daß eine direkte Emanzipation der Sklaven, d. h. die rechtliche Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen und die dadurch bedingte Schaffung eines Angebotes freier Arbeitskräfte, mit der Sklaverei und dem Sklavenhandel gleichzeitig aufgeräumt haben würde. Umgekehrt ist nicht einzusehen, daß die Sistierung des Negerhandels allein schon das Institut der Sklaverei irgendwie erschüttern sollte, indem man einfach das Angebot von Sklaven durch Züchtung eines Negernachwuchses bestreiten konnte.

Der Hauptgrund, der für eine erste Attacke gegen den Sklavenhandel sprach, war ein außenpolitischer: Preisgabe der Sklaverei durch die Briten hätte den Sklavenhandel in den Händen von Britanniens Konkurrenten belassen, die Briten eines bedeutenden Frachtartikels beraubt, und da die Engländer auch in fremde Kolonien Sklaven lieferten, dem fremden Sklavenhandel direkt zu weiterem Aufschwung verholfen — das Resultat wäre Stärkung fremder Seemacht gewesen. Hingegen bestand die Meinung, daß

[10]) Klingberg, p. 84.

die Abschaffung des britischen Sklavenhandels auch die Sistierung des ausländischen Sklavenhandels mit sich bringen müßte und würde, und nur unter dieser Voraussetzung trat man an die Frage heran.[11])

Der imperiale Gedanke des Programms tritt gleich hier in aller Klarheit hervor. Wenn wir die ersten Debatten im Parlament und die Methode der Zeugeneinvernahmen in den Jahren um 1790 näher verfolgen, so geht daraus noch viel deutlicher hervor, mit welcher Rücksicht auf die Reichsinteressen die Abolitionisten vorgegangen sind. Wilberforce erklärte in den ersten entscheidenden Debatten, daß die Abolition des Sklavenhandels den westindischen Kolonien keinen Eintrag tun würde. Der Nachwuchs, den eine sorgfältige Behandlung der Sklaven erzielen könnte, würde den Arbeitsmarkt durchaus befriedigen. Damit würde gleichzeitig auch die klägliche Lage der britischen Negersklaven gehoben, die einen Vergleich mit den Negersklaven der anderen Kolonialvölker nicht aushalten konnten.[12]) Den viel reicheren Ertrag der französischen Zuckerinseln kann man zwar nicht allgemein der besseren Lage der dortigen Neger zuschreiben (denn auf der reichsten Insel, San Domingo, war ihre Lage notorisch schlecht); der Vorsprung Frankreichs beruhte vielmehr auf dem fruchtbareren Boden und einem anderen Bewirtschaftungsverfahren. Spanier und Franzosen bevorzugten kleinkapitalistische bäuerliche Betriebe, und sie warfen sich nicht allein auf den Zuckerrohrbau, sondern pflanzten noch andere Kolonialwaren, während die Briten den Großgutsbetrieb pflegten, der, einzig auf Zuckerrohrerzeugung eingestellt, häufiger in der Hand von Aufsehern als der Absentee-Besitzer war.[13]) Die britischen Inseln verdankten ihre Prosperität dauernder Kapitalinvestierung von seiten des Mutterlandes, und dies machte eine äußerste Ausnutzung der Sklaven, daher immer gesteigerte Sklavenimporte notwendig. Es hatte sich erwiesen, daß es rationeller sei, aus den Sklaven in kurzer Zeit (6 Jahren) alles herauszuholen und sie dann durch neue zu ersetzen, als sie unter geringeren Anstrengungen länger am Leben zu erhalten.

Die Förderung des britischen Sklavenhandels in den nichtbritischen Kolonien bedeutete nun zweifellos eine weitere Be-

---

[11]) Klingberg, p. 87.

[12]) Vgl. W. L. Mathieson, British Slavery and its Abolition. London 1926. Chap. I, p. 33ff.

[13]) Hochstetter, a. a. O., S. 40.

günstigung der fremden Kolonien in direkter Konkurrenz zu den britischen Interessen auf den Zuckermärkten.[14])

Nun befanden sich seit den 70er Jahren des 18. Jahrh. die Zuckerinseln in einer ausgesprochenen Krise.[15]) Diese hing vor allem mit den Ereignissen zusammen, die der amerikanische Unabhängigkeitskrieg mit sich gebracht hatte: mit dem Abfall der 13 amerikanischen Kolonien und den im Zusammenhang damit aufgegebenen Handelsbeziehungen zwischen der Union und den westindischen Besitzungen Englands; dann spielten auch die Gewinne von Amerikas Verbündeten Frankreich und Spanien an der afrikanischen Küste eine Rolle. Die Erwerbung dieser neuen Handelsstationen in Afrika bedeutete natürlich den Übergang des dortigen Sklavenhandels in die Hände Frankreichs und Spaniens.

Der Abfall der 13 Kolonien rollte das ganze Problem Westindien auf. Das merkantilistische „alte Reich" (wie die englische Historie das Reich bis 1783 bezeichnet) war dadurch gekennzeichnet, daß die Kolonien untereinander und zum Mutterlande in einem ganz bestimmten Gleichgewicht der Handels- und Produktionsbedingungen standen. Dieses System war durch den Austritt der Union aus dem Reiche gesprengt worden. Nach damaliger Auffassung hätte zwar der Verlust einer Kolonie weiter keine anderen Folgen haben müssen als den Verlust des Monopolhandels zwischen dem Mutterlande und der betreffenden Kolonie. Bedenklicherweise hatte nun aber die forcierte Zuckersklavenwirtschaft Westindien in äußerste Abhängigkeit von den nordamerikanischen Kolonien gebracht. Die Beziehungen Westindiens zu den amerikanischen Kolonien waren für die Existenz Westindiens bedeutsamer als die Beziehungen zu Afrika, dem Sklavenreservoir, und zu England, dem Abnehmer des Zuckers und Lieferanten von Manufakturen — denn die Union war nicht nur auch ein Konsument von Zucker, sondern auch von Melasse, und sie lieferte dagegen die unentbehrlichen Lebensmittel und Baumaterialien.

Angesichts der relativ ungünstigen Produktionsverhältnisse in den britischen Kolonien hatte deren Konkurrenzfähigkeit mit den andern Zuckerkolonien nur durch die privilegierten Beziehungen

---

[14]) Hochstetter, a. a. O. S. 51.

[15]) Vgl. neuerdings L. J. Ragatz, The Fall of the Planter Class in the British Caribbean, 1763—1833. New York 1928.

zu den nordamerikanischen Kolonien aufrechterhalten werden können. Der Ausgang des Unabhängigkeitskrieges mußte Britisch-Westindien doppelt hart treffen; die bisherigen Beziehungen mit Nordamerika waren unterbrochen, und die Union bahnte gleich mit den nichtbritischen Kolonien den Handelsverkehr an, der ihr bisher untersagt worden war.

Die Neuregelung der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten hätte nun gerade der Anlaß für eine neue Handelspolitik werden können. Es lag im ureigensten Interesse Britisch-Westindiens, daß die durch den Merkantilismus geschaffenen Verbindungen der verschiedenen Reichsteile nicht plötzlich abgerissen wurden. Für eine allgemeine Umstellung der Reichspolitik, wie sie speziell die Abolitionisten befürworteten, lagen auch die innerpolitischen Verhältnisse in den 80/90er Jahren bedeutend günstiger, nachdem Georgs III. persönliches Regiment erschüttert worden war. Es ist die Zeit von Pitts, Burkes und Fox' großen Reformplänen, die Zeit des Auftauchens freihändlerischer Postulate, der Umgestaltung der Reichsverfassung in Indien, Canada und Irland. Sklavenkampf, Parlamentsreform und Freihandel sind nur verschiedene Postulate einer Politik, die einer neuen geistigen Situation und neuen ökonomischen Lebensbedingungen (wie sie in der agrarisch-industriellen Revolution zum Vorschein kamen) entsprang.

Durch den tragischen Zusammenstoß dieser Reformbewegung mit ähnlichen, aber doch wesentlich andersgerichteten Tendenzen der Französischen Revolution zog sich nun aber das britische Reich auf seine konservativste Politik zurück und gab für ein Vierteljahrhundert jeden Gedanken an eine Reichsreform aus Abneigung gegen das Prinzip auf. Wenn wir trotzdem das langsame Durchdringen von Reformen im napoleonischen und nachnapoleonischen Zeitalter beobachten, so ist dies ausschließlich eine Folge der außenpolitischen Verhältnisse gewesen. Erst die durch das französische Vorgehen provozierte Aktion Großbritanniens hat die englische Regierung zu einer politischen Tätigkeit emporgerissen, die die Annahme gewisser Reformen als Mittel der Politik für geraten erscheinen ließ. Die Gewinnung der politischen Hegemonie in dem über 100jährigen Ringen mit Frankreich um die Kolonialherrschaft hat schließlich dazu geführt, daß sich Großbritannien der Abolition ernstlich angenommen hat, weil nun keine Gefahr mehr

bestand, daß der größte politische Rivale sich des von England abgeschafften Sklavenhandels zu seinem Vorteil bemächtigen würde. Dabei entsprach das abolitionistische Prinzip so sehr den Idealen wie auch den materiellen Interessen der nur langsam zur Macht gelangenden bürgerlich-kommerziell-industriellen Schicht, daß die abolitionistische Politik immer energischer betrieben und zu einem allgemeinen Kampf gegen die Sklaverei überhaupt umgestaltet werden konnte.

In die Jahre 1806/07 fällt zuerst der Entschluß des britischen Parlamentes, den Sklavenhandel zu verbieten. Eine erste Abolitionsakte untersagte die Sklaveneinfuhr in nichtbritische Besitzungen, eine zweite sistierte auch diejenige nach britischen Besitzungen.

England befand sich in dem Augenblick, als es jene Akte erließ, im Besitz einiger neueroberter französischer und holländischer Kolonien Westindiens. Die Union hatte ihrerseits den Krieg dazu benutzt, als neutrale Macht den bisher von Frankreich und Holland betriebenen Seeverkehr, den England durch seine Seesiege verunmöglicht hatte, in seine Hände zu bringen. Da Großbritannien wegen des Krieges nicht in der Lage war, den Handel Westindiens mit der Union zu unterbinden, konnte es kein Interesse daran haben, die Kolonien weiter mit Sklaven zu verproviantieren. Es hätte dadurch der Union direkt in die Hände gearbeitet und außerdem seinen älteren Kolonien Konkurrenz gemacht. Noch andere Momente haben den Ausschlag gegeben. Die Wirkung des gewaltigen Negeraufstandes in San Domingo darf nicht übersehen werden. Die Erhebungen griffen auch auf die englischen Besitzungen über. Das alte Spiel der Kolonialmächte, durch Anzettelung von Sklavenrevolten dem Rivalen zu schaden, wurde diesmal umgekehrt gespielt, indem sich die Neger mit weißen Mächten gegen andere weiße Mächte verbündeten. Auf dem Boden San Domingos haben Neger zum erstenmal in entscheidender Weise ihr Schicksal aktiv in die Hand genommen und dadurch eine politische Negermacht geschaffen, die der Sklavenfrage einen neuen Aspekt verlieh.

Mit der berühmten Deklaration des Wiener Kongresses, der im Namen der öffentlichen Meinung der zivilisierten Welt die allgemeine Beseitigung des Sklavenhandels forderte — ein Manifest,

das den Stempel Britanniens an der Stirne trägt und das vor allem den Anstrengungen Lord Castlereaghs zu verdanken war, beginnt ein neues Kapitel britischer Außenpolitik.[16])

Großbritannien beabsichtigte, auf dem Wege von internationalen Verträgen die ganze Materie des Sklavenhandels einer Regulierung zu unterwerfen und die Abolition wenn möglich zu einem Grundsatze des Völkerrechtes zu machen. Dabei war aber unzweifelhaft auch eine Frage der Macht mit im Spiele. Als Exekutor solcher Verträge kam faktisch fast ausschließlich Großbritannien in Frage, der Staat, der durch seine ständig wachsende Seemacht und seinen über die ganze Welt sich ausdehnenden Übersee-Transithandel allein imstande war, die Einhaltung der Verträge zu überwachen. Daher erstrebte Großbritannien gleichfalls Vereinbarungen betreffend Durchsuchungsrechte, die es seiner Marine in Kooperation mit derjenigen seiner Vertragspartner möglich machen sollte, die Piraterie — denn dazu stempelte nach und nach die Gesetzgebung der meisten Seestaaten den Sklavenhandel — auszumerzen.

Für Großbritannien war die Einhaltung der Verträge von großem Interesse, weil erst eine praktische Verwirklichung des Sklavenhandelsverbotes ihm jenen Einfluß auf die weltwirtschaftlichen Beziehungen und eine neue Afrikapolitik gewährte, den es sich bei der Annahme des abolitionistischen Programmes für die Stärkung seiner Reichsmacht versprochen hatte.

Nirgends tritt der Aufstieg der britischen Macht so deutlich in Erscheinung wie in dem Erfolg, der der britischen Sklavenkampfpolitik auf internationalem Gebiete beschieden gewesen ist. Es gelang Großbritannien — allerdings erst in jahrzehntelangem diplomatischem Kampf —, sämtliche Seemächte zur Preisgabe des Sklavenhandels zu bewegen und mit den meisten unter ihnen Verträge zu vereinbaren, die ein Durchsuchungsrecht gegen verdächtige Sklavenhandelsschiffe stipulierte. Nur eine Macht hat sich dauernd der britischen Politik entzogen und damit den Erfolg der Briten in ihrem Sklavenkampf gefährdet: die Vereinigten Staaten.

---

[16]) W. E. Burghardt Du Bois, The Suppression of the African Slave Trade to the United States of America (1638—1870). Cambridge (U. S.) 3rd ed. 1916, p. 134.

Die Union verfolgte damit keineswegs eine Politik, die ihren bisherigen Traditionen entsprochen hätte. Schon zur Zeit, da die Union noch englisches Kolonialgebiet war, hatten manche Kolonien den Sklavenhandel und die Sklaverei abgeschafft, und bei der Gründung des Bundesstaates fehlte nicht viel, so wäre das Verbot der Sklavenhaltung in die Verfassung aufgenommen worden. Was nun aber die Union in eine geradezu extrem sklavenfreundliche Position hineintrieb, das war die Ausdehnung eines Produktionszweiges, der ganz auf Sklavenarbeit aufgebaut war: die Gewinnung der Baumwolle.

Die Umwälzung der weltindustriellen Verhältnisse in den 20er Jahren des 19. Jahrh. hat wohl an wenigen Orten so umstürzende Folgen gehabt wie gerade im Gebiete der amerikanischen Südstaaten. Durch eine nie dagewesene Nachfrage vorwärtsgetrieben, schob man die Baumwollkulturen bis weit nach Westen vor und wandelte das gewaltige Areal des unteren Mississippigebietes zu von Negern bearbeiteten Plantagen um. Lassen wir einen Neger sprechen, Burghardt Du Bois, den hervorragenden Historiker der amerikanischen Sklavenkampfbewegung, der in einigen lapidaren Sätzen die Situation charakterisiert: „In the second quarter of the century Southern slavery was irrestistibly changing from a family institution to an industrial system.“ In den 40er Jahren nahm die Nachfrage nach Baumwolle so rasch zu, daß trotz der Ausdehnung der südstaatlichen Pflanzungen der Preis immer stieg. „The large-plantation slave system . . . had not only gained a solid economic foundation, but it had built a closed oligarchy with a political policy . . . an interstate slave traffic arose between the Border and the Gulf States which turned the former into slave breeding districts, and bound them to the slave States by ties of strong economic interest.“[17])

Die Baumwollproduktion der Sklavenstaaten wurde von solcher Bedeutung, daß der Süden ein Interesse daran hatte, die Politik der gesamten Union seinen Zielen dienstbar zu machen.

Parallel mit dem Ansteigen der Nachfrage nach Baumwolle und mit dem Ansteigen der Baumwollpreise konstatiert man das Zunehmen des ungesetzlichen Sklavenhandels unter der Flagge der

[17]) Du Bois, p. 153ff.

Union; aus amtlichen Erhebungen und Berichten geht hervor, daß um 1850 die Hälfte und im Zeitraum 1850/60 fast der gesamte Sklavenhandel (der damals auch von den widerstrebendsten Staaten verboten worden war) von der Union indirekt protegiert wurde.

Damit stellt sich die Union in schärfsten Gegensatz zur britischen Politik. Die Folge war ein Konflikt zwischen der Union und Großbritannien, der das britische Reich von den 20er Jahren bis zum Ende des Sezessionskrieges andauernd beschäftigt und in Atem gehalten hat.

Großbritannien verfolgte in Amerika die umgekehrte Politik wie die Union. Es erstrebte in seinen westindischen Kolonien den allmählichen Übergang zur Emanzipation der Sklaven. Diese Politik hatte ihre staatsrechtlichen Schwierigkeiten. Während es keinem Zweifel unterlag, daß das Mutterland den Sklavenhandel nach seinem Gutdünken regulieren konnte, so war es doch zweifelhaft, ob ihm das Recht zustand, durch eine Reglementierung der Sklavenhaltung in die inneren Angelegenheiten der Kolonien einzugreifen. Nicht zum mindesten zu dem Zwecke, sich ohne Einschränkung des Sklavenproblems annehmen zu können, hatte die britische Regierung den in den Koalitionskriegen neu hinzuerworbenen Plantagekolonien keine repräsentative Verfassung gewährt, sondern hatte sie zu Kronkolonien gemacht. Die Reglementierung der Sklavenhaltung hat überhaupt neuen staatsrechtlichen Verwicklungen gerufen, die eine große Ähnlichkeit mit den früheren Streitigkeiten mit den nördlichen Kolonien hatten.[18]) Eigentümlicherweise endete der Konflikt auch diesmal nicht mit dem Nachgeben des Mutterlandes. Im Gegensatz zu der Entwicklung, die die etwa gleichzeitige Auseinandersetzung mit den Siedlungskolonien nahm — sie führte in den 40 Jahren in Canada zur Einführung des Responsible Government —, gelangte man in Westindien infolge der Abolition der Sklaverei (seit 1833) zu einer Einschränkung der Selbstverwaltungsrechte der Kolonisten.[19])

---

[18]) R. L. Schuyler, Parliament and the British Empire. Chap. IV: Slavery and Constitutionalism. New York 1929.

[19]) Charles Buller, bekannt als einer der Champions für die staatsrechtliche Reform in Canada, hat zwar die britische Regierung wegen der Art ihrer Einmischung in die Angelegenheiten des Parlamentes von Jamaica getadelt. Hingegen befürwortete er selbst eine Änderung der Ver-

Diese Veränderungen in der Konstitution und Wirtschaft Westindiens fanden zur gleichen Zeit statt, als die Union eine der englischen gerade entgegengesetzte Politik betrieb.

Die neuen Aufgaben der amerikanischen Regierung brachten es auch sonst mit sich, daß die beiden angelsächsischen Nationen in eine immer ausgesprochenere Opposition zueinander gerieten. Die Stellungnahme beider Mächte zum Sklavenproblem stellte die letzte Zuspitzung eines viel allgemeineren Gegensatzes dar. Aber da gerade in Sachen der Sklaverei und der Praxis der Bekämpfung des Sklavenhandels die Interessen äußerst gegenteilige waren, so wurde die Stellungnahme zur Sklavenfrage symbolisch für die Tendenz des britisch-amerikanischen Machtgegensatzes.

Eine neue Wendung hatte die Unionspolitik genommen, als zu befürchten gewesen war, daß die Hl. Allianz ihre Restaurationspläne auch in Amerika verwirklichen könnte. Das Manifest des Präsidenten Monroe vom Dezember 1823 war zwar nicht speziell an die Adresse von Großbritannien gerichtet. Großbritannien hatte sogar an eine gemeinsame Erklärung mit der Union gedacht, denn die Frage der Selbständigkeit der von Spanien abgefallenen Kolonien interessierte die Briten so lebhaft wie die Nordamerikaner. Das selbständige und daher gegen Großbritannien unfreundliche Vorgehen der Union veranlaßte Canning, eine aktivere Amerikapolitik zu treiben. Dieser legte er jene berühmte Formel zugrunde, in der er der Mission Englands Ausdruck gab — der Mission, zwischen Europa und Amerika den aktiven Vermittler zu spielen: seine Seemacht, sein Kolonialbesitz in Nordamerika und in Westindien, die großen Sympathien, die es aus der Zeit der Befreiungs-

fassung Jamaicas, weil diese den sozialen Verhältnissen in der Kolonie nicht mehr angepaßt sei. Eine Folge der vollständigen Emanzipation der Sklaven ist schließlich die Suspendierung der Jamaica Assembly und anderer Klein-Parlamente in den Inseln gewesen. Diese Maßnahme ist mit der Zustimmung der Kolonisten selbst erfolgt und hat dazu geführt, daß diese nach dem repräsentativen Prinzip eingerichteten ältesten Vorposten britischer Kolonialherrschaft im 19. Jahrh. zu Kronkolonien umgewandelt wurden, die sie mit geringen Änderungen bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Diese Preisgabe alter Selbstbestimmungsrechte war der Tribut der Kolonien an die Lösung der Sklavenfrage. Er bewahrte sie vor einer Negerregierung. Umgekehrt hat die zum Teil verfassungswidrige Intervention der Londoner Regierung die Lösung des Sklavenproblems im Geiste der Abolitionisten erzwungen und vielleicht die Kolonien vor den Schrecken von San Domingo bewahrt.

kriege in Südamerika besaß, und sein reger Handel mit den neugegründeten Republiken prädestinierten es für diese Rolle. Die gleiche politische Tendenz verfolgte es mit seiner Stellungnahme zum Sklavenproblem. Seine der Emanzipation zustrebende Politik bedeutete eine klare Annäherung an die Verhältnisse, wie sie in den neugegründeten Staaten Süd- und Zentralamerikas vorherrschten. Das gute Einvernehmen Großbritanniens mit den neuen Republiken zeigte sich deutlich bei Anlaß des ersten Panamakongresses (1826), der ganz unter der Ägide Großbritanniens stand und der Behandlung der Sklavenfrage gewidmet war.

Die Vereinigten Staaten, die sich auf eine Emanzipationspolitik nicht festlegen wollten, konnten sich auf eine Beteiligung erst gar nicht einigen, und als schließlich eine Delegation bestellt war, kam sie zu spät, um noch an der Tagung teilzunehmen.

Am stärksten prallten die beiden angelsächsischen Mächte im Raume des Golfes von Mexiko aufeinander. Hier hatte die Union von langer Hand eine Ausdehnung ihres Einflusses und Gebietes vorbereitet, erst einmal durch den Kauf von Florida aus den Händen Spaniens (1819) und in östlicher Richtung durch ständige Dispute wegen der angeblich unklaren Grenze gegen Mexiko, die nur einer zukünftigen Intervention den Weg bahnen sollten.

Texas wurde das erste Objekt, um das sich der britisch-amerikanische Kampf drehte. Nachdem es sich (1835) von Mexiko unabhängig gemacht hatte, bestand die Möglichkeit, daß es sich der Union anschließen würde; das wäre nicht verwunderlich gewesen, da Texas von aus der Union eingewanderten Leuten besiedelt war und die gleiche Produktion (zum großen Teil Baumwolle) und auch schon die gleiche Produktionsmethode, d.h. Sklavenarbeit, wie der amerikanische Süden besaß. Wenn es nun aber gelingen sollte, Texas von der Union fernzuhalten, so war hier eine Barriere gegen die drohende amerikanische Expansion und das weitere Überhandnehmen der Sklaverei aufgerichtet. Im andern Falle war nicht abzusehen, warum ein Übergreifen der Union auf das Gebiet von Texas — was an sich schon ein unfreundlicher Akt gegen Mexiko gewesen wäre — an den Grenzen von Texas haltmachen und nicht zu weiteren Annexionen in mexikanischem Gebiete eine erwünschte Gelegenheit bieten sollte.

Der britische Minister in Mexiko, Pakenham, richtete seine

Anstrengungen darauf, Texas zu einem mächtigen Pufferstaat unter britischem Einfluß zu machen. Texas — ein Gebiet von der Größe Frankreichs (Morison) — hätte sich zu einem Konkurrenten der amerikanischen Baumwollgebiete entwickeln können. Des britischen Marktes wäre es sicher gewesen. Hier hätte man den Amerikanern gezeigt, daß man ohne Sklavenarbeit auszukommen vermochte (was wohl möglich gewesen wäre, neigt man doch heute zu der Ansicht, daß Sklavenarbeit nicht immer billige Arbeit war). Zugleich hätte man damit das große amerikanische Sklavengebiet von den Nichtsklavengebieten abgeriegelt.

Das Vorgehen Großbritanniens gab Calhoun Gelegenheit, als er den Entschluß faßte, den Anschluß von Texas an die Union (1845) zu vollziehen, seinen Schritt damit zu rechtfertigen, daß es gelte, Großbritanniens Absichten, speziell mit Bezug auf die Bekämpfung der Sklaverei, zu durchkreuzen. — Ganz ähnlich wollte man die britische Politik auch in dem berühmten Ostende-Manifest treffen, das 1854 die drei amerikanischen Minister von London, Paris und Madrid aufsetzten und in welchem mit überschwenglichen Ausdrücken eine Annexion Cubas verlangt wurde. Der Besitz Cubas im Besitze der Union hätte ein weiteres Ausgreifen nach Süden, und zwar in der Richtung Westindiens gegen das Zentrum der britischen Position im Karibischen Meer bedeutet. Solange Cuba noch spanischer Besitz war, konnte trotz Beibehaltung der Sklaverei auf der Insel die britische Flotte wenigstens die Einhaltung des Sklavenhandelsverbotes überwachen. In amerikanischen Händen wäre Cuba geradezu zum Entrepot für die Versorgung der Union mit Sklaven geworden. Eben dieser Umstand veranlaßte die Anti-Abolitionisten, mit allen Mitteln die Erwerbung Cubas zu betreiben.

In das Herz der britisch-amerikanischen Beziehungen treffen wir erst, wenn wir uns dem Disput wegen der Durchführung des Sklavenhandelsverbotes zuwenden.

Unser Leitgedanke: zu zeigen, wie Großbritanniens Eingehen auf die Ziele und Zwecke der Abolitionisten seiner Reichspolitik neue Impulse gegeben und das Reich auf ganz neue Bahnen gebracht hat, wird nirgends so deutlich wie hier.

Die Union allein von allen Mächten weigerte sich standhaft, Großbritanniens Verfolgung des verbotenen Sklavenhandels nur

unter dem Aspekt eines Kampfes gegen die Piraterie zu betrachten, sondern sie hielt dem britischen Anspruch auf Durchführung seepolizeilicher Maßnahmen zur Verfolgung des Sklavenhandels seerechtliche Argumente entgegen. Damit hatte es seine besondere Bewandtnis. Der britisch-amerikanische Krieg von 1812—14 war ein Kampf um bestimmte Prinzipien des Seerechtes oder vielmehr des Seekriegsrechtes gewesen. Großbritannien kämpfte um den Anspruch auf eine beinahe unumschränkte Seeherrschaft und Amerika um die Anerkennung des Prinzips der Seeneutralität. Am empfindlichsten war die Union in der Frage des Durchsuchungsrechtes, weil Großbritannien daraus den Anspruch abgeleitet hatte, auf irgendwelchen amerikanischen Schiffen nach desertierten britischen Seeleuten zu suchen oder nach solchen, die sich in Amerika hatten naturalisieren lassen. Es ist klar, daß, obwohl Großbritannien diese Praxis nach dem Ende des Krieges preisgab (ohne vorerst jedoch das Prinzip seines Anspruches fallen zu lassen), die Union in dem nun neuerlich nachgesuchten Durchsuchungsrecht nach Sklaven eine Maßnahme erblickte, die große Ähnlichkeit mit der kurz vorher geübten britischen Praxis hatte.

Die Folge war, daß die Union es ablehnte, wie die andern Staaten mit Großbritannien Verträge zu schließen, die die Ausrottung des Sklavenhandels durch eine geregelte Fahndung nach Piraten ermöglicht hätte.

Die Frage eines britisch-amerikanischen Vertrages wurde immer wieder zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gemacht. Wir haben gesehen, wie das Versagen der Zusammenarbeit schließlich dazu führte, daß die amerikanische Flagge die Hauptprotektion der Sklavenhändler wurde, und anderseits wie das Anwachsen der Baumwollproduktion und das Steigen der Baumwollpreise dazu führen mußten, das Interesse an der Hintergehung des Sklavenhandelsverbotes ständig zu steigern.

Nicht zufrieden damit, Großbritanniens Absichten durch die Boykottierung seiner Sklavenhandelspolitik zu schädigen, versuchten amerikanische Diplomaten, auch die europäischen Mächte davon abzuhalten, mit Großbritannien Hand in Hand zu arbeiten. So protestierte der amerikanische Minister Cass in Paris anläßlich des britischen Vorschlages eines Fünfmächteabkommens, betreffend ein gegenseitiges Durchsuchungsrecht von des Sklaven-

handels verdächtigen Schiffen (1841), gegen Frankreichs Beitritt zu diesem Abkommen. Tatsächlich ist Frankreich damals diesem Abkommen ferngeblieben.

Immerhin gab es auch in der Union eine im Wachsen begriffene Abolitionsbewegung. Auf dem Gebiete der Union selbst steigerten sich schließlich die Gegensätze zwischen dem Norden, der eine landwirtschaftlich-industrielle Wirtschaft auf der Basis freier Arbeit errichtet hatte, gegenüber dem Süden und dessen Randstaaten bis zum Ausbruch eines Bürgerkrieges, dem sogenannten Sezessionskrieg.

Der Sezessionskrieg bringt das ganze Problem der britisch-amerikanischen Beziehungen wenigstens zu einem vorläufigen Austrag.

Eigentlich hätte das machtpolitische Interesse Großbritannien gebieten müssen, in den Krieg miteinzutreten. Bestand nicht alle Aussicht, daß ein Eingreifen Dritter mit Leichtigkeit wenigstens eines erreicht hätte: die Spaltung der Union, das Kriegsziel der Konföderation der Südstaaten? England konnte ein solcher Kriegsausgang nicht unerwünscht sein: er hätte die Macht der Union gebrochen. Daß Englands Interessen auf der Seite der Südstaaten waren, dafür sprachen die wirtschaftlichen Bande, die die englische Baumwollindustrie mit dem Süden verband, nachdem die britische Baumwollpolitik in Amerika gescheitert war. Im Namen von und im Vertrauen auf King Cotton hatte der Süden den Krieg gewagt, wie sollte nicht schon der augenblickliche Bedarf an Rohstoff Großbritannien zur Brechung der durch den Norden verhängten Blockade und zur aktiven Unterstützung des Südens veranlaßt haben? War nicht der Norden auf wirtschaftlichen Protektionismus eingeschworen, und war nicht der Süden der Vorkämpfer für freien Handel?

Trotzdem ist Großbritannien neutral und dem Konflikte ferngeblieben. Hier erleben wir den Triumph der von uns verfolgten, von den Abolitionisten dem Reiche eingeprägten Politik. Großbritannien — die Vormacht im Kampfe gegen Sklavenhandel und Sklaverei — konnte nicht gegen die amerikanischen Nordstaaten eingreifen, deren Kampf zum großen Teil der Emanzipation der Sklaven galt. Das englische Volk, vor allem die mittleren und unteren Stände, waren sich wohl bewußt, daß die Sklaverei in

diesem Kriege auf dem Spiele stand. Wohl gab es in den führenden Schichten Englands viele (ein Gladstone gehörte zu ihnen), deren Sympathien dem Süden galten; aber die liberal-radikalen Führer (an ihrer Spitze Bright) verstanden es, dem englischen Volk den Sezessionskrieg als einen Krieg der Demokratie gegen ihre Feinde hinzustellen und damit das Schicksal der englischen Demokratie in die gleiche Waagschale wie das Los der amerikanischen Sklaven zu werfen.

Es ist kein Zufall, daß am gleichen Tage, an welchem in London die Nachricht von der endgültigen Niederlage der Südstaaten eintraf — am 8. Mai 1865 — die erste ausgiebige Debatte über eine Erweiterung des englischen aktiven und passiven Wahlrechtes zum Parlament stattfand[20]), die Einleitung zum Erlaß der zweiten großen englischen Wahlakte (die man im Gegensatz zur ersten überhaupt erst als eine wirklich demokratische Maßnahme bezeichnen kann).

Der amerikanische Staatssekretär Seward hatte gleich zu Anfang des Krieges 1861 mit Großbritannien einen Vertrag betreffend das Durchsuchungsrecht von Sklavenschiffen abgeschlossen. Er konnte in einem Schreiben an den amerikanischen Botschafter in London die Bemerkung nicht unterdrücken: „Had such a treaty been made in 1808, there would now have been no sedition here.“ [21])

Wir haben gesehen, wie Großbritanniens Eintreten für den Kampf gegen Sklavenhandel und Sklaverei das britische Reich erst in den stärksten Gegensatz zur Union hineintrieb; aber im Moment des schwersten Ringens es von einem Eingreifen gegen diesen mächtigsten Gegner abgehalten hat. Es ist damit direkt am Siege des Nordens beteiligt. Dieser Sieg hat es mit sich gebracht, daß Großbritannien eine selbständige Amerikapolitik aufgeben mußte und die Union als einen ebenbürtigen Partner in der Weltpolitik anerkannte.

Anderseits kam eine Weiterbildung des britischen Staatsrechtes im Sinne einer mehr demokratischen Verfassung zustande — also eine Anwendung des auch im Prinzip der Sklavenemanzi-

---

[20]) E. D. Adams, Great Britain and the Civil War. London 1925. vol. II, p. 274.

[21]) Du Bois, p. 150.

pation enthaltenen Gleichheitsgedankens auf die innere Politik Großbritanniens. So hat Britanniens Eintreten für die Kolonialsklaven am Ende die Umformung der Rechtsverhältnisse im Mutterlande selbst bewirkt.

Schließlich trieb die unermüdliche Verwendung für eine Verfolgung des Sklavenhandels zur See Großbritannien zur Anwendung von Rechtsgrundsätzen, die es vorher nicht anerkannt hatte. Damit hat es an der Ausgestaltung eines allgemeinen Völkerrechtes zur See aktiv mitgearbeitet.

Wenn die Briten die Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei als ihr Verdienst in Anspruch nehmen und als einen Titel zu Ruhm und Ehre betrachten, so mag das in unsern Ohren wie eine Anmaßung klingen. In diesem Anspruch aber zeigt sich der imperiale Geist eines Volkes, das sich zur Weltherrschaft deshalb für berechtigt hält, weil es glaubt, eine Weltmission zu erfüllen.

LITERATURBERICHT

GESCHICHTE DER MATHEMATIK UND DER NATURWISSENSCHAFTEN

Der letzte Bericht über die Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften[1]) schloß mit dem Wunsche, daß für Studien auf diesen Gebieten eine deutsche Hauptstelle geschaffen werde. Trotz der Ungunst der Zeit wurde im Jahre 1927 durch den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Prof. Dr. C. H. Becker ein Forschungsinstitut für Geschichte der Naturwissenschaften in Berlin gegründet.[2]) Seit April 1930 wird es nur noch als eine Abteilung des größeren Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften weitergeführt.[3]) Aus dem Wagemut der Behörden, in schwerer Zeit eine wissenschaftliche Arbeitsstätte ins Leben zu rufen und zu erhalten, die nicht unmittelbar gewinnbringend für das tägliche Leben erscheint, kann man den erfreulichen Schluß ziehen, daß die geistigen Kräfte des deutschen Volkes noch gesund sind und daß allmählich die Geschichte der exakten Wissenschaften als wesentlicher Teil der Kulturgeschichte mehr anerkannt und gepflegt wird als bisher. Zum gleichen Schluß führt die Tatsache, daß es gelungen ist, den Studienbau des Deutschen Museums in München fertigzustellen. Ein gutes Zeichen ist es auch, daß der Internationale Kongreß für Geschichte der exakten Wissenschaften und der Technik, der Ende Juni 1931 in London stattfand, als nächsten Ort der Zusammenkunft für das Jahr 1934 Berlin gewählt hat. Die Vorträge und Ansprachen des Londoner Kongresses, die mit Besuchen in Cambridge und Oxford abwechselten, behandelten drei Hauptthemen: 1. die Geschichte der Naturwissenschaften als wesentlichen Bestandteil

---

[1]) Vgl. dieses Archiv XVI, 373—384.

[2]) Über den Arbeitsbereich und die Tätigkeit dieses Instituts unterrichten drei Jahresberichte: I. (Berlin, J. Springer 1928) mit einer wissenschaftlichen Beilage „Über die Aufgaben eines Forschungsinstituts für Geschichte der Naturwissenschaften", II. (Berlin, J. Springer 1929) mit einer wissenschaftlichen Beilage „Aufgaben der Chemiegeschichte", III. (Berlin, J. Springer 1930) mit einer wissenschaftlichen Beilage „Der Zusammenbruch der Dschābir-Legende. Die bisherigen Versuche, das Dschābir-Problem zu lösen. Dschābir ibn Hajjān und die Isma'īlijja".

[3]) Vgl. Dieses Archiv XXI, 240.

des allgemeinen geschichtlichen Studiums, 2. die Wechselbeziehungen der physikalischen und biologischen Wissenschaften in der Vergangenheit und in der Gegenwart, 3. die gegenseitige Abhängigkeit der reinen und der angewandten Wissenschaften.

Die Geschichte der Mathematik, die schon verhältnismäßig lange Zeit eifrig gepflegt wird, hat im Jahre 1929 eine neue Zeitschrift erhalten, die „Quellen und Studien zur Geschichte der Mathematik".[4]) Ihre Herausgeber gehören verschiedenen Wissenschaftsgebieten an: Neugebauer ist Orientalist und Mathematiker, Stenzel Altphilologe und Toeplitz Mathematiker. Sie haben seit Jahren im hingebendsten wissenschaftlichen Verkehr ihre Kenntnisse und Gedanken ausgetauscht. Unter solchen Umständen ist für ihre Zeitschrift Einseitigkeit ausgeschlossen. Man findet in ihr geschichtsphilosophische Erkenntnis als heilsames Gegenmittel gegen allzu einseitige Fachgelehrsamkeit.

Das „Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik" (Leipzig, F. C. W. Vogel) wurde im Jahre 1927 durch Jul. Schuster zu neuem Leben erweckt. Leider ist es der zunehmenden wirtschaftlichen Not bereits nach vier Jahren wieder zum Opfer gefallen. Als seine Fortsetzung gibt das Berliner Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften seit 1931 in unregelmäßigen Abständen „Quellen und Studien zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin" heraus.[5]) Als erster Band erschien die „Turba Philosophorum", von der unter dem Abschnitt Chemie zu sprechen ist.

Joh. Tropfke hat für seine „Geschichte der Elementarmathematik in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der Fachwörter", die jetzt in dritter Auflage erscheint[6]), sich der Mitarbeit ausgezeichneter Mathematik-Historiker erfreuen können, insbesondere des allzu früh verstorbenen, unerschöpflich kenntnisreichen und gewissenhaften Heinrich Wieleitner (gest. 27. Dez. 1931). Die Zuverlässigkeit des Werkes, das weniger für ein zusammenhängendes Lesen als zum Nachschlagen bei Einzelfragen bestimmt ist, wurde durch die hingebende und entsagende Freundestreue aufs höchste gesteigert. In jedem Einzelabschnitt des Werkes, das mit eingehenden Quellennachweisen reich versehen ist, kann die Entwicklung der verschiedenen Zweige und Probleme der Mathematik von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart verfolgt werden. — Im Gegensatz zu Tropfke hat D. E. Smith

---

[4]) Quellen und Studien zur Geschichte der Mathematik. Abt. A: Quellen. Abt. B: Studien. Herausgegeben von O. Neugebauer, J. Stenzel, O. Toeplitz. Berlin, J. Springer.

[5]) Redigiert von P. Diepgen und J. Ruska. Berlin, J. Springer.

[6]) Erster Band: Rechnen. VII u. 292 S. 3. Aufl. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter 1930. Vgl. dieses Archiv XVI, 374f.

in seiner „History of Mathematics“[7]) die Persönlichkeiten und die Völker mit ihren Kulturkreisen mehr in den Vordergrund treten lassen. Seine beiden Bände hat er durch zahlreiche Bilder und Faksimiles geschmückt. — J. L. Heiberg lieferte eine gelehrte „Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften im Altertum“.[8]) Mit vielen Belegstellen wird hier in gedrängter Kürze über Mathematik, Astronomie, Astrologie, Alchemie, Mechanik, Optik, Musik, Geographie, Zoologie, Botanik, Mineralogie und Medizin berichtet. — Sir Thomas Heath hat aus seiner großen zweibändigen „History of Greek Mathematics“[9]) einen handlichen Auszug[10]) erscheinen lassen und diesen anhangsweise durch die inzwischen bekannt gewordenen Tatsachen der ägyptischen und babylonischen Mathematik ergänzt. — C. A. Bjerknes hat „Niels Henrik Abel“[11]) mit seinem allzu kurzen Leben und seiner genialen Arbeit den Lesern menschlich nahe gebracht. — Arthur Czwallina hat „Die Kegelschnitte des Apollonios“[12]), soweit sie griechisch erhalten sind, übersetzt und jedes der vier Bücher am Schlusse mit einigen knappen Anmerkungen versehen. — Gestützt auf praktische Erfahrung und auf zahlreiche Werke der Völkerkunde und der Sprachwissenschaft hat E. Fettweis „Das Rechnen der Naturvölker“[13]) in einer gründlichen Arbeit kulturgeschichtlich und psychologisch untersucht. Die meisten Naturvölker rechnen ausschließlich mit Anschauungsmitteln, deren häufigste die Finger und die Zehen sind. Das Fingerrechnen spielt bei den niederen Stufen die wichtigste Rolle. Wie bei den Kindern ist in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Rechnens nicht die Eins das erste sinnvoll angewandte Zahlwort, denn *1* als Zahl kann nur im Gegensatz zu einer Mehrheit erkannt werden. Beim Rechnen

---

[7]) D. E. Smith, History of Mathematics. Vol. I. General Survey of the History of Elementary Mathematics. Vol. II. Spezial Topics of Elementary Mathematics. Boston, Ginn & Co. 1923 u. 1925.

[8]) Handbuch der Altertumswissenschaften. 5. Bd. 1. Abt., 2. Hälfte. (VIII u. 121 S.) München, C. H. Beck 1925. [9]) Vgl. dieses Archiv XVI, 375.

[10]) Thomas L. Heath, A Manual of Greek Mathematics. Oxford, Clarendon Press, Amen House E. C. 4 1931. (XVI u. 552 S.).

[11]) C. A. Bjerknes, Niels Henrik Abel. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Arbeit. Umgearbeitete u. gekürzte Ausg. von V. Bjerknes. Deutsch von Else Wegener-Köppen. (VI u. 136 S.) Berlin, J. Springer 1930. — V. Bjerknes hat auch seinem Vater ein literarisches Denkmal gesetzt: C. A. Bjerknes, Sein Leben und seine Arbeit. Berlin 1933, J. Springer [V u. 218 S.].

[12]) Die Kegelschnitte des Apollonios. Übersetzt von Arthur Czwallina. 220 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg 1926. — Ausgezeichnete „Apollonius-Studien“ hat O. Neugebauer in den Quellen u. Studien zur Gesch. d. Math. veröffentlicht: Abt. B, 2, 215—254 (1932).

[13]) E. Fettweis, Das Rechnen der Naturvölker. IV u. 96 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1927.

der Naturvölker wird fast immer nur gezählt und addiert, es werden Einheiten aneinandergefügt, die Einheiten werden zu Gruppen vereinigt und diese zu größeren Gruppen zusammengefaßt. Nur selten kommen andere Rechenarten vor. Auf niedriger Rechenstufe stehende Völker kennen Zahlworte nur eng verbunden mit Dingen, aber noch nicht als abstrakte Größen. Jeder Fortschritt der Rechenkunst ist zwar mit dem praktischen Leben eng verbunden gewesen, aber jede Höherentwicklung ist in der Richtung auf den abstrakten Zahlbegriff verlaufen. — Florian Cajori[14]) hat eine Geschichte der mathematischen Zeichen geschrieben, die er einzeln von ihrem ersten Auftreten an mit allen Abarten bis zu ihrem Verschwinden oder bleibenden Gebrauch verfolgt. — Die Mathematik der Ägypter ist in den letzten Jahren eingehend untersucht worden. Als Unterlagen dienten hauptsächlich der Papyrus Rhind aus der Zeit um 1800 v. Chr.[15]), eine mathematische Lederrolle des Britischen Museums und ein mathematischer Papyrus des Staatlichen Museums der Schönen Künste in Moskau. Vom Papyrus Rhind liegt jetzt eine ganz exakte Ausgabe vor[16]), die alle Teile photographisch wiedergibt. Sie enthält neben einer wörtlichen Übersetzung eine freie Übertragung, einen ausführlichen Kommentar und eine vollständige Bibliographie. Von der Londoner Lederrolle glaubte man bisher, sie könne vielleicht die Urschrift für den Papyrus Rhind sein; diese Annahme erwies sich als falsch, nachdem es gelungen war, die Rolle mit chemischen Mitteln aufzuwickeln.[17]) Der Moskauer Mathematische Papyrus ist von Struve herausgegeben worden.[18]) Gerade diese letzte Quellenschrift, die als ein Schülerübungsheft mit Lehrervermerken („richtig gefunden") angesehen wird, scheint durch die richtig gelösten Aufgaben über den Inhalt eines quadratischen Pyramidenstumpfes

[14]) Florian Cajori, A History of Mathematical Notations. Vol. I: Notations in Elementary Mathematics. (XVI u. 451 S.) Vol. II: Notations mainly in Higher Mathematics. (XVIII u. 367 S.) Chicago, The Open Court Publishing Company 1928 u. 1929. [15]) Vgl. dieses Archiv XVI, 376.

[16]) The Rhind Mathematical Papyrus. Vol. I: Free Translation and Commentary by A. B. Chace, with the assistance of H. P. Manning. Bibliography of Egyptian Mathematics by R. C. Archibald. (X u. 210 S.) Vol. II: Photographs, Transcription, Transliteration, Literal Transliteration by A. B. Chace, L. Bull, H. P. Manning. Bibliography of Egyptian and Babylonian Mathematics (Supplement) by R. C. Archibald. The Mathematical Leather Roll in the British Museum by St. R. K. Glanville. (XVI u. 288 S.) Oberlin (Ohio), Math. Assoc. of America 1927 u. 1929.

[17]) St. R. K. Glanville, The Mathematical Leather Roll in the British Museum. Journ of Egypt. Arch. 13 (1927), 232—239. — Vgl. auch Anm. 16.

[18]) Mathematischer Papyrus des Staatlichen Museums der Schönen Künste in Moskau. Herausgegeben und kommentiert von W. W. Struve. Quellen u. Studien zur Geschichte der Mathematik. Abt. A, Quellen, Bd. 1.

und über die Oberfläche einer Halbkugel die Annahme zu stützen, daß die Ägypter schon eine Art mathematischer Wissenschaft und nicht bloß rein praktische Rechenfertigkeit besessen haben. Immerhin gehen die Urteile der Fachgelehrten in dieser grundsätzlichen Frage noch weit auseinander. Nach Neugebauer[19]) weist in der bisher bekannt gewordenen Mathematik der Ägypter nichts auf das Streben hin, objektive, vom Subjekt unabhängige Beweise zu finden. In solchem Streben sieht Neugebauer das eigentliche Merkmal der Wissenschaft; die Proben auf die Richtigkeit einer Rechnung kann er nicht als Beweise gelten lassen. Peet, der Bearbeiter der zweiten Ausgabe des Papyrus Rhind, bestreitet übrigens, daß Struve die Aufgabe Nr. 10 des Moskauer Papyrus richtig übersetzt hat: was Struve als Halbkugeloberfläche deutet, könne ebensogut auf einen Halbkreis oder einen Halbzylinder bezogen werden.[20]) Auch Peet streitet der ägyptischen Mathematik jeden wissenschaftlichen Charakter ab. — Eine gute Übersicht über den Stand dieser Fragen bietet Kurt Vogel in seinem Aufsatz „Neue Quellen und Forschungen zur Geschichte der vorgriechischen Mathematik".[21]) Der sehr reichhaltige Quellennachweis ermöglicht jedem, die Einzelheiten nachzuprüfen. Der Streit um die Wissenschaftlichkeit des ägyptischen Denkens ist wohl nur ein Spiel mit Worten. Herodot erzählt: „Die Ägypter hätten zuerst von allen Völkern das Jahr erfunden und es in seine zwölf Zeiten geteilt, und sie sagten, das hätten sie aus den Sternen abgenommen."[22]) Die Glaubwürdigkeit der Angaben des Vaters der Geschichte ist so oft durch Funde der Archäologen bewiesen worden, daß kein Grund vorliegt, an der Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit der Ägypter zu zweifeln, als sie in unbekannter Frühzeit ihren eigenartigen Kalender schufen, der bis in die christliche Zeit hinein im Gebrauch blieb.

Für die Geschichte der Astronomie fehlte schon lange ein größeres Werk. E. Zinner hat auf Grund eingehender Quellenstudien eine vorzügliche „Geschichte der Sternkunde"[23]) geschrieben, die nach Völkern gegliedert ist. Sie berichtet mit großer

---

[19]) O. Neugebauer, Die Grundlagen der ägyptischen Bruchrechnung (VI u. 46 S. mit 6 Tafeln). Berlin, J. Springer 1926. O. Neugebauer, Die Grundlagen der ägyptischen Arithmetik. Arch. f. Gesch. d. Math., d. Naturw. u. d. Techn. *13* (1930), 92—99. O. Neugebauer, Arithmetik und Rechentechnik der Ägypter. Quellen u. Studien zur Geschichte der Mathematik. Abt. B, Studien, Bd. 1. Berlin, J. Springer 1930.

[20]) T. Eric Peet, A Problem in Egyptian Geometry. Journ. of Egypt. Arch. **17** (1931), 100—106.

[21]) Ztschr. f. d. math. u. nat. Unt. aller Schulgattungen **62** (1931), 289—295. [22]) Herodot **2**, 4.

[23]) Ernst Zinner, Die Geschichte der Sternkunde. Von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. (XI u. 673 S.) Berlin, J. Springer 1931.

Gewissenhaftigkeit über das Entstehen der Erkenntnisse von Raum und Zeit, über Sternglauben und Sterndeuterei, über Fachgelehrte und Unterricht, über Sternwarten und astronomische Geräte. Der hohe Wert des Buches wird etwas gemindert durch das eigenartige Vermengen echter, tiefer Gelehrsamkeit mit schrullenhaften Rasseurteilen und durch eine übertrieben deutschtümelnde Sprache und dadurch zuweilen unverständliche Fachausdrücke. — In seinem Aufsatz „Die Kepler-Bildnisse" hat E. Zinner alle bekannten Kepler-Bildnisse zusammengestellt und untersucht. Dieser Aufsatz ist ein Beitrag zu der großen Festschrift, die aus Anlaß der 300. Wiederkehr des Todestages von Johannes Kepler (15. Nov. 1630)[24]) erschien. Sie bietet ein deutliches Bild von dem Lebenswerk des Begründers der Himmelsmechanik. — Keplers Hauptwerk, die „Astronomia nova" von 1609, in dem die beiden ersten Keplerschen Gesetze aufgestellt sind, wurde durch Max Caspar[25]) übersetzt, eingeleitet und durch biographische und mathematische Anmerkungen erläutert. Verzeichnisse der wichtigsten Fachausdrücke und des einschlägigen Schrifttums erhöhen die Brauchbarkeit der Übersetzerarbeit. Außerdem hat Caspar die Planetentheorien vor Kepler und die Entstehungsgeschichte der Astronomia nova geschildert. — Caspar hat auch, zusammen mit v. Dyck, uns den Menschen Kepler mit seinem Fühlen und Denken, seinen Nöten und Sorgen, durch eine Ausgabe seiner Briefe[26]) nahegebracht. Die Briefe sind zeitlich geordnet und durch Antwortschreiben der Empfänger und Vorreden aus Keplers Werken ergänzt, so daß ein Bild der Persönlichkeit und ihrer Lebensarbeit entsteht, das in gleicher Vollständigkeit und Lebhaftigkeit aus anderen Quellen als Briefen nicht gewonnen werden kann, weil in jenen Tagen wissenschaftliche Zeitschriften für den Gedankenaustausch der Gelehrten noch nicht vorhanden waren. Das hier gewonnene farbenprächtige Gemälde wirkt überaus lebendig, weil wir auf Schritt und Tritt die überwältigende Persönlichkeit des glaubensstarken Protestanten begleiten, den die engstirnige, eifernde Geistlichkeit seines eigenen Bekenntnisses vom Abendmahl ausschloß, der unter den Schrecknissen seiner Zeit von Ort zu Ort gehetzt wurde und der trotzdem die innere Ruhe für seine Wissenschaft fand. — Pierre Brunet[27]) hat dem Erneuerer der Preußi-

[24]) Johannes Kepler, der kaiserliche Mathematiker. Zur Erinnerung an seinen Todestag vor 300 Jahren. Herausgegeben von Karl Stöckl. Kepler-Festschrift. I. Teil. Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Regensburg. 19. Heft für die Jahre 1928/90. (355 S.), Regensburg, Heinr. Schiele 1930.

[25]) Johannes Kepler, Neue Astronomie. Übersetzt und eingeleitet von Max Caspar. (66 u. 416 S.) München u. Berlin, R. Oldenbourg 1929.

[26]) Johannes Kepler in seinen Briefen. Herausgegeben von M. Caspar u. W. v. Dyck. 2 Bde. (424 u. 364 S.) München u. Berlin, R. Oldenbourg 1930.

[27]) Pierre Brunet, Maupertuis. Vol. I: Étude biographique. (VI u.

schen Akademie der Wissenschaften, dem Mathematiker, Astronomen, Physiker, Geodäten und Philosophen Maupertuis, eine gründliche und ausführliche Studie gewidmet. Der Tatkraft Maupertuis' gelang es, durch eine Gradmessung in Lappland (1736) die wichtige Frage zu entscheiden, ob die Erde an den Polen verlängert oder, wie Newton und Huygens behauptet hatten, abgeplattet ist. — Ein Meisterstück geschichtlicher Einzelarbeit ist „Die Theorie der Sonnenuhren" von Josef Drecker.[28]) Von den Kugeluhren, Vertikaluhren und tragbaren Sonnenuhren des Altertums bis zu den Sonnenuhren mit homogenen Stunden und der Bifilarsonnenuhr unserer Zeit ist alles anschaulich und lehrreich dargestellt. — In einfacher, aber durchaus sachkundiger Weise behandelte M. Engelmann das Thema „Zeitmessung und Uhren im Spiegel der Geschichte"[29]) durch einen Lichtbildervortrag, der vom Zentralverband Deutscher Uhrmacher für äußerst billigen Preis als Buch allgemein zugänglich gemacht wurde. — J. Drecker hat den spröden Stoff der „Zeitmessung und Sterndeutung in geschichtlicher Darstellung"[30]) nochmals durchgearbeitet und in Chronologie, Horologie und Astrologie gegliedert, dabei jedoch die neuen Aufgaben der Zeitdefinition und Zeitbestimmung nicht berührt. Die Astrologie hat er zu entwirren versucht. Sein Nachweis der Unbestimmtheit und Willkürlichkeit aller Horoskope wird auf die unentwegt Gläubigen trotzdem keinen Eindruck machen, denn die Menschen wollen betrogen sein.

„Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt."[31]) Wer für die Wahrheit des Goethewortes einen Beweis sucht, der braucht nur einen Blick in die Anzeigen unserer Tagesblätter zu werfen und die Überfülle astrologischer und mystischer Bücher zu betrachten, die täglich neu auf den Markt geworfen werden. Auch dem Berichterstatter sind etliche dieser Machwerke auf den Schreibtisch geflogen; sie haben ihm nicht den mindesten Gewinn, sondern nur

---

200 S.) Vol. II: L'Œuvre et sa place dans la pensée scientifique et philosophique du XVIIIe siècle. (VIII u. 490 S.) Paris, Librairie scientifique Albert Blanchard, Place de la Sorbonne, 1929.

[28]) Josef Drecker, Die Theorie der Sonnenuhren. (112 S.) Berlin, W. de Gruyter & Co. 1925.

[29]) M. Engelmann, Zeitmessung und Uhren im Spiegel der Geschichte. (III u. 71 S.) Halle a. d. S., Mühlweg 19, 1925.

[30]) J. Drecker, Zeitmessung und Sterndeutung. (188 S.) Sammlung von Grundzügen und Grundlagen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften, Bd. 8. Berlin, Gebr. Borntraeger 1925.

[31]) Goethe, Maximen und Reflexionen. Aus den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" (1829).

Zeitverlust gebracht, sie hier zu nennen, würde zuviel Ehre für sie sein. In unseren Tagen hat die Astrologie für vernünftige Menschen keinen Platz mehr, aber sie war in den Kulturen früherer Zeiten ein so wesentlicher Bestandteil, daß viele Rätselfragen ohne Rücksicht auf das seltsame Gemisch aus Wissenschaft und Religion, ohne Rücksicht auf die Astrologie, überhaupt nicht gelöst werden können. Wir hängen noch durch ungezählte Fäden mit ihr zusammen: in der Zahl der Wochentage lebt die heilige 7, und in den Tagesnamen spiegelt sich der alte Glaube an die Herrschaft der Planeten. Aus einem kulturhistorischen Bedürfnis heraus war das wunderbar aufschlußreiche Buch von Boll und Bezold entstanden, das jetzt in vierter Auflage[32]) vorliegt. Es macht den Leser mit dem seelischen Leben der Vergangenheit bekannt und bietet eine kritische Geschichte des astrologischen Dogmas. Den fortlaufenden Text der verstorbenen Verfasser hat der Bearbeiter fast unverändert gelassen, aber die Anmerkungen, Zusätze, Hinweise und den Bildschmuck ganz beträchtlich vermehrt. — Eine noch schwierigere und umfangreichere Aufgabe hat Julius von Negelein[33]) mit seiner „Weltgeschichte des Aberglaubens" in Angriff genommen, deren erster Band erschienen ist. Was v. Negelein über Indien sagt: „Wer seinen Aberglauben erschließt, beschreibt das menschliche Seelenleben von der Zeit an, da der Anthropoide zugleich mit dem Erwerb des menschlichen Ganges den Sinn des Gesichtes walten zu lassen begann, bis zu der Ära, die durch die Gebote der Liebe und Wahrheit jeden Aberglauben aufhob", das wird durch den Inhalt seines Buches vollauf bestätigt. Der Leser gewinnt Einsicht in die Herrschaft, die unausrottbarer Aberglaube bis zu den jüngsten Zeiten ausgeübt hat, er bekommt zugleich einen Einblick in die Zusammenhänge der verschiedenen Kulturen. Der vorliegende Band behandelt den Aberglauben der Primitiven (die Gefühlseinstellung, den Brauch und die Ethik) und den indischen Aberglauben (die Idee, das abergläubische Handeln und die Ethik). — Die Neuauflage von Troels-Lund „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten"[34]) arbeitet in drei Hauptabschnitten (Entstehung der Bestandteile der Welt-

[32]) Boll-Bezold, Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. 4. Aufl. Herausgegeben von W. Gundel. (XIV u. 230 S.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1931. Vgl. dieses Archiv XVI, 378.

[33]) J. v. Negelein, Weltgeschichte des Aberglaubens. Bd. 1: Die Idee des Aberglaubens, sein Wachsen und Werden. (X u. 373 S.) Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1931. Der zweite Band soll „Haupttypen des Aberglaubens" behandeln. Leider ist aber J. v. Negelein kürzlich gestorben.

[34]) Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von L. Bloch. 5. Aufl. (V u. 276 S.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1929. Vgl. dieses Archiv XVI, 378.

anschauung des 16. Jahrh., Mischung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrh., Auflösung und Neubildung in der Neuzeit) das Weltbild der verschiedenen Völker und Zeiten klar heraus. Das Buch führt von der Mystik zur exakt-naturwissenschaftlichen Weltanschauung.

Mit seinem „Weltbild der Physik“[35]) gibt A. S. Eddington mehr, als der Titel seines Buches verspricht. Es ist ein weltumspannendes, geistvolles Werk eines Gelehrten, Philosophen und Künstlers, das man lesen und studieren muß, über dessen Inhalt man aber nicht mit wenigen Zeilen berichten kann. Sein Wesen und Wert wird vielleicht am besten durch einige Sätze gekennzeichnet, die schlaglichtartig uralte und ewig neue Probleme beleuchten: „Eine der größten Veränderungen, von denen die Physik seit dem 19. Jahrh. bis zum heutigen Tage betroffen wurde, ist die Änderung unseres Ideals einer wissenschaftlichen Erklärung. . . . Heute erwarten wir nicht mehr vom Ingenieur den Aufbau der Welt, vielmehr wenden wir uns an den Mathematiker, er möge ihn mit seinen Hilfsmitteln errichten.“ „Wahrscheinlich wäre es gescheiter, über der Eingangspforte zur Neuen Quantentheorie ein Schild anzunageln mit der Aufschrift: ‚Bauliche Veränderungen im Gange! — Unbefugten ist der Eintritt streng verboten!‘ und außerdem noch dem Türhüter eine besondere Anweisung zu geben, neugierige Philosophen auf keinen Fall einzulassen.“ „Das Prinzip der Unbestimmtheit“ (Heisenberg) „bezieht sich auf die letzten Grundlagen unserer Wissenschaft. Es führt uns wieder vor Augen, daß die Welt der Physik eine Welt ist, die wir von innen betrachten, die wir mit Apparaten erforschen, welche selber Teil dieser Welt sind und ihren Gesetzen unterliegen. Wie die Welt sich darstellen würde, wenn sie auf irgendeine außernatürliche Weise mit Hilfsmitteln, die nicht von ihr selbst geliefert sind, erforscht würde, das zu wissen behaupten wir nicht.“ „Die Zukunft ist eine Verknüpfung von kausalen Einflüssen der Vergangenheit mit unvoraussagbaren Elementen — unvoraussagbar nicht nur, weil es praktisch unmöglich ist, die zu einer präzisen Voraussage nötigen Daten zu erlangen, sondern weil keine mit unserer Erfahrung kausal verbundenen Daten existieren.“ — Nicht minder fesselnd als Eddington behandelt Hans Reichenbach dasselbe Thema.[36]) Charakteristisch ist der Schluß des 18. Kapitels: „Freilich glauben wir

[35]) A. S. Eddington, Das Weltbild der Physik und ein Versuch seiner philosophischen Deutung. (The nature of the physical world.) Aus dem Englischen übersetzt von Marie Freifrau Rausch v. Traubenberg und H. Diesselhorst. (VIII u. 356 S.) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1931.

[36]) Hans Reichenbach, Atom und Kosmos. Das physikalische Weltbild der Gegenwart. (323 S.) Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft (ohne Jahreszahl; ausgegeben 1930).

nicht, daß durch Festhalten überlieferter philosophischer Denkmethoden hier noch Resultate zu gewinnen sind; die durch die strengen Fragestellungen exakter Wissenschaft verschärften Probleme erfordern auch wesenhaft neue Methoden philosophischer Forschung. Diesen Weg wird deshalb nur eine Philosophie gehen können, welche sich nicht mehr auf die Auseinandersetzung mit traditionellen philosophischen Systemen gründet, sondern ihre eigenen, durch die sachlichen Probleme bestimmten Wege sucht; eine neue Naturphilosophie, welche im engsten Zusammenhang mit moderner Naturforschung und naturwissenschaftlicher Begriffsbildung das Erkenntnisproblem von Grund auf neu durchdenkt." — Wie notwendig das Besinnen auf die gegenseitige Abhängigkeit der Philosophie und Naturwissenschaft ist, lehrt Erich Adickes mit seiner überaus sorgfältigen, mühsamen, alles Erfaßbare übersichtlich zusammenordnenden Arbeit über „Kant als Naturforscher"[37]), der als solcher überschwänglich gerühmt, zuweilen jedoch auch geschmäht worden ist. Adickes zeigt aus den Werken und ungedruckten Handschriften, daß Kant kein naturwissenschaftlicher, sondern ein abstrakter Denker war. „Die Art, wie Kant sich mit der Naturwissenschaft beschäftigte, hätte, wenn sie allgemein geworden wäre, dieser niemals zu einer organischen Weiterentwicklung, geschweige denn zu einer Blüte verholfen." Kants naturwissenschaftlich wertvollen und erfolgreichen Gedanken betreffen die Grenzgebiete zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, auf denen er als Erkenntnistheoretiker und Metaphysiker sprach, vor allem in seiner dynamischen Theorie der Materie, in seinen Untersuchungen über das Wesen des Raumes und über die Grundlagen der Mathematik. Die Gedanken Kants sind das Ergebnis einer genialen Zusammenschau und einer glücklichen Intuition. — Unter der Flagge „Raum und Kraft" hat E. Wildhagen[38]) eine Auswahl aus den gemeinverständlichen Vorträgen und Aufsätzen von H. Helmholtz und H. Hertz zusammengestellt; ergänzend ist die berühmte, kurze Abhandlung von Jul. Rob. Mayer „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" hinzugefügt. Als Grundgedanken für die geschickt getroffene Auswahl hätte der Herausgeber die Worte von Helmholtz anführen können, „daß nicht sowohl Kenntnis der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen an sich dasjenige ist, was die verständigsten und gebildetsten unter den Laien

[37]) Erich Adickes, Kant als Naturforscher. 2 Bde. (XX u. 378 S.; VIII u. 494 S.) Berlin, W. de Gruyter & Co. 1924 u. 1925.

[38]) Raum und Kraft. Aus der Werkstatt genialer Naturforscher. Eine Auswahl aus den gemeinverständlichen Vorträgen und Aufsätzen von H. Helmholtz und H. Hertz. Eingeleitet und erläutert von Dr. E. Wildhagen. (379 S.) Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft (ohne Jahreszahl; ausgegeben 1931).

suchen, als vielmehr eine Anschauung von der geistigen Tätigkeit des Naturforschers, von der Eigentümlichkeit seines wissenschaftlichen Verfahrens, von den Zielen, denen er zustrebt, von den neuen Aussichten, welche seine Arbeit für die großen Rätselfragen der menschlichen Existenz bietet". Die erläuternden Anmerkungen sind dürftig und durch falsch geschriebene Namen verdächtig. — Während Wildhagen die Bahnbrecher selbst reden läßt, hat Gumprecht „Große Naturforscher"[39]) mit dem Feingefühl eines Seelenarztes analysiert. Er hat Alex. v. Humboldt, Herm. Helmholtz, Rob. Mayer, Charles Darwin und Ernst Haeckel als lebensvolle Persönlichkeiten mit ihren Stärken und Schwächen in untrennbarem Zusammenhang mit ihrem Streben und Arbeiten in höchst anziehender Weise geschildert. — Dagegen fällt das schöne Bilderbuch des berühmten Physikers Lenard[40]) merklich ab. Es ist angenehm zu lesen, aber geschichtlich nicht immer zutreffend; es ist einseitig und voller Fehler. — Friedrich Dannemann hat versucht, aus seinem großen Werk eine kurze Geschichte „Vom Werden der naturwissenschaftlichen Probleme"[41]) herauszuschälen. Das ist nicht ganz einwandfrei gelungen, weil von den letzten, so überaus wichtigen Jahrzehnten kein richtiges Bild erscheint, weil außerdem die „empfehlenswerte Literatur" nicht immer dieses ehrende Beiwort verdient: sie ist veraltet und sehr lückenhaft. Um gegenüber dem hochverdienten Manne nicht kleinlich und gehässig zu erscheinen, verweise ich z. B. darauf hin, daß Volhards grundlegende, zweibändige Liebig-Biographie nicht genannt, dafür aber das dürftige, nichts-sagende Büchlein von Benrath empfohlen ist, daß die noch immer unersetzbare Geschichte der Chemie von H. Kopp, die Geschichte der Physik von E. Hoppe, ebenso die von Gerland gegenüber, der ganz veralteten Poggendorffs verschwiegen werden. — Das Deutsche Museum in München gibt seit 1929 jährlich 6 Hefte „Abhandlungen und Berichte"[42]) in zwangloser Folge heraus, die

[39]) F. Gumprecht, Leben und Gedankenwelt großer Naturforscher. Wissenschaft und Bildung, Bd. 232. (VIII u. 166 S.) Leipzig, Quelle & Meyer 1927.

[40]) Philipp Lenard, Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen. (324 S.) München, J. F. Lehmann 1929. 2. verm. Aufl. (332 S.) Ebd. 1930.

[41]) Friedrich Dannemann, Vom Werden der naturwissenschaftlichen Probleme. Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. (XII u. 376 S.) Leipzig, Wilh. Engelmann 1928. — Wahrhaft beglückend wirken hingegen Max Plancks „Wege zur physikalischen Erkenntnis. Reden und Vorträge." [X u. 280 S.] Leipzig, Hirzel 1933.

[42]) H. 1: W. von Dyck, Wege und Ziele des Deutschen Museums. (30 S.) Berlin NW 7, VDI-Verlag 1929. H. 2: J. Zenneck, Heinrich Hertz. (36 S.) Berlin 1929. H. 3: E. Treptow, Deutsche Meisterwerke bergmännischer Kunst. (48 S.) Berlin 1929. H. 4: L. Erhard, Der Weg des Geistes

in ihrer Gesamtheit ein farbenprächtiges Bild liefern von dem Einfluß der Naturwissenschaften und der Technik auf die europäischen Kulturen, insbesondere auf die deutsche. — Wie sehr die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften für Goethe eine innere Notwendigkeit war, hat er scharf in einem Brief an Herder ausgesprochen, er würde als Gründer einer Schule niemanden in ihr dulden, „der sich nicht irgendein Naturstudium ernstlich und eigentlich gewählt" (Albano, 5. Okt. 1787). Es war deshalb eine innere Notwendigkeit, daß aus festlichem Anlaß die Kaiserliche Leopoldinische Deutsche Akademie der Naturforscher ihrem Mitglied „Arion IV" „viro perillustri et generosissimo Johanni Wolfgango a Goethe" einen Gedenkband[43]) widmete, um aller Welt zu zeigen, „welche große Rolle die Naturbeobachtung und das Denken über natürliche Erscheinungen im Leben des Werdenden wie des Vollendeten spielte". Die einzelnen Beiträge sind bei

---

in der Technik. (30 S.) Berlin 1929. H. 5: O. v. Miller, Technische Museen als Stätten der Volksbelehrung. (27 S.) 1929. H. 6: Erich Stenger, Geschichte der Photographie. (44 S.) Berlin 1929. Jahrg. 1930, H. 1: Wilh. Ostwald, Ritter der Vergangenheit und Schmiede der Zukunft. Als Anhang L. Hartmann, Die provisorische Bibliothek des Deutschen Museums. (31 S.) Berlin 1930. H. 2: W. Exner, Der Ehrensaal des Deutschen Museums. (33 S.) 1930. H. 3: H. Anselm, Die Stubaier Kleineisenindustrie. (20 S.) 1930. H. 4: K. Tanzer, Vom Norischen Eisen zum Steirischen Stahl. (32 S.) 1930. H. 5: H. J. Straube, Chr. P. Wilhelm Beuth. (36 S.) 1930. H. 6: Fr. Moll, Der Schiffbauer in der bildenden Kunst. (27 S.) 1930. Jahrg. 1931, H. 1: J. Zenneck, Werner von Siemens und die Gründung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. (26 S.) 1931. H. 2: H. Kulenkampff, Röntgenstrahlen und die Struktur der Materie. (48 S.) 1931. H. 3: C. Cranz und O. von Eberhard, Die neuzeitliche Entwicklung der Schußwaffen. (52 S.) 1931. H. 4: G. Enderlein, Sächsische Zinnbergwerke. (32 S.) 1931. H. 5: F. Fuchs, Die Entwicklung des Fernsehens. (30 S.) 1931. H. 6: J. Strieder, Die Deutsche Montan- und Metallindustrie im Zeitalter der Fugger. (38 S.) 1931. Jahrg. 1932, H. 1: Emil Cohn, Faraday und Maxwell. (29 S.) 1932. H. 2: Hermann Weinreich, Wort und Werkzeug in den Predigten des Johann Mathesius. (24 S.) 1932. H. 3: Carl von Linde zum 90. Geburtstag. (30 S.) 1932. H. 4: Wilhelm Berdrow, Alfred Krupp. (46 S.) 1932. H. 5: Heinrich Uhlendahl, Bibliotheken gestern und heute. (21 S.) 1932. H. 6: Oskar v. Miller, Erinnerungen an die Internationale Elektrizitäts-Ausstellung im Glaspalast zu München im Jahre 1882. (29 S.) 1932. — Jahrg. 1933. H. 1: Albrecht Bolza, Friedrich König, der Erfinder der Druckmaschine, ein Pionier der deutschen Maschinenindustrie. (30 S.) 1933. H. 2: H. Maurach, Johann Kunckel 1630—1703. (34 S.) 1933. H. 3: Alfred Hildebrandt, Vom Flugahnen zum Höhenflug. (29 S.) 1933.

[43]) Goethe als Seher und Erforscher der Natur. Untersuchungen über Goethes Stellung zu den Problemen der Natur. Herausgegeben im Namen der Kaiserlichen Leopoldinischen Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle von Johannes Walther. (VIII u. 324 S.) Halle a. d. S. 1930.

aller wissenschaftlichen Gründlichkeit mit dichterischem Schwung geschrieben. Mit erläuternden Anmerkungen und Nachweisen ist nicht gekargt. Der Beitrag von Karl Wessely „Welche Wege führen noch heute zu Goethes Farbenlehre?", der vom Standpunkt der modernen Sinnesphysiologie geschrieben ist, warnt bei aller Ehrfurcht vor der Größe des Gefeierten vor einem kritiklosen Verhimmeln: „Die ihm zu Lebzeiten versagte Anerkennung des mit berechtigtem Stolze von ihm als wahr gefühlten tiefen Kerns seiner Farbenlehre ist ihm von seiten der Physiologie längst zuteil geworden. Aber nun besteht die viel größere Gefahr, daß sich modernes Halbwissen nach fast 14 Dezennien auch seiner physikalischen Irrtümer nochmals bemächtigt und ihn mit diesen zum Wegbereiter einer neuen Naturphilosophie erkürt." — Diese Gefahr ist brennend geworden durch das gut gemeinte und begeistert geschriebene Buch des künstlerisch nachfühlenden Martin Gebhardt „Goethe als Physiker".[44]) Er schildert zwar den aussichtslosen Kampf des Genies Goethe mit dem Genie Newton ehrlich und ausführlich, gibt auch zu, daß Goethes voreingenommene und willkürliche Schlüsse „schlechterdings unverständlich sind und mit exakter Naturforschung nichts zu tun haben", hält aber trotzdem beharrlich daran fest, daß Goethe Physiker war, „der uns auch als solcher, manches vorausahnend, noch heute viel zu sagen hat". Gebhardt berauscht sich an Worten und lebhaften Bildern: „Man könnte vieles malen, so greifbar anschaulich tritt uns alles entgegen." Tatsächlich wird jeder Physiker bei den Versuchen, die Goethe beschrieb, stets die Richtigkeit des Beobachteten anerkennen, aber die Schlüsse wird er als physikalisch unmöglich ablehnen.

Edmund Hoppe, dem jüngst verstorbenen, war es noch im hohen Alter vergönnt, seine genaue und umfangreiche Quellenkenntnis in einer „Geschichte der Physik"[45]) für die Mitwelt und Nachwelt nutzbar zu machen. Sein Werk reicht vom Altertum bis in die neueste Zeit, bis 1895. Es ist eine Geschichte physikalischer Probleme, in der die Fäden aufgezeigt werden, die von der klassischen Physik in die moderne hinüberführen. Die geschichtlichen Tatsachen werden nach ihrem Einfluß auf die nachfolgenden Zeiten, insbesondere auf die Forschungen und Theorien der heutigen Zeit gewertet. Ein erweiterter Ausschnitt aus seinem Hauptwerk ist Hoppes „Geschichte der Optik"[46]), während seine

[44]) Martin Gebhardt, Goethe als Physiker. Ein Weg zum unbekannten Goethe. (VIII u. 163 S.) Berlin, G. Grote 1932.

[45]) Edmund Hoppe, Geschichte der Physik. (VIII u. 536 S.) Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn 1926.

[46]) Edmund Hoppe, Geschichte der Optik. (J. J. Webers illustrierte Handbücher.) (VI u. 263 S.) Leipzig, J. J. Weber 1926. — Ein Teilgebiet der Optik behandelt gründlich und ausführlich Friedrich Klemm: Die Geschichte der Emissionstheorie des Lichts. (96 S.) Weimar, Borkmann 1932.

„Geschichte der Physik" im ersten Bande des Handbuches der Physik von H. Geiger und K. Scheel[47]) den Stoff in neuer Anordnung vorträgt. — H. Buckley schrieb eine kurze Geschichte der Physik[48]), die Altertum und Mittelalter mit flüchtigen Strichen skizziert und die Neuzeit bis zur jüngsten Gegenwart behandelt. — Pierre Brunet[49]) hat das langsame Eindringen der Gravitationstheorie Newtons in Frankreich geschildert. Erst 1759 hat die Marquise du Châtelet, die Freundin Voltaires, die Principia mathematica philosophiae naturalis übersetzt. — „Die Geschichte der Atomistik" von Kurd Lasswitz[50]) ist dankenswerterweise neu aufgelegt worden. Der unveränderte Neudruck ist anscheinend photochemisch hergestellt. — In seinem gedankentiefen Buche „Galilei und seine Zeit" verzichtet Leonardo Olschki[51]) darauf, die Einzelheiten der Lebensschicksale des Forschers und Entdeckers aufzuzählen, er setzt sie als bekannt voraus und verweist hierfür auf die Arbeiten Antonio Favaros und Emil Wohlwills.[52]) Olschki will das Lebenswerk Galileis in wissenschaftlicher, philosophischer und literarischer Hinsicht erfassen, und ihm gelingt das dank seiner bewundernswerten Herrschaft über den weitschichtigen Stoff und dank seiner Sprachgewalt. Olschki zeichnet mit klaren, scharfen Strichen die großen geistigen Zusammenhänge, die Galileis Werden und Wirken bestimmten: wie er nach langem Schwanken zwischen überlieferten Anschauungen und den Ergebnissen eigener Beobachtung endlich wagte, die Tatsachen zu einer neuen Deutung der Natur und der Wissenschaft zugrunde zu legen, wie er der eifrigen Gelehrsamkeit die Unterschiede zwischen Wissen und Wissenschaft aufwies und in der Wissenschaft die Grenzen ihrer Aufgaben und ihres Wertes erkannte. „Die humanistische und akademische Beredsamkeit erhielt durch ihn Gedanken, Ton und Fülle, das Pathos der erprobten Gewißheit an Stelle des Schwulstes gelegentlicher Einfälle. Er war das erste Vorbild des moralischen Mutes, der den Schauer

---

[47]) Handbuch der Physik. Herausgegeben von H. Geiger und Karl Scheel. Bd. 1. (Die Geschichte der Physik umfaßt darin 179 S.) Berlin, J. Springer 1926.

[48]) H. Buckley, A short History of Physics. (XII u. 263 S.) London, Methuen & Co. 1927.

[49]) Pierre Brunet, L'Introduction des Théories de Newton en France au XVIIIe siècle. (VIII u. 355 S.) Paris, Place de la Sorbonne, Albert Blanchard, 1931.

[50]) Kurd Lasswitz, Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton. Bd. 1: Die Erneuerung der Korpuskulartheorie. (XII u. 518 S.) Bd. 2: Höhepunkt und Verfall der Korpuskulartheorie des 17. Jahrh. (VIII u. 609 S.) 2. Aufl. Leipzig, Leopold Voß (jetzt Joh. Ambr. Barth) 1926.

[51]) Leonardo Olschki, Galilei und seine Zeit. (VIII u. 479 S.) Halle a. d. S., Max Niemeyer 1927. [52]) Vgl. d. Archiv XVI, 379.

tiefgründiger Geheimnisse überwindet und in der enthüllten Wahrheit den Gegenstand der Anbetung und das Ziel endlosen Strebens erkannte.“ Von Kopernikus unterschied ihn der machtvolle Wille, mit dem er die neue Lehre „zum geistigen Besitz der Gesamtheit machen wollte. So wurde sein öffentliches Auftreten für sie zum Schicksal der Menschheit. Das Werkzeug dieses Schicksals war die lebendige und allgemeinverständliche Sprache, die Galilei als erster der Forscher und Denker im Bewußtsein ihrer revolutionären Macht als Vehikel seiner Erkenntnisse und Meinungen verwandte“. Der Verkünder des neuen Weltsystems, der Begründer der Dynamik wurde zugleich zum Schöpfer der klassischen italienischen Prosa. — Otto Glasser[53]) hat die ersten vier Mitteilungen, die Röntgen über seine Strahlen veröffentlichte, neu abgedruckt und das Leben des sehr zurückhaltenden Forschers sowie die Entdeckungsgeschichte der Röntgenstrahlen geschildert. — V. E. Pullin und W. J. Wiltshire[54]) gehen in der Geschichte der Strahlen erheblich weiter, sowohl rückwärts wie vorwärts: sie lassen die Vorgeschichte mit O. v. Guericke und seiner Luftpumpe beginnen, berichten über die Einzelerfolge von Hawksbee, Nollet, Morgan, Faraday, Hittorf, Crookes, Lenard beim Studium des Elektrizitätsdurchgangs durch verdünnte Gase und schildern dann Schritt für Schritt eingehend die Probleme, die mit Röntgens Entdeckung auftraten, und die Lösung dieser Fragen so anschaulich und eindrucksvoll, daß der Leser die ganze Entwicklung nochmals miterlebt. Besonderen Wert legen die Verfasser auf die Anwendung der Strahlen zur Aufklärung des Feinbaus der Materie und zu praktischen Zwecken in der Medizin und bei der Materialprüfung. — Aus Anlaß des Geburtstages der Elektrotechnik und der elektromagnetischen Feldtheorie fand in London unter Teilnahme der ganzen naturwissenschaftlichen Welt eine Faraday-Gedenkfeier statt; anschließend wurde in Cambridge der hundertste Geburtstag von Clerk Maxwell gefeiert. Hierüber berichteten „Die Naturwissenschaften“[55]), die schon einige Wochen vorher die große Faraday-Rede von H. Helmholtz mit einem Nachwort von W. Nernst neu gedruckt hatten.[56]) Am 29. August 1831 hatte Michael Faraday in seinem Tagebuche vermerkt, daß er durch ein veränderliches Magnetfeld einen elektrischen Strom erzeugt habe. Die Bedeutung von Faraday und Maxwell kann man dem Laien durch den Hinweis ver-

[53]) Otto Glasser, Wilhelm Conrad Röntgen und die Geschichte der Röntgenstrahlen. Mit einem Beitrag „Persönliches über W. C. Röntgen“ von Margret Boveri. (XI u. 397 S.) Berlin, J. Springer 1931.

[54]) V. E. Pullin u. W. J. Wiltshire, X-Rays Past and Present. London, Ernest Benn Ltd. 1927. (229 S.)

[55]) Die Naturwissenschaften 19 (1931), 932—934.

[56]) Die Naturwissenschaften 19 (1931), 793—810.

ständlich machen, daß ohne die Geistesarbeit dieser Fürsten im Reiche der Erkenntnis kein Elektromotor laufen und kein Rundfunk Nachrichten fast zeitlos durch den Raum senden würde. Das Deutsche Museum steuerte zu ihrem Andenken ein Heft seiner Abhandlungen und Berichte"[57]) bei. — Noch zwei große Physiker, die ebenfalls entscheidenden Einfluß auf die Theorie und die Technik der Elektrizität ausgeübt haben, sind der Gegenwart als Persönlichkeiten nahe gebracht worden: Georg Simon Ohm und Heinrich Hertz. Unter dem anspruchslosen Titel „Aus Georg Simon Ohms handschriftlichem Nachlaß" hat Ludw. Hartmann[58]) Briefe, amtliche Zeugnisse und Gutachten durch einfühlenden Text zu einer Lebensgeschichte des Menschen und Forschers verbunden. Über Heinrich Hertz hat J. Zenneck[59]) eine ausführliche Gedenkrede gehalten, die in die „Abhandlungen und Berichte" des Deutschen Museums aufgenommen wurde. Und Johanna Hertz hat ihrem Vater durch Herausgabe der Briefe und Tagebücher[60]) ein Denkmal gesetzt. — Des großen Meisters der wissenschaftlichen Optik, Joseph Fraunhofer, haben „Die Naturwissenschaften" zur Jahrhundertfeier seines Todestages mit einem Sonderheft[61]) gedacht, und M. v. Rohr hat eingehend Leben, Leistungen und Wirksamkeit des Unvergeßlichen in einem Bande der Sammlung „Große Männer"[62]) gewürdigt.

Auf dem Gebiete der Chemiegeschichte liegen zahlreiche, zum Teil recht umfangreiche und gründliche Arbeiten vor. Um so erstaunlicher ist es, daß seit Jahren in Deutschland keine zusammenfassende größere Geschichte dieser Wissenschaften erschienen ist.[63]) Statt der fehlenden, dringend nötigen, alle Fortschritte benutzenden, auf Selbsteinsicht in die Quellen beruhenden Geschichte der Chemie wurde das grundlegende, vierbändige Werk von Hermann Kopp[64]) unverändert neugedruckt, obgleich es

[57]) Emil Cohn, Faraday und Maxwell. Berlin, VDI.-Verlag 1932. (29 S.)

[58]) Ludwig Hartmann, Aus Georg Simon Ohms handschriftlichem Nachlaß. München, Bayerland-Verlag 1927. 255 S.

[59]) J. Zenneck, Heinrich Hertz. Berlin, VDI.-Verlag 1929. 36 S.

[60]) Johanna Hertz, Heinrich Hertz. Erinnerungen, Briefe, Tagebücher. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1928. VI u. 263 S.

[61]) Die Naturwissenschaften. 14 (1926), H. 23.

[62]) Moritz v. Rohr, Joseph Fraunhofer. Leben, Leistungen und Wirksamkeit. Sammlung „Große Männer". Bd. 10. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1929. XX u. 233 S.

[63]) Die geschichtliche Entwicklung der Chemie von Eduard Färber —vgl. dieses Archiv XVI, 382 — hat nur geringen Umfang. — Die von Ernst Darmstaedter seit Jahren angekündigte Geschichte der Chemie in Urkunden wird wegen der Ungunst der Zeit vielleicht noch lange zum Schaden der Wissenschaft ungedruckt bleiben.

[64]) Hermann Kopp, Geschichte der Chemie. 4 Bde. 1843—47. Neudruck. (In 2 Ganzleinenbände gebunden.) Leipzig 1930.

naturgemäß in vielen Punkten veraltet und überholt ist; es erschien 1843—1847. Die Folgen zeigen sich darin, daß viele moderne Chemiebücher, dem oft gehörten Wunsche nach geschichtlichem Einschlag folgend, ungeprüft dem Altmeister nachschreiben, auch wenn er offenbar irrte. Auch „Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit" von Hermann Kopp (1886)[65] und „Die Geschichte der Alchemie" von Schmieder[66]) sind im Neudruck wieder ausgegeben worden. Während Kopp ein unbestechlich kritischer Kopf war, der jede Quelle richtig zu werten wußte, war Schmieder ein überzeugter, theoretischer Alchemist, der bei bestem Willen im Suchen nach Wahrheit sich allzu oft leichtgläubig täuschen ließ. — Eine kurze Geschichte der Chemie aus erster Hand hat uns der eifrige Quellenforscher Holmyard[67]) beschert, in der er mit einfacher, edler Sprache, unterstützt durch viele gute Bilder bedeutender Männer und wichtiger Geräte die Denkweise vergangener Tage wieder lebendig macht. Das Buch bricht ab mit Daltons Atomlehre. — Marsh kritisiert in seinem geistreichen Bändchen[68]) Kopps Geschichte der Chemie, weil sie unglücklicherweise die Entwicklung der chemischen Wissenschaft in fünf Zeitabschnitte zerlege, die einer genauen Probe nicht standhalten. Marsh will zeigen, daß die chemische Wissenschaft sich nicht ruckweise aus zusammenhanglosen Einzelheiten, sondern stetig, bald schneller, bald langsamer, in logischer Durcharbeit der Tatsachen entwickelt hat. Er wählt zum Beweis des experimentellen und logischen Zusammenhanges der Vergangenheit mit späteren Zeiten, den übrigens noch niemand im Ernst geleugnet hat, „drei der größten Namen: Joseph Black, Antoine Lavoisier und August Kekulé". Mit diesen drei Männern, ihren Vorgängern und Nachfolgern, ihren Arbeiten und nachwirkenden Gedanken, gelingt es Marsh, einen Längsschnitt durch die Geschichte der Chemie zu führen. Er beginnt mit den Theorien des Feuers, er verfolgt die Theorien der Salzbildung, und er endet mit der Atomlehre in ihren modernsten Entwicklungsstufen. — Über die Größe der Aufgaben einer umfassenden Chemiegeschichte hat Jul. Ruska im zweiten Jahresbericht des Berliner Instituts mit beredten Worten gesprochen.[69])

[65]) Hermann Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. (1886) Neudruck, Leipzig 1931. (2 Teile in 1 Bde.; XVIII u. 260 S., VI u. 426 S.).

[66]) Karl Christoph Schmieder, Geschichte der Alchemie (1832). Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Franz Strunz. München-Planegg, Otto Wilh. Barth 1927. (28, X u. 613 S.)

[67]) E. J. Holmyard, Chemistry to the Time of Dalton. London, Oxford University Press, Humphrey Milford 1925.

[68]) J. E. Marsh, The Origins and the Growth of Chemical Science. London, John Murray 1929. (X u. 162 S.)

[69]) Forschungsinstitut für Geschichte der Naturwissenschaften in Berlin. Zweiter Jahresbericht. Mit einer wissenschaftlichen Beilage: Aufgaben der Chemiegeschichte. Berlin, Jul. Springer 1929. 38 S.

Wie die Wissenschaft selbst, so ist auch die Darstellung ihrer Geschichte ein unendlicher Prozeß. Von einem Werk der großen Chemiehistoriker zum nächstfolgenden wuchsen die Erkenntnisse, zugleich aber auch die Probleme nach Zahl und Umfang. Seit der Riesenleistung Kopps ist nichts Ähnliches mehr geschaffen worden, weil kein einzelner Mensch imstande ist, alles Notwendige auf Grund eigener Forschungen zu beherrschen, um eine ausführliche Geschichte der Chemie, ihrer theoretischen und praktischen Entwicklung und ihres Einflusses auf Kultur und Wirtschaftsleben, zu schreiben. Nur durch geregelte Zusammenarbeit wird es möglich sein, dem Ziele näher zu kommen. — Als Beginn planmäßiger Zusammenarbeit konnte bereits im letzten Bericht[70]) das Erscheinen des ersten Bandes eines „Catalogue des Manuscrits Alchimiques Grecs" der Union Académique Internationale gemeldet werden. Inzwischen sind sieben weitere Bände[71]) ausgegeben worden, und als Gegenstück dazu hat Frau Dorothea Waley Singer drei Bände eines Katalogs lateinischer und englischer (auch deutscher, holländischer, französischer, italienischer) Handschriften der Alchemie[72]) veröffentlicht. — Einen beachtenswerten Erfolg in der Geschichte der Alchemie hat das Berliner Institut aufzuweisen:

---

[70]) Dieses Archiv XVI, 381.

[71]) Tome II. Les Manuscrits Italiens, décrits par C. O. Zuretti. (VI u. 369 S.) Tome III. Les Manuscrits des Iles Britanniques, décrits par Dorothea Waley Singer. En appendice: Les Recettes alchimiques du Codex Holkhamicus, éditées par Otto Lagercrantz. (IV u. 84 S.) Tome IV. Les Manuscrits d'Allemagne, d'Autriche, de Danemark, de Hollande et de Suisse, décrits par G. Goldschmidt. En appendice 1. Die Diatribe des Th. Reinesius aus Cod. Gothanus A 242 hrsg. von G. Goldschmidt. 2. Über das Verhältnis des Cod. Paris. 2327 (A) zum Cod. Marc. 299 (M) von O. Lagercrantz. (XXVI u. 447 S.). Tome V. 1. Les Manuscrits d'Espagne, décrits par C. O. Zuretti. 2. Les Manuscrits d'Athènes, décrits par A. Severyns. (V u. 176 S.). Tome VI. Michel Psellus. Épître sur la Chrysopée. Publiés par Joseph Bidez. (XIV u. 248 S.). Tome VII. Anonymi de Arte Metallica seu de Metallorum Conversione in Aurum et Argentum. Edidit C. O. Zuretti. (LX u. 466 S.) Tome VIII: Alchemistica Signa, digessit et explanavit par C. O. Zuretti. (VIII u. 84 S.). Bruxelles, Maurice Lamertin.

[72]) Catalogue of Latin and Vernacular Alchemical Manuscripts in Great Britain and Ireland dating from before the XVI. Century. By Dorothea Waley Singer assisted by Annie Anderson. Volume I: Greek and Arabist Alchemy in Prose. Western Alchemy in Prose. (XXIII u. 326 S.) Brussels, Maurice Lamertin 1928. Vol. II: Anonymous Alchemical prose works. Alchemical verse and commentaries thereon. Chemical crafts and natural magic. Alchemical and Technical Recipes and Notes. (VIII u. S. 329—755). Brussels 1930. Vol. III: Kyrannides. Some references to alchemy and chemical craftsmanship in legal archives, etc. 6 Register und Nachträge. (S. 759—1179.) Brussels 1931.

es ist dort gelungen, das Dschābir-Problem zu lösen.[73]) Alle unter Dschābirs Namen gehenden Schriften, soweit sie im Druck, in Photographien und in Abschriften zugänglich waren, sind neu untersucht worden. Dabei hat P. Kraus das überraschende Ergebnis gefunden, daß nicht nur die früher schon von Ruska als Fälschungen erkannten Schriften[74]), sondern sämtlich ohne Ausnahme Erzeugnisse der schiitischen Sekte der Isma'īliten sein müssen, die sich am Ende des 9. Jahrh. aus älteren Formen des Imām-Glaubens bildete. Die Texte müssen ,,von einem Verfasser oder mindestens von der gleichen Schule herrühren und innerhalb einer nicht allzu weiten Zeitspanne verfaßt sein", denn sie beziehen sich dauernd aufeinander und besitzen die gleichen stilistischen und sprachlichen Merkmale. Sie sind meist alchemistischen Inhalts, aber mit philosophischen Gedanken durchzogen, die für den Verfasser offenbar den Kern seiner Sache bildeten. Die alchemistischen Theorien sind mit religiösen, insbesondere isma'īlitischen Gedanken unterbaut. Aus verschiedenen Hinweisen kann geschlossen werden, daß die Schriften kurz vor oder nach 907 (Gründung des Fatimidenstaates) geschrieben worden sind. — Mit einer kritischen Arbeit über die ,,Turba Philosophorum"[75]) hat Ruska den ersten erfolgreichen Versuch unternommen, die Zusammenhänge zwischen lateinischer und arabischer Alchemie zu finden und aufzuklären. Diese für die mittelalterlichen Alchemisten klassische Schrift konnte bisher nicht enträtselt werden, weil viele Namen

---

[73]) Dritter Jahresbericht des Forschungsinstituts für Geschichte der Naturwissenschaften in Berlin. Mit einer wissenschaftlichen Beilage: Der Zusammenbruch der Dschābir-Legende. Die bisherigen Versuche, das Dschābir-Problem zu lösen, von Julius Ruska. Dschābir Ibn Ḥajjān und die Isma'īlijja, von Paul Kraus. Berlin, J. Springer 1930. — Hierzu Paul Kraus, Studien zu Jābir ibn Hayyān in d. Ztsch. Isis 15 (1931), 1—30. [Bruges (Belgium)]. — Der Pseudo-Geber, der Verfasser der ,,Summa perfectionis" (vgl. d. Arch. XVI, 382) hat mit Dschābir nichts zu tun. Auch ihm ist Ruska auf die Spur gekommen; in einem Buch über Al Rāzī, das im Druck ist, werden hierfür bedeutsame Hinweise gebracht. — Die Werke des Pseudo-Geber hat Holmyard in einer englischen Übersetzung — The Works of Geber englished by Richard Russell 1678. A new edition with introduction by E. J. Holmyard. London, J. M. Dent & Sons 1929. (XL u. 264 S.). — herausgegeben, die aus einer Zeit stammt, als das Lateinische noch eine lebende Gelehrtensprache war. — Einen zusammenfassenden Bericht über die gegenwärtigen Kenntnisse der arabischen Alchemie gab Ruska. Archeion (1932) 14, 425—435.

[74]) Jul. Ruska, Über das Schriftenverzeichnis des 'Gābir ibn Ḥajjān im Archiv f. Gesch. d. Medizin 15 (1923), 53—67. — Vgl. auch Jul. Ruska im Buch der großen Chemiker, Bd. 1, S. 18—31. Berlin, Verlag Chemie 1929.

[75]) Jul. Ruska, Turba Philosophorum. Ein Beitrag zur Geschichte der Alchemie. Quellen u. Studien z. Gesch. d. Naturw. u. d. Med. Bd. 1 (X u. 368 S.) Berlin, J. Springer 1931.

von Philosophen und Stoffen auf keine Weise zu deuten waren. Ruska zeigt mit philologischer Feinarbeit, daß bei dem Übergang aus dem Griechischen ins Arabische und weiter ins Lateinische durch die Verschiedenartigkeit der verwendbaren Laute und Schriftzeichen Mißverständnisse der Abschreiber entstehen mußten. Wenn man die überlieferten lateinischen Worte mit arabischen Zeichen schreibt, so wird aus dem unbekannten Acsubofen der wohlbekannte Xenophanes, der Pandolfus verwandelt sich in Empedokles, das Rätselwort Corsufle bedeutet *χρυσόκολλα*, das Goldlot usw. Aber trotz der griechischen Namen ist die Turba arabischen Ursprungs, frühestens aus dem 9. oder 10. Jahrh. Eine griechische Urschrift kann ihr nicht zugrunde gelegen haben, denn sie arbeitet mit Vorstellungen und Decknamen, die aus der griechischen Alchemie nicht zu belegen sind, und sie enthält ganze Kapitel aus anderen arabischen Schriften der Alchemie. Sie schildert einen chemischen Weltkongreß, der im Kampfe gegen die griechischen Alchemisten die „Kunst" von der Pest unverständlicher Decknamen befreien und sie auf den Boden einer allgemein anerkannten Naturphilosophie stellen will. Ihr Verfasser hat sich jedoch nur literarisch mit dem Problem der Alchemie befaßt; ausführbare Vorschriften für praktische Arbeit hat er nirgends gegeben. — Die „Compositiones ad tingenda musiva", die Hjalmar Hedfors auf Anraten von Otto Lagercrantz deutsch übersetzt und erklärt hat[76]), bieten kein erfreulicheres Bild der Kenntnisse und Fertigkeiten eifrig abschreibender Alchemisten, dafür erwecken sie um so größere Achtung vor dem Können der handwerklich Arbeitenden. Die Handschrift vom Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts ist in dem Codex Lucensis 490 der Capitularbibliothek zu Lucca enthalten. Sie weist mit vielen Merkmalen auf griechische Vorbilder der alexandrinischen Geheimwissenschaften zurück; sie enthält in wahllosem Durcheinander 157 praktische und kunstgewerbliche Rezepte, die zum großen Teil offenbar erprobt, aber von verständnislosen Abschreibern vielfach arg entstellt sind. Die Vorschriften beziehen sich auf das Färben und Vergolden von Glas und Mosaik, von Fellen, Knochen, Horn und Hölzern, auf echte und unechte Goldschrift — wobei bemerkenswert ist, daß die Vorschrift N 13—19 fast wortgetreu aus dem Leidener Papyrus übernommen ist — auf das Gewinnen von Farben und Klebmitteln, auf das Bearbeiten von Metallen, auf das Nachahmen edler Metalle, auf das Herstellen und den Gebrauch von Salzen u. dgl. mehr. — Edm. O. v. Lippmann hat sein einzigartiges Werk „Entstehung und Ausbreitung der Alchemie" durch

[76]) Compositiones ad tingenda musiva. Herausgegeben, übersetzt und philologisch erklärt von Hjalmar Hedfors. Uppsala, Almqnist & Wiksells 1932. (XVIII u. 227 S.).

einen zweiten Band[77]) ergänzt, in dem er nach Schlagworten geordnet alles zusammengefaßt hat, was seit dem Erscheinen des ersten Bandes erforscht und veröffentlicht worden ist, um das Entstehen und den Wandel der alchemistischen Lehren zu erklären. — In den „Studien zur Geschichte der Chemie“[78]) sind v. Lippmann zum 70. Geburtstag als Festgabe von seinen wissenschaftlichen Freunden ausgezeichnete Aufsätze dargebracht worden, die deutlich zeigen, wie eifrig und vielseitig auf den Gebieten der Chemiegeschichte gearbeitet wird. — In der zweiten Auflage seiner Geschichte der Chemie der alten Inder verficht Râý[79]) von neuem die Unabhängigkeit der indischen Chemie und versucht sogar den Nachweis, daß die Araber den Indern außerordentlich viel verdanken, z. B. sind zahlreiche Drogen, die von Hippokrates, Theophrast und den Arabern genannt werden, fast ausschließlich indische Erzeugnisse. Für die Entwicklung der indischen Chemie unterscheidet Râý vier Zeitabschnitte, die zwar charakteristische Merkmale besitzen, aber ohne scharfe Grenzen ineinander übergehen. — Hélène Metzger behandelt in einer ausführlichen Studie[80]) die chemischen Lehren von Newton, Stahl und Boerhaave, ihrer Zeitgenossen und Schüler. Sie verzichtet dabei auf biographische Einzelheiten und geht auch nicht auf die Experimentalarbeiten und die technischen Fortschritte ein; allein der geistige Gehalt wird mit Feingefühl herausgearbeitet. — „The Sceptical Chymist“, mit dem Robert Boyle im Jahre 1661 der Hochflut wissenschaftlichen Unsinn einen Damm entgegensetzte, ist ins Deutsche übertragen und leicht zugänglich gemacht worden.[81]) — Auch einige wichtige Arbeiten Lavoisiers sind in ein Bändchen derselben Sammlung aufgenommen worden[82]); bedauer-

[77]) Vgl. dieses Archiv XIV, 380. Edmund O. v. Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie. II. Bd. Ein Lese- und Nachschlagebuch. (VII u. 257 S.) Berlin, J. Springer 1931.

[78]) Studien zur Geschichte der Chemie. Festgabe Edmund O. v. Lippmann zum 70. Geburtstage dargebracht aus Nah und Fern und im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, herausgegeben von Jul. Ruska. (VI u. 242 S.) Berlin, J. Springer 1927.

[79]) Sir Praphulla Chandra Râý, A History of Hindu Chemistry. (From the earliest times to the middle of the Sixteenth Century A. D.) 2. Aufl. 2 Bde. (Vol. I: 6 u. CXXXII u. 312 u. 70 S., Vol. II: 17 u. XCVI u. 290 u. 152 u. XXI S.) Calcutta, Chuckervertty, Chatterjee & Co. Ltd. 1903 u. 1925.

[80]) Hélène Metzger, Newton, Stahl, Boerhaave et la Doctrine Chimique. (332 S.) Paris, Librairie Félix Alcan 1930.

[81]) Robert Boyle, Der skeptische Chemiker. Verkürzt herausgegeben und übersetzt von Eduard Färber und Moritz Färber. Ostwalds Klassiker Nr. 229. (108 S.) Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1929.

[82]) Lavoisier, Das Wasser. Übersetzt und herausgegeben von B. Fin-

licherweise sind sie zum Teil falsch übersetzt. – Paul Walden, der Unermüdliche, hat mit gewohnter Meisterschaft den Nachweis geführt[83]), daß viele Jahrhunderte vor Lavoisier, lange vor Beginn des sogenannten „Zeitalters der quantitativen Untersuchungen" (H. Kopp), die Chemiker Maß, Zahl und Gewicht beachtet und hoch gewertet haben. Bei dieser Gelegenheit hat Walden dem oft verkannten Carl Friedrich Wenzel in breiter Ausführlichkeit zu seinem Recht verholfen. — Die Hoffnung, durch Max Bloch (Leningrad) etwas „Über Gesetzmäßigkeiten im Schaffen hervorragender Chemiker"[84]) zu erfahren, bleibt unerfüllt. Das Buch legt man unbefriedigt aus der Hand. Sein faßbarer Inhalt ist in einem einzigen Satze enthalten: „Die Wege des Schaffens werden durch die Fördernisse des Lebens, durch den Gang der Wissenschaft, durch die Intuition der schöpferischen Persönlichkeiten bestimmt"; und die hier genannten Faktoren zeigen nach menschlichem Ermessen keine Gesetzmäßigkeiten. — Mit der Geschichte der chemischen Zeichen beschäftigten sich Lüdy[85]) und Cordier[86]) die einander ergänzen. — Günther Bugge hat für sein Sammelwerk „Das Buch der großen Chemiker"[87]) mit beneidenswertem Geschick die richtigen Kenner und Könner als Mitarbeiter gefunden und in den Dienst einer gemeinsamen Aufgabe gestellt. Mit dem Leben, Denken und Handeln der einzelnen Persönlichkeiten zieht die ganze Geschichte der Chemie vorüber. Man sieht die Probleme entstehen, wachsen, immer neue Fragen erzeugen und im Grunde genommen niemals endgültig gelöst; nur asymptotisch nähern wir uns der Wahrheit. Oftmals gab ein einziger kühner Gedanke des begnadeten Forschers vielen Geschlechtern Arbeit in Hülle und Fülle, oft war der Anfang ein glücklicher Fund, den Tausende hätten machen können, der aber nur dem geschärften

kelstein. Ostwalds Klassiker Nr. 230. (53 S.) Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1930.

[83]) Paul Walden, Maß, Zahl und Gewicht in der Chemie der Vergangenheit. Ein Kapitel aus der Vorgeschichte des sogenannten quantitativen Zeitalters der Chemie. (106 S.) Stuttgart, Ferd. Enke 1931. (Sammlung chemischer und chemisch-technischer Vorträge. Neue Folge, H. 8).

[84]) Max Bloch, Über einige Gesetzmäßigkeiten im Schaffen hervorragender Chemiker. (56 S.) Berlin, Verlag Chemie 1931.

[85]) Lüdy jun., Alchemistische und chemische Zeichen. (57 S. u. 128 Taf.) Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 1929.

[86]) Victor Cordier, Die chemische Zeichensprache einst und jetzt. (XII u. 220 S.) Graz, Leykam-Verlag 1929. — Hierzu auch Paul Walden, Zur Entwicklungsgeschichte der chemischen Zeichen in der v. Lippmann-Festgabe, S. 80—105. — Vgl. Anm. 71, Zuretti.

[87]) Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter herausgegeben von Günther Bugge. Bd. 1. Von Zosimos bis Schönbein. (XII u. 496 S.). Bd. 2. Von Liebig bis Ehrlich. (X u. 559 S.) Berlin, Verlag Chemie 1929 u. 1930.

Blick des geschulten Entdeckers bemerkbar war und wertvoll erschien. Das Urteil Wöhlers über den Wert der Geschichte, das er in einem Brief an Liebig fällte (Göttingen, 6. Februar 1862), wird durch „Das Buch der großen Chemiker" vollauf gerechtfertigt: „Welches göttliche Studium ist das der Geschichte, wenn man in das richtige Alter gekommen ist, die richtige Verstandesreife erlangt hat, aber welche ungeheuern Kenntnisse, welch ein Verstand, welches Urtheil und Gedächtniß muß der Historiker von Fach haben!" — Die ansprechenden Bändchen von Holmyard[88]) und Rây[89]) lösen in kleinem Rahmen ähnliche Aufgaben wie Bugges Werk. Bei Rây findet man im 6. Kapitel einen heimatstolzen Ruhmessang: Was Indien der Welt schenkte. Dieser Abschnitt ist ein glänzend geschriebener kurzer Auszug aus dem oben erwähnten Werk über die Chemie der Hindus. Danach hätte das Vaiseshika-System die Lehren des Empedokles vorweggenommen. Von praktischen Gebieten waren die Metallurgie und die Pharmazie der alten Inder hoch entwickelt. — „Von Libau bis Liebig" hat Fritz Ferchl[90]) mit feinem Verständnis Holzschnitte, Stiche, Gemälde, Medaillen, Urkunden, Flugblätter gesammelt und aus diesem Schatz ein schönes und lehrreiches Bilderbuch mit kurzen, treffenden Begleitworten der einzelnen Blätter zu Nutz und Frommen all derer zusammengestellt, die von den Wegbereitern der Chemie nicht nur hören und lesen, sondern auch etwas sehen wollen. — Einen bedeutenden, zu Unrecht fast vergessenen Chemiker des 17. Jahrhunderts, den Leibarzt der regierenden Herren von Oldenburg und von Mecklenburg, den völlig eingedeutschten Italiener Angelus Sala, hat Rob. Capobus[90a]) auf Grund seiner Forschungen in den Archiven zu Schwerin und zu Oldenburg und in den Werken Salas wieder zu Ehren gebracht. Sala bediente sich als Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft" zu Weimar grundsätzlich der hochdeutschen Sprache und suchte alle fremden Ausdrücke zu vermeiden. Capobus hat 3 der 19 Schriften Salas zergliedert und dabei gefunden, daß er „zu den führenden Männern seiner Zeit zu rechnen sein" dürfte. — Alexander Gutbier.[91])

[88]) Eric John Holmyard, The Great Chemists. (VI u. 138 S.) London, Methuen & Co. 1928. — Eric John Holmyard, Makers of Chemistry. (XVI u. 314 S.) Oxford at the Clarendon Press 1931. (Auslieferung für Deutschland: Leipzig C 1, Markt 8, Bartels Hof.)

[89]) Sir Praphulla Chandra Rây, Makers of modern Chemistry. (VIII u. 111 S.) Calcutta, Chuckervertty, Chatterjee & Co., London, Probsthain & Co. 1925.

[90]) Fritz Ferchl, Von Libau bis Liebig. Chemikerköpfe und Laboratorien. (Ohne Seitenzahlen). Mittenwald, A. Nemayer 1930.

[90a]) Robert Capobus, Angelus Sala, seine wissenschaftliche Bedeutung als Chemiker im XVII. Jahrhundert. (67 S.). Berlin, Verlag Chemie 1933.

[91]) A. Gutbier, Goethe, Großherzog Carl August und die Chemie in Jena. (VI u. 66 S.) Jena, G. Fischer 1926.

zerstört das weitverbreitete Vorurteil, daß vor Liebigs Tätigkeit nur außerhalb Deutschlands wissenschaftliche Chemie gelehrt wurde. Mit zahlreichen Belegen aus Akten und Briefen führt er den Nachweis, daß in Jena bereits seit 1789 für den chemischen Unterricht ausgezeichnet gesorgt war, denn seit dieser Zeit bestand dort ein chemisches Forschungslaboratorium, dem 1811 ein chemisches Unterrichtslaboratorium folgte. — Hugo Döbling hat die vom Tod unterbrochene Arbeit Gutbiers fortgesetzt.[92]) Er hat die Archivschätze Weimars und die Fakultätsakten Jenas sorgfältig ausgewertet und auf dieser Grundlage eindrucksvoll dargestellt, wie die „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst" (d. h. Goethe und der Geheime Rat Christian Gottlob Voigt) trotz der Armut des Landes und trotz der Not der Zeit bereitwilligst die Mittel beschafft haben, um auch der Chemie die richtige Pflege angedeihen zu lassen. Es ist außerordentlich lehrreich, daß in den vielen Schriftstücken, die hier mitgeteilt werden, kaum etwas von dem geistigen Gehalt der rasch aufblühenden Wissenschaft zu spüren ist. Die Namen Berzelius, Gay-Lussac und Liebig kommen in dem Buche überhaupt nicht vor, Lavoisier und Davy nur an ganz untergeordneter Stelle, ohne daß ein Hauch ihres Geistes zu fühlen ist. Die Zeit war eben noch nicht reif für ein Verständnis der echten Kulturwerte der Chemie. Selbst einen Goethe und den Großherzog Carl August fesselten in der Hauptsache nur technische Fragen, die Nutzen versprachen: Mineralien, Bergbau, Eisenschmelzen, Gasbeleuchtung, Glaserzeugung, Rübenzucker, das waren Dinge, die in den Brennpunkt ihrer chemischen Gedanken rückten. Daneben schätzten sie das liebevolle Sammeln und beschauliche Betrachten nützlicher und auffallender Gegenstände; das Wesen echt chemischen Forschens trat ganz zurück. So bietet das Buch mit seinen Belegen ein wertvolles Stück Kulturgeschichte. — Fr. Chemnitius[93]) hat an der Hand der Vorlesungsverzeichnisse den 300jährigen Werdegang der Chemie an der Universität Jena geschildert und mit Hinweisen und guten Bildern belegt: ihr Heranwachsen von einer Dienerin der Heilkunde zu einer selbständigen Wissenschaft. — Ähnlich wie Gutbier geht auch Seifert[93a]) gegen das Vorurteil an, daß Liebig der zeitlich erste Lehrer der Chemie in Deutschland gewesen sei; im Übereifer schießt er jedoch etwas übers Ziel hinaus. Sonst ist sein Buch eine

[92]) H. Döbling, Die Chemie in Jena zur Goethezeit. (XII u. 220 S.) Beiheft 13 der Ztschr. f. Thüringische Geschichte und Altertumskunde. Jena, G. Fischer 1928.

[93]) Fritz Chemnitius, Die Chemie in Jena von Rolfinck bis Knorr, 1629—1921. (192 S.) Jena, Frommannsche Buchhandlung 1929.

[93a]) Alfred Seifert, Wilhelm August Lampadius, ein Vorgänger Liebigs. (95 S.). Berlin, Verlag Chemie 1933.

vorzügliche, mit vielen Nachweisen genau belegte Schilderung des Menschen, Forschers und Lehrers Lampadius, seiner Vorgänger und der Bergakademie Freiberg i. Sa.

Wie langsam die Ergebnisse geschichtlicher Einzelarbeit sich in den Kreisen der unmittelbar beteiligten Fachgenossen ausbreiten, lehren vier neue Bücher über Lavoisier. Die Studie der Frau Foster[94]) ist zwar sehr angenehm zu lesen, sie ist flott und mit liebevoller Teilnahme geschrieben, aber völlig kritiklos und gutgläubig im Bann französischen Weihrauchs. — Leroux[95]) berichtet im wesentlichen nur über die äußeren Lebensschicksale. — Meldrum[96]) hingegen zeichnet auf Grund kritischen Quellenstudiums in seinem noch unvollendeten Buche den Zusammenhang der Arbeiten und Gedanken Lavoisiers. Er will die Frage klären, wie das Gedankengebäude des großen Franzosen entstanden ist. Einige Lücken und Ungenauigkeiten hätte Meldrum vermeiden können, wenn deutsche Zeitschriften im Auslande mehr gelesen würden. Von den wichtigen Grundfragen der Lavoisier-Forschung, die Max Speter im Jahre 1926 zusammenstellte[97]), konnte dieser unermüdliche, mit feinem Spürsinn begabte Historiker verschiedene lösen. Nach planmäßigem Suchen hat Speter schließlich auch die verschwundene Lavoisier-Note (richtiger — Abhandlung) vom 20. Oktober 1772 wieder aufgefunden, die unwiderleglich beweist, daß Lavoisier zu dieser Zeit entgegen seiner späteren, absichtlich alles verwischenden Schilderung noch Phlogistiker vom reinsten Wasser gewesen ist.[98]) — Auch Cochrane zeigt in seinem aufrichtigen, den Helden nicht bloß verherrlichenden Buch[99]), das flüssig geschrieben und gut ausgestattet ist, keinerlei Kenntnis des einschlägigen deutschen Schrifttums. — Gregory verliert sich in seiner Arbeit über „Davy"[100]) nicht in Einzelheiten der Lebensschicksale; er durchdenkt und schildert fast ausschließlich die wissenschaftlichen Arbeiten seines Helden und zeigt den innigen

---

[94]) Mary Louise Foster, Life of Lavoisier. (72 S.) Smith College Monographs No. 1. Northampton, Smith College 1926.

[95]) Lucien et Désirée Leroux, Lavoisier. (IV u. 125 S.) Paris, Librairie Plon 1928.

[96]) Andrew Norman Meldrum, The Eightheenth Century Revolution in Science. The First Phase. (60 S.) Bombay, Longmans, Green & Co., Ltd. 1930. [97]) Ztschr. f. angewandte Chemie 39 (1926), S. 578—582.

[98]) Ztschr. f. angewandte Chemie 45 (1932), S. 104—107.

[99]) J. A. Cochrane, Lavoisier. (XIII u. 264 S.) London, Constable & Cie, Ltd. 1931. — Aus der vergriffenen großen Biographie von Édouard Grimaux, Lavoisier, 1743—1794. (Paris 1888) hat die Librairie Plon in Paris eine gekürzte Ausgabe veröffentlicht.

[100]) Joshua C. Gregory, The Scientific Achievements of Sir Humphry Davy. (VIII u. 144 S.) London, Oxford University Press, Humphrey Milford 1930.

Zusammenhang mit den voraufgehenden und den nachfolgenden Kenntnissen, Tatsachen und Theorien, denn immer sind „die Meisterwerke der Gegenwart Vorarbeiten für die Meisterwerke der Zukunft". — Mittasch und Theis haben in ihrem Buche „Von Davy und Döbereiner bis Deacon"[100a]) eine Gruppe wissenschaftlicher Fragen (Katalyse), die ungewöhnlich tief in die Wirtschaft und das Kulturleben eingreifen, mustergültig durchforscht. Sie gehen dabei weit über die Zeitspanne des Titels hinaus, sie berücksichtigen in Wahrheit die Zeit von 1781—1931. — Karl Esselborn hat „Eigne biographische Aufzeichnungen von Justus von Liebig"[101]) mit einer kurzen geschichtlichen Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben. — Wertvolle Aufschlüsse über den chemischen Klassiker wurden uns durch bisher unbekannte Briefe[102]) Liebigs vermittelt und durch ein Kollegheft seiner Vorlesungen, das August Kekulé im Jahre 1848 niederschrieb.[103]) Wir erleben es mit, wie der junge Feuerkopf unbefriedigt aus der Apotheke in Heppenheim scheidet, wie er als Student die großen Lücken seiner Bildung erkennt und tatkräftig ausfüllt, wie er Versuche über Versuche anstellt, um seinem Vater mit chemischen Ratschlägen wirtschaftlich zu helfen. Wir sehen ihn im Strudel von Paris zunächst nach „Geldesglück und Geldeswert" haschen, bis er durch die Vorlesungen Gay-Lussacs und Thénards zu wissenschaftlichem Denken erweckt wird und mit heilsamem Schrecken feststellt, wie wenig Wissenschaft er bisher getrieben hatte und wie zusammenhanglos sein Wissen und Können war. Wir nehmen unmittelbar teil an seinen neuen Arbeiten, die seinen Ruf in der chemischen Welt begründeten, und an seinen Kämpfen um ausreichende Arbeitsmöglichkeiten in Gießen. Aus den vergilbten Blättern des Kollegheftes blitzt der Feuergeist Liebigs, der seine Hörer im Bann hielt: man sieht unmittelbar, worauf er Wert legte. Aus den Fehlern und Mißverständnissen, die Kekulé unterliefen, kann man die Schwierigkeiten erkennen, die in der chemischen Wissenschaft auch für hochbegabte Anfänger liegen. In den Zeilen dieses kostbaren Kolleg-

[100a]) A. Mittasch u. E. Theis, Von Davy und Döbereiner bis Deacon. Ein halbes Jahrhundert Grenzflächen-Katalyse. (279 S.) Berlin, Verlag Chemie 1932.

[101]) Karl Esselborn, Eigne biographische Aufzeichnungen von Justus von Liebig. (32 S.) Gießen, Verlag der Gesellschaft Liebig-Museum 1926.

[102]) Ernst Berl, Briefe von Justus Liebig nach neuen Funden. (88 S.) Gießen, Selbstverlag der Gesellschaft Liebig-Museum 1928.

[103]) Experimentalchemie, vorgetragen von Prof. Dr. von Liebig 1848. Faksimile-Neudruck des Kollegheftes von A. Kekulé, stud. chem. Agfa I. G. Farbenindustrie A.G. Filmfabrik Wolfen. Zu beziehen durch den Verlag Chemie G. m. b. H., Berlin W 10.

heftes steht mehr als bloß Chemie: es läßt uns einen tiefen Blick tun in die Lehrweise des Altmeisters Liebig und in die eifrige, fleißige, gewissenhafte Arbeit seines großen Schülers Kekulé. — Rich. Anschütz hat das Leben und Wirken Kekulés, des Begründers der Valenzlehre und der Benzolchemie, mit liebevoller Sorgfalt und gründlich geschildert.[104]) Die Abhandlungen, Berichte, Kritiken, Aufsätze und Reden, die (zum Teil bisher kaum zugänglich) im zweiten Bande dieses Werkes gesammelt sind, lassen den schier unerschöpflichen Gedankenreichtum und die kritische Arbeitsweise deutlich erkennen. — Ernst Riesenfeld hat Svante Arrhenius[105]) ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt. — Der jüngst verstorbene, bis ins Greisenalter jugendliche Heißsporn Wilhelm Ostwald hat in seinen „Lebenslinien"[106]) ein gedankenreiches, tatsachenvolles, lebensprühendes Bekenntnisbuch geschrieben, das den Eindruck einer überragenden, starken, unendlich reichen Persönlichkeit hinterläßt, die trotz aller Erfolge und trotz des überzeugtesten Optimismus nicht ganz frei ist von Tragik. Fast niemals vollzog sich das Entstehen und Durchführen bedeutender Gedanken ohne Hemmnisse. Trotz aller Friedensliebe gab es stets heftige geistige Kämpfe, gerade Pacifisten sind häufig die unduldsamsten, erbittertsten Streiter. Davon erzählen wissenschaftliche Abhandlungen nur wenig; Briefe und Biographien schweigen nicht darüber, darin liegt ein Grund für ihre Beliebtheit: der Mann, um den es geht, kommt uns menschlich näher. Aus seinem Lieben und Hassen, aus seinen Freuden und Enttäuschungen lernen wir ihn als Menschen kennen. Wir gewinnen dabei manch wertvollen Einblick in das Keimen und Wachsen seiner Werke. — Edmund O. v. Lippmann konnte seine umfangreiche „Geschichte des Zuckers"[107]) in zweiter Auflage als „Beitrag zur Kulturgeschichte" herausbringen. Tatsächlich gewinnt man den Eindruck eines farbenprächtigen, kulturhistorischen Gemäldes; denn ähnlich wie Salz scheinen zuckerhaltige Stoffe den ackerbauenden Kulturvölkern unentbehrlich zu sein. Im klassischen Altertum war Honig der heißbegehrte Süßstoff; die erste Kunde vom echten Zucker kam nach Europa als Folge des indischen

---

[104]) Richard Anschütz, August Kekulé. Bd. 1. Leben und Wirken (XXIV u. 708 S.). Bd. 2, Abhandlungen, Berichte, Kritiken, Artikel, Reden. (XVI u. 960 S.) Berlin, Verlag Chemie 1929.

[105]) E. H. Riesenfeld, Svante Arrhenius. Große Männer. Bd. XI. (110 S.) Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1931.

[106]) Wilh. Ostwald, Lebenslinien. Eine Selbstbiographie. 1. Teil: Riga-Dorpat-Riga 1853—1887. (VIII u. 268 S.). 2. Teil: Leipzig 1887—1905. (XI u. 445 S.). 3. Teil: Großbothen und die Welt 1905—1927. (XI u. 481 S.) Berlin, Klasing & Co. 1926, 1927, 1927.

[107]) Edmund O. v. Lippmann, Geschichte des Zuckers. 2. Aufl. (X u. 824 S.) Berlin, J. Springer 1929.

Feldzuges Alexanders des Großen. Dieser körnige, „nicht von Bienen erzeugte Honig" blieb zunächst eine Seltenheit und Kostbarkeit. Noch im Jahre 627 wurde der Zucker als besonders wertvolle Beute des byzantinischen Kaisers Herakleios in seinem dritten persischen Feldzug gerühmt. Unter der Herrschaft der arabischen Kalifen wurde der Zucker aus einem seltenen Heilmittel zu einer allgemein begehrten Leckerei. Damit begann sein Siegeszug nach dem Westen. Wechselvoll waren die Schicksale des Zuckers, seiner Erzeugung, seines Handels und Verbrauchs in Europa und Asien durch mannigfaltige kriegerische, politische und wirtschaftliche Ereignisse; tiefgehend war sein Einfluß auf Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten, auf Handel, Verkehr und Schiffahrt, auf Technik und Wissenschaft; aber geradezu entscheidend war die Rolle, die ihm in der Entwicklung der Sklaverei und der Afrikanisierung Amerikas beschieden war. — Ed. O. v. Lippmann hat auch eine kleine, aber inhaltreiche Geschichte des Metalls Wismut geschrieben[108]), das als wesentlicher Bestandteil der Buchdruckerlettern Gutenbergs auch kulturgeschichtlich bedeutsam gewesen ist: „Ich geuss die Schrift zu der Druckerey, Gemacht aus Wissmat, Zinn, und Bley." (Hans Sachs.) — Das erste gewerbehygienische Merkblatt[109]), das vor den Gefahren des Kohlendunstes, des Bleis, Quecksilbers und anderer Metalle schützen will, ist in den Münchener Drucken allgemein zugänglich geworden. — R. Winderlich[110]) hat versucht, statt wie üblich die äußerlichen Errungenschaften der Chemie vielmehr den Einfluß aufzuzeigen, den diese Wissenschaft auf das Kulturleben der Völker ausgeübt hat. Mit der Herrschaft über das Feuer und mit der Erkenntnis seines Wesens wurden die Lebensgewohnheiten, das Denken und Handeln der Menschen gewandelt. Die Agrikulturchemie hat das Hungersterben der Völker verhindert. Die Chemie der Heilmittel hat den Ärzten geholfen, das Siechtum der leidenden Menschheit zu lindern und zu hemmen. Mit den wissenschaftlichen Fortschritten der chemischen Gewerbe ist das Leben der Menschen freier, gesunder und leichter geworden. Beim theoretischen Durchdringen ihrer nutzbringenden Arbeit ist die Chemie wesentlich mitbeteiligt gewesen an der Wiedergeburt der Philosophie aus dem Geiste der Naturwissenschaft.

[108]) Edm. O. v. Lippmann, Die Geschichte des Wismuts zwischen 1400 und 1800. Ein Beitrag zur Geschichte der Technologie und der Kultur. (42 S.) Berlin, J. Springer 1930.

[109]) Ulrich Ellenbog, Von den Gifftigen Besen Tempffen und Reuchen. Eine gewerbe-hygienische Schrift des XV. Jahrh. München, Verlag der Münchener Drucke 1927.

[110]) Rudolf Winderlich, Chemie und Kultur. (VI u. 139 S.) Leipzig, Leopold Voß (jetzt J. A. Barth) 1927.

Ernst Darmstaedter berichtete zum ersten Male über die ältesten Drucke der kleinen technischen Handbücher, die für Berg- und Hüttenleute, für Münzbeamte, Goldschmiede und Handwerker gedacht waren[111]): über das erste deutsche Bergwerksbüchlein, das der Arzt und Bürgermeister Ulrich Rülein von Kalbe in Freiberg um 1505 herausgab, über das erste Probierbüchlein (1518), dessen Methoden zum Prüfen und Scheiden der Metalle für das Münzwesen wichtig waren, und über die Sammlung technischer Rezepte im Kunstbüchlein von 1535 mit seinen Vorläufern und Nachfolgern. Angehängt ist eine ausführliche Bibliographie. — E. Darmstaedter hat auch das Leben und Werk Georg Agricolas ausführlich analysiert[112]) und für die würdige, ja prachtvolle Ausgabe des großen Bergwerksbuches Agricolas[113]) den Lebensabriß und den Bericht über seine Schriften beigesteuert. Dieses Hauptwerk des Arztes, Naturforschers und Bürgermeisters ist noch heute wahrhaft bewundernswert durch seinen sachlichen Inhalt, seinen vorbildlichen Druck und durch seine schönen und naturwahren Holzschnitte. Es war ein mustergültiges Unterrichtswerk, das in logischem Verlauf der Gedanken schließlich (1766) zur Gründung der ältesten technischen Hochschule, der Bergakademie in Freiberg, führen mußte. Die Länder englischer Zunge besaßen seit 1912 durch Herbert Clark Hoover (bekannt als Präsident von U. S. A.) und Lou Henry Hoover eine vortreffliche Übersetzung des lateinischen Originals. Durch Zusammenarbeit der geeigneten Persönlichkeiten ist endlich auch eine geradezu klassische deutsche Ausgabe entstanden. — Auch die „Pirotechnia" des Biringuccio[114]) ist durch Johannsen übersetzt und erläutert worden, weil aus solchen technischen Werken die Chemie des späten Mittelalters in ihrer wahren Gestalt viel leichter zu erkennen ist als aus den krausen Deduktionen der Theoretiker. — P. v. Groth hat noch kurz vor seinem Tode

[111]) Ernst Darmstaedter, Berg-, Probir- und Kunstbüchlein. (111 S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1926.

[112]) Ernst Darmstaedter, Georg Agricola. Leben und Werk. (96 S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1926.

[113]) Georg Agricola, Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen, . . ., sowie sein Buch von den Lebewesen unter Tage. In neuer deutscher Übersetzung bearbeitet von Carl Schiffner unter Mitwirkung von Ernst Darmstaedter, Paul Knauth, Wilhelm Pieper, Friedrich Schumacher, Victor Tafel, Emil Treptow, Erich Wandhoff. Herausgegeben und verlegt von der Agricola-Gesellschaft beim Deutschen Museum. (XXXII u. 564 S.) Berlin, in Kommission: VDI.-Verlag G. m. b. H. 1928.

[114]) Biringuccio, Pirotechnia. Ein Lehrbuch der chemisch-metallurgischen Technologie und des Artilleriewesens aus dem 16. Jahrh. Übersetzt und erläutert von Otto Johannsen. (XVI u. 544 S.) Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn 1925.

eine „Entwicklungsgeschichte der mineralogischen Wissenschaften“[115]) erscheinen lassen, die mehr als die Hälfte ihres Raumes der Kristallkunde widmet und nur die Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrh. behandelt. — Über die Minerale der Antike hat Hiller[116]) eine ausgedehnte Studie geschrieben.

Erik Nordenskiöld hat in seiner „Geschichte der Biologie“[117]) ausführlich das Leben und die Arbeiten all der Männer geschildert, die Wesentliches für die Entwicklung der Biologie geleistet haben, auch wenn sie Außenseiter waren. Alles Philosophische tritt in diesem Buche ganz zurück. — Hingegen hat W. v. Buddenbrock[118]) in neun kurzen Aufsätzen in wohltuend schlichter Sprache gerade die Grundprobleme herausgeschält: die Urzeugung, die Befruchtung, die Entwicklung des Lebens, die Zellehre, die organische Zweckmäßigkeit, das Energieprinzip und das Leben, die Chemie des Lebens, die Vererbung, die Stammesentwicklung. — Während v. Buddenbrock fast nur Zoologen nennt, rückt Ernst Almquist als „Große Biologen“[119]) vornehmlich Botaniker in den Vordergrund. — Die Geschichte zweier Sonderfragen, der Urzeugung und der Lebenskraft, hat Edm. O. v. Lippmann[119a]) mit einer solchen Fülle von Einzelnachweisen belegt, daß Biologie und Philosophie auf Schritt und Tritt erkennen, wie notwendig es für sie ist, mit gegenseitiger Rücksichtnahme zu arbeiten. — E. Pringsheim[119b]) hat mit seinem Buch über Jul. Sachs durch weitreichende Ausblicke zugleich ein gutes Stück Geschichte der Botanik geliefert. — Den Begründer der Vererbungslehre und diese selbst sucht G. Siegmund[119c]) „mit kirchlicher Druckerlaubnis“ den Laien sehr geschickt nahe zu bringen.

---

[115]) Paul v. Groth, Entwicklungsgeschichte der mineralogischen Wissenschaften. (IV u. 262 S.) Berlin, J. Springer 1926.

[116]) Johannes Erich Hiller, Die Minerale der Antike. Ein Beitrag zur Geschichte der Mineralogie im klassischen Altertum. Archiv f. Gesch. d. Math., d. Naturw. u. d. Technik. 13 (1931), S. 358—402.

[117]) Erik Nordenskiöld, Die Geschichte der Biologie. Ein Überblick. Deutsch von Guido Schneider. (VII u. 648 S.) Jena, G. Fischer 1926.

[118]) W. v. Buddenbrock, Bilder aus der Geschichte der biologischen Grundprobleme. (158 S.) Berlin, Gebr. Borntraeger 1930.

[119]) Ernst Almquist, Große Biologen. (143 S.) München, F. J. Lehmann 1931.

[119a]) Edmund O. von Lippmann, Urzeugung und Lebenskraft. Zur Geschichte dieser Probleme von den ältesten Zeiten an bis zu den Anfängen des 20. Jahrhunderts. (VIII u. 135 S.) Berlin, J. Springer 1933.

[119b]) Ernst G. Pringsheim, Julius Sachs, der Begründer der neueren Pflanzenphysiologie, 1832—1897. (XII u. 302 S.) Jena, G. Fischer 1932. — Einen kurzen Auszug daraus, vom Verfasser selbst, brachten „Die Naturwissenschaften“ 20 (1932), 231—233.

[119c]) Georg Siegmund, Gregor Mendel und der Mendelismus. Pantheon Bd. 13/14. (60 S.) Breslau, O. Borgmeyer 1932.

Als Teil einer umfassenden Geschichte der Botanik, der reinen sowohl wie der angewandten, hat Hermann Fischer die „Mittelalterliche Pflanzenkunde"[120]) gründlich bearbeitet. Durch einen genauen Schlüssel der deutschen und lateinischen Pflanzennamen hat er allen Fachleuten, nicht zuletzt den Heimatforschern, einen unschätzbaren Dienst erwiesen. — F. S. Bodenheimer nennt sein umfangreiches, auf genaueste Quellenkenntnis gegründetes Werk bescheiden „Materialien zur Geschichte der Entomologie"[121]) obgleich es sogar viel mehr bietet als eine bloße Geschichte der Kerbtierkunde. Der enge fachwissenschaftliche Rahmen ist zugunsten des kulturhistorischen gesprengt. — Ein bedeutsames Stück der Biologiegeschichte hat Jul. Schuster bearbeitet[122]): den geistigen Kampf zwischen dem ordnungschaffenden Systematiker Cuvier und dem kühnen Neuerer Geoffroy Saint Hilaire, der mit seiner Metamorphosenlehre von der fortschreitenden Veränderung der Tierformen Licht in die Paläontologie und die Geschichte des Lebens brachte. Der beim Akademiestreit Besiegte wurde durch den unaufhaltsamen Fortgang der Wissenschaft zum Sieger. — Nach einer Frist von 50 Jahren konnte Otto Körner zur Freude aller feingeistigen Menschen seine „Homerische Tierwelt"[123]) in erweiterter Form zum zweiten Male der wissenschaftlichen Welt als edle Gabe reichen, die geeignet ist, die Freunde der Tierkunde und Tierzucht mit den Liebhabern klassischer Dichtung und klassischer Sprache zu gemeinsamer hingebender Arbeit zu vereinigen. — Aus dem Würzgärtlein des altehrwürdigen Klosters der gesegneten Reichenau haben K. Sudhoff, H. Marzell und E. Weil einen duftigen Strauß Dichtungsblüten des Walahfrid[124]) zu neuem Leben erweckt. — Heinr. Marzell[125]) schildert den innigen Zusammenhang der Pflanzen mit vielen Volksgebräuchen bei Freud und

[120]) Hermann Fischer, Mittelalterliche Pflanzenkunde. (VIII u. 326 S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1929.

[121]) F. S. Bodenheimer, Materialien zur Geschichte der Entomologie bis Linné. 2 Bde. (X u. 498 S., VI u. 486 S.) Berlin, W. Junk 1928, 1929.

[122]) Julius Schuster, Die Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte des Lebens durch Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire. Eine historisch-kritische Untersuchung. Archiv f. Geschichte der Math., der Naturw. u. d. Techn. **12**, S. 269—336, 341—386; **13**, S. 1—64.

[123]) Otto Körner, Die Homerische Tierwelt. 2. für Zoologen und Philologen neu bearbeitete und ergänzte Aufl. (VI u. 100 S.) München, J. F. Lehmann 1930.

[124]) Des Walahfrid von der Reichenau Hortulus, Gedichte über die Kräuter seines Klostergartens vom Jahre 827. Wiedergabe des ersten Wiener Druckes vom Jahre 1510. (XXIV S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1926.

[125]) Heinrich Marzell, Bayerische Volksbotanik. (XXIV u. 252 S.) Nürnberg, Lorenz Spindler 1926.

Leid des menschlichen Lebens. — A. Thellung[126]) hat die Ursachen und die Entstehungsweise der Kulturformen unserer Nutzpflanzen untersucht, deren wertvolle Eigenschaften in sehr vielen Fällen für die Pflanzen geradezu schädlich sind, also nur durch menschlichen Willen, durch planmäßiges Auslesen und Summieren kleiner Mutationen gewonnen werden konnten. — Maurizio führt in seiner „Geschichte unserer Pflanzennahrung"[127]) den langen Weg aus den Zeiten des mühsamen Sammlers zahlloser verwendbarer Nährpflanzen über den Hackbau hinweg bis zum eigentlichen Ackerbau mit seiner Pflugkultur, der sich auf wenige nährstoffreiche Arten beschränkt. Die sammelnden Urvölker erfanden das Braten, Rösten und Kochen der rohen Nahrung, sie bereiteten süße und saure Aufgüsse, Suppen. Die süßen, wasserreichen Aufgüsse führten zu wasserärmerem, besser nährendem Brei aus Getreide, zu Fladengebäck und zu der konzentrierten bekömmlichen Nahrung, zum Brot, das mit dem Sauer der gesäuerten Aufgüsse angemacht wurde. Diese selbst wurden nicht weiter entwickelt, aber die alkoholischen, süßen Aufgüsse führten zu berauschenden Getränken. Nicht der Nährwert allein hat die Auswahl und das Ausscheiden der Pflanzen bewirkt; sehr wesentlich war die allmähliche Änderung des Geschmacks. Eine parallele Entwicklung nahm die Ausbildung der Geräte. — Wer die deutschen Hungerjahre des großen Krieges kennt und mit offenen Augen sieht, welch ungeheure Mengen lebenerhaltender Nahrung durch Pflanzenschädlinge vernichtet werden und der Volkswirtschaft verloren gehen, der wird die zusammenfassende Arbeit von Erich Meyer über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzenkrankheiten und des Pflanzenschutzes[128]) dankbar begrüßen, weil sie mithilft, die Einsicht in die innigen Zusammenhänge der Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur zu vermitteln. In einer Zeit, in der die Völker sich schroff gegeneinander abschließen, ist solche Einsicht Staatsbürgerpflicht. — Gegen die Krankheiten der Menschen verwendet man heute noch wie vor Jahrtausenden heilkräftige Drogen, über deren Geschichte Gilg und Schürhoff in zwangloser Weise zu plaudern verstehen. In ihrem Buche[129]), das unbeschwert ist von wissenschaftlicher Kleinarbeit, stehen

[126]) A. Thellung, Die Entstehung der Kulturpflanzen. (91 S.) Freising-München, Dr. E. P. Datterer & Cie. 1930.

[127]) A. Maurizio, Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart. (XX u. 480 S.) Berlin, P. Parey 1927.

[128]) Erich Meyer, Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Phytopathologie und des Pflanzenschutzes. Archiv f. Gesch. der Math., d. Naturw. u. d. Technik **12**, S. 146—187, 231—268.

[129]) E. Gilg und P. N. Schürhoff, Aus dem Reiche der Drogen. Geschichtliche, kulturgeschichtliche und botanische Betrachtungen über wichtigere Drogen. (272 S.) Dresden, Schwarzeck-Verlag 1926.

viele kulturgeschichtlich bedeutsame Gedanken und Berichte. — Das wissenschaftlich gründliche und trotzdem spannende Buch, das Alfred Schmidt über „Drogen und Drogenhandel im Altertum"[130]) geschrieben hat, erlebte verdientermaßen eine Neuauflage. — Die Zauberkraft der betäubenden und erregenden Mittel und ihre reizvolle Geschichte schilderte Lewin[131]) fesselnd und belehrend für alle, denen daran gelegen ist, das Empfinden und Handeln der Menschen sachlich zu beurteilen. — Das Leben und Wirken einzelner Biologen ist in verschiedenen Schriften z. T. recht eingehend beschrieben worden. Die Münchener Drucke haben ein gut Teil hierzu beigetragen.[132]) — Als beachtenswertes Zeichen amtlicher und öffentlicher Anerkennung eines großen deutschen Landwirtschaftslehrers ist das Bildnis Albrecht Daniel Thaers anzusehen, das zum Andenken an seinen hundertsten Todestag den deutschen 10-Reichsmark-Scheinen aufgedruckt wurde.

Das eben abgehaspelte Gewebe des Kulturbildes der exakten Wissenschaften ist recht fadenscheinig: die Kette mag allenfalls ausreichen, aber der Schuß ist ungleichmäßig, er ist zu locker und an vielen Stellen undicht, für ihn fehlte der genügende Rohstoff. Ohne Bilder und Gleichnisse gesprochen: Nur ein sehr bescheidener Teil der vorstehend angezeigten Bücher wurde von den Verlegern geliefert; ohne Hilfe der öffentlichen Bibliotheken und ohne Zurückgreifen auf eigene Bücherbestände wäre der Bericht überhaupt nicht möglich gewesen. Weil die beiden letzten Möglichkeiten fast bis zum Verschwinden einschrumpften, möge niemand einen Stein auf den Berichterstatter werfen, wenn wichtige Dinge unerwähnt geblieben sind.

Oldenburg i. O. R. Winderlich.

---

[130]) Alfred Schmidt, Drogen und Drogenhandel im Altertum. (VIII u. 136 S.) 2. Aufl. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1927.

[131]) L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und erregenden Genußmittel. 2. erweiterte Aufl. (VIII u. 465 S.) Berlin, G. Stilke 1926.

[132]) Hermann Fischer, Die Heilige Hildegart von Bingen. Die erste deutsche Naturforscherin und Ärztin. Ihr Leben und Werk. (162 S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1927.

Heinrich Balß, Albertus Magnus als Zoologe. (147 S.) München, Verlag der Münchener Drucke 1928.

Eberhard Stübler, Leonhart Fuchs. Leben und Werk. (135 S.) Ebda. 1928.

Willy Ley, Konrad Gesner. Leben und Werk. (154 S.) Ebda. 1929.

Julius Schuster, Linné und Fabricius. Zu ihrem Leben und Werk. Drei Faksimiles zu Linnés 150. Todestag, mit einem Nachwort über das Natürliche System. Johann Christian Fabricius: Einige nähere Umstände aus dem Leben des Ritters von Linné. Introductio ad ordines naturales e manuscripto Gisekii. Introductio ad ordines naturales e manuscripto Fabricii. Autobiographie des Naturforschers Fabricius. Ebda. 1928.

DIE JAHRESBERICHTE FÜR DEUTSCHE GESCHICHTE UND DER DAHLMANN-WAITZ.

Die Orientierung nach Quellen und Literatur zur deutschen Geschichte war seit dem Erscheinen (1912) der 8. Auflage der Quellenkunde der deutschen Geschichte (Dahlmann-Waitz = DW) und der Einstellung der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (letztes Berichtsjahr 1913) recht schwierig. Wohl halfen die gut eingeführte Bibliographie zur deutschen Geschichte in der Historischen Vierteljahrsschrift (letztes Berichtsjahr 1927) und die in wirtschaftlich schwierigster Zeit erschienenen Jahresberichte der deutschen Geschichte von Loewe-Stimming (1918—1923), auch andere kleinere Literaturberichte aus, aber es war für die Geschichtswissenschaft mit dem Nachweis von Quellen und Literatur wegen der Zersplitterung dieser Veranstaltungen schlecht bestellt. Aus dieser Lage haben uns die Jahresberichte der deutschen Geschichte (= Jbb.; bisher erschienen 1.—6. Jahrg. 1925—30, 7. Jahrg. 1. Teil: Bibliographie, 1931, hrsg. von A. Brackmann und F. Hartung, Verlag K. F. Koehler, Leipzig 1927ff.) und die 9. Auflage des DW (hrsg. von H. Haering; Verlag K. F. Koehler, Leipzig 1931, Registerband 1932) befreit. Durch die Jbb. werden wir weiterhin laufend orientiert, der neue DW wird eine Reihe von Jahren Geltung haben.

Die Jbb. und der DW haben bisher in vielen Zeitschriften der referierenden Anzeige und der anerkennenden Kritik unterlegen. Wenn nunmehr in unserem Archiv zu den höchst dankenswerten Veröffentlichungen Stellung genommen wird, so kann es sich nur darum handeln, den Anteil der Kulturgeschichte bei diesen Nachschlagewerken zu betrachten. Da ist von vornherein zu sagen, daß sowohl in den Jbb. als auch im DW eine begriffliche Klarheit dessen, was man unter Kulturgeschichte versteht und aufführt, nicht vorhanden ist.

Am ehesten vermittelt noch der Allgemeine Teil des DW in altgewohnter Zuteilung auf Hilfswissenschaften und Teildisziplinen der Geschichte kulturgeschichtliche Nachweise; daneben findet sich noch der Abschnitt Kulturgeschichte, zusammengestellt von G. Steinhausen, der aus den bekannten Bestrebungen des eben Verstorbenen zu verstehen ist. Mit all diesem ist wohl für kulturgeschichtliche Arbeit vieles erreicht, bei dem Wandel des Begriffes Kulturgeschichte vermißt man indes manches. Es soll aber — entgegen andren Auffassungen — hier besonders begrüßt werden, daß

weitere Abschnitte, die imstande wären, die Kulturgeschichte als Geistesgeschichte zuzurüsten, nicht zu kurz weggekommen sind und auch inhaltlich, soweit sie neu aufgetreten sind, auf gutem Niveau stehen. Bei der Anerkennung der Leistung im Allgemeinen Teil muß man es höchst seltsam finden, daß im Chronologischen Teil in geradezu belastend antiquierter Weise unter der Rubrik „Geistiges und privates Leben" verstohlen und ärmlich kulturgeschichtliche Titel dem übrigen angehängt werden. Hier muß später einmal grundsätzlich Wandel geschaffen werden.

In den Jbb. verspürt man namentlich in den Forschungsberichten schon eher das Bemühen, der Entwicklung der Kulturgeschichte Rechnung zu tragen. Man fängt an unter Ausscheidung der Sachgebiete Rechts-, Verfassungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte doch schon von Geistesgeschichte zu sprechen, rechnet etwas scheu die Geschichte der Staatsanschauungen, der Presse und der Bildung und gelegentlich anderes dazu. Man kann überzeugt sein, daß in Zukunft gerade durch dieses Abtasten allmählich auch der Kreis dessen, was vielleicht einmal begrifflich für die Kulturgeschichte in Frage kommt, geschlossen wird. Nicht ausreichend kommt bisher das zur Behandlung, was aus der historiographischen und geschichtsphilosophischen Leistung für die Entwicklung einer Geschichtsauffassung, soweit sie an der deutschen Geschichte orientiert ist, sich ergibt; übrigens ist dafür auch im DW fast alles versäumt.

Wenn hier ganz kurz, ohne auf Details einzugehen, ein paar Ausstellungen gemacht wurden, so sind sie bis auf die unverzeihliche Gedankenlosigkeit bei der Rubrik „Geistiges und privates Leben" als bescheidene wohlgemeinte Anregungen zu verstehen. Denn über allem muß große Anerkennung und aufrichtiger Dank allen denen gezollt werden, die an der Zusammenstellung der Nachschlagewerke gearbeitet haben und arbeiten werden. Wer je bibliographisch tätig gewesen ist, hat die geistige Kasteiung und die schwere Entsagung verspürt. Es kann nur gewünscht werden, daß diese Nachschlagewerke, deren Preise leider sehr hoch sind, recht viel gebraucht werden. H. Sch.

PESTALOZZI UND HERDER

VON HERBERT SCHÖNEBAUM

Man ist in Kreisen der Philosophen ziemlich allgemein der Ansicht, daß Herder durch das Buch Theodor Litts „Kant und Herder als Deuter der geistigen Welt" (Leipzig 1930) eine Ehrenrettung erfahren hat. Angesichts dieser Beurteilung der ungemein anregenden Ausführungen Litts, die ihrerseits durch den Ruf der Gegenwart nach philosophischer Anthropologie veranlaßt sind, muß man sich doch ernstlich fragen, warum eine derartige systematische Leistung als Ehrenrettung für Herder bezeichnet wurde. Denn man ist doch sonst in Kreisen der Historiker, der Literarhistoriker, der Theologen und aller Kenner des Klassizismus wohl einmütig, daß ein Mann wie Herder eine Ehrenrettung nicht nötig hat. Nun ist zwar Litt nicht mit dem Vorsatz einer solchen Bewertung an sein Werk gegangen — die Ehrenrettung erkannten lediglich seine Kritiker —, aber in der Art des Ansatzes und der Durchführung seiner Untersuchungen liegt der Keim zur genannten Behauptung. Litt wollte jene beiden Vertreter deutschen Geistes kategorial durchmustern und mußte dabei naturgemäß feststellen, daß der Königsberger Philosoph ein recht sauberes Beispiel für die auf den Typus hinzielende Erfassung darstellt, weil dieser wie sonst kaum einer sein Leben und sein Werk planvoll gestaltet hat, daß hingegen der Weimaraner Dichter, typologisch gesehen, bei weitem nicht die klaren Konturen aufweist. Und es muß in der Tat beim methodologischen Ansatz Litts, Herders Denken kategorial scharf unter die Lupe zu nehmen, so scheinen, als ob die geistige Beschaffenheit des Dichters doch anders war, als man eben in Kreisen der Philosophen bisher angenommen hat.

Der Historiker steht derartigen systematischen Versuchen anders gegenüber. Litt versagt sich bewußt bei seiner Arbeitsweise grundsätzlichen Forderungen geschichtswissenschaftlichen Forschens, nämlich der Beachtung des Entwicklungsfaktors einer

Persönlichkeit. Der Ablauf des Werdens und Wirkens Herders bietet gerade in Hinsicht auf den Gegenstand — die Deutung der geistigen Welt — so viel durch die Zeit bedingte Nuancen, daß es gewaltsam erscheinen muß, wenn man heute vom systematischen Standpunkt aus ein Gefüge hineinbringt, das die Verstrickung von Leben und Werk sprengt, den Puls geschichtlichen Werdens stilllegt. Nach meinem Dafürhalten ist gerade Litts Werk, so sehr es als philosophisch-systematische Leistung seine Berechtigung und seinen Wert hat, ein glänzendes Beispiel für die Grenzen typologischen Erfassens bei der Betrachtung einer historisch gewordenen Persönlichkeit.

Diese paar Worte der Einleitung sollen zugleich eine Richtung ahnen lassen, in der sich die folgenden Untersuchungen über Pestalozzi und Herder bewegen. Zweierlei soll dabei in den Vordergrund treten: Einmal sollen die gegenseitigen Beziehungen der beiden Männer auf Grund neuer Funde klargestellt werden, zum anderen soll ihr Verhalten gegenüber dem Problem der Menschheitsgeschichte und Menschheitsentwicklung untersucht werden, wobei die geschichtsphilosophischen Kategorien Herders aus noch darzutuenden Gründen nicht so behandelt werden wie die Pestalozzis. Erst dann wird es möglich sein, etwaige Abstraktionen in Hinsicht auf das Wesenhafte, auf den Typus, den beide verkörpern, vorzunehmen.

Herders Name ist dem Schweizer Pestalozzi wohl zuerst in Johann Konrad Pfenningers „Christlichem Magazin" seit 1780[1] begegnet. Es bleibt dabei immerhin noch die Möglichkeit, daß Pestalozzi die von Herder eingelieferten „Auszüge aus Luthers Schriften", die „Gespräche aus dem Latein eines berühmten, frommen und verdienstvollen Theologen des vorigen Jahrhunderts", die aus dialogartigen Bibelerklärungen des Johann Valentin Andreae bestehen, und die Nachdichtungen von italienischen Renaissancegedichten, ferner die „Osterkantate" vom Jahre 1781, soweit überhaupt bei all diesem eine Namensnennung erfolgte, dem ihm bekannten Zürcher Pfarrhelfer Felix Herder zugeschrieben hat. Jedenfalls ist ein nachhaltiger Eindruck dieser an

[1]) Vgl. Herders sämtl. Werke ed. Suphan Bd. 33, S. 45f.

sich bescheidenen Geisteserzeugnisse Herders bei Pestalozzi nicht zu verspüren. Ebenso nahm der Schweizer keinerlei Notiz von den beiden ersten Teilen der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", obwohl in der von Joh. Jak. Hottinger herausgegebenen „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur" um die Mitte der 80er Jahre (1786) eine recht treffliche Inhaltsangabe von dem schwierigen Werk Herders erschienen war und Pestalozzi diese Zeitschrift kannte, denn er wußte von der an gleicher Stelle (1784) erschienenen Kritik seines Romans „Lienhard und Gertrud" durch den Herausgeber der Zeitschrift. Pestalozzi, der gerade in diesen Jahren an menschheitsgeschichtlichen Problemen arbeitete, hätte, so sollte man meinen, mit Freuden zu den „Ideen" greifen müssen — nichts von alledem! Auf der anderen Seite hat aber Herder nicht unterlassen, sich mit der ersten großen literarischen Leistung Pestalozzis zu befassen. Wie jeder Zeitgenosse hat er „Lienhard und Gertrud" gelesen[2]), und ihm schien ein Wert des Werkes gerade darin zu liegen, daß im Roman vortreffliche Sprüche als Goldkörner eingestreut sind. „In allen guten Volksschriften, im Landpriester von Wakefield z. B. und in einer der lehrreichsten Schriften, die unsere Sprache besitzt, Lienhard und Gertrud, ist dieser natürliche Kunstgriff sehr wohl gebraucht", so steht in der 4. Sammlung der „Zerstreuten Blätter" vom Jahre 1792.[3]) Nicht durch dieses Wort veranlaßt, vielleicht aber durch seine Leipziger Reise im Frühjahr 1792 herbeigeführt, kommt es nunmehr zur ersten bewußten geistigen Berührung Pestalozzis mit Herder. Im September 1792 fragt Pestalozzi beim jungen Fellenberg, der ihm als guter Kenner deutschen geistigen Lebens galt, an: „Sagen Sie mir doch, was wissen Sie von Herder, was mich angeht?"[4]) Diese Frage ist für Pestalozzi außerordentlich typisch. Er, der in Gotha in einer Zusammenkunft mit Rud. Zacharias Becker und Schlichtegroll[5]) wohl von Herde- gehört hatte, erinnert sich bei der Konzipierung weiterer politischr geschichtsphilosophischer Schriften, daß er vielleicht einschlägiges

---

[2]) Möglicherweise auf Anregung Hamanns; vgl. Schönebaum, Pestalozzi, Kampf und Klärung, Erfurt 1931, S. 92.

[3]) Suphan Bd. 16, S. 23.

[4]) Israel, Pestalozzi-Bibliographie II, nr. 110.

[5]) Der Aufenthalt in Gotha ist erwiesen durch den Brief Schlichtegrolls an Pestalozzi (Zürich, Mscr. Pestal. 57, 96).

Herdersches Gedankengut gebrauchen könne. Die Frage an den jungen Fellenberg ist beinahe so zu deuten, daß Pestalozzi die Absicht hat, sich mit Herder auseinanderzusetzen. Denn er war sonst ein so eigenwilliger Schriftsteller von ausgeprägt selbständigem Format, daß es schon etwas heißen will, wenn er überhaupt nach einem geistigen Anschluß sucht. Eine Antwort auf die Frage ist nicht erfolgt oder ist uns bisher nicht bekannt.

In den Jahren 1793—97 arbeitete Pestalozzi an der Niederschrift seines großen Werkes „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts", eines Werkes, zu dem er schon seit über einem Jahrzehnt das Material gesammelt hatte. Als Wieland im Jahre 1796 wieder einmal nach der von ihm geliebten Schweiz kam, konnte ihm Pestalozzi Teile des fertigen Manuskripts vorlegen, und Wieland wußte nichts Besseres zu tun, als einen Teil davon nach Weimar zum neuen Redakteur des „Neuen Teutschen Merkurs" Böttiger zu schicken, um ihn dort abdrucken zu lassen. So ist denn in dieser Zeitschrift, im Juliheft von 1796, schon ein Stück der „Nachforschungen" erschienen. Herder hat das Manuskript dieses Teildruckes eingesehen und fällte das beachtliche Urteil: „Der forscht nie vergebens; er wird von einem heiligen Instinkte geleitet, er riecht tiefer in die Philosophie als ich in das Hebräische."[6] Als dann im darauffolgenden Jahre bei Heinrich Geßner das Buch selbst erschien, schrieb Herder, der schon so manchem Vergessenen und manchem Zeitgenossen seine Reverenz erwiesen hatte, als einer der wenigen, die sich zu den „Nachforschungen" überhaupt äußerten, jene denkwürdige Rezension im 60. Stück der „Erfurter Nachrichten".[7] Herders Rezension ist zugleich die beste und kürzeste Inhaltsangabe der Nachforschungen, ein trefflicher Führer in ein dem ersten Augenschein nach wirres Buch. Pestalozzi war über diese Anzeige und Rezension sehr erfreut und schrieb den schönen Dankbrief vom 16. November 1797.[8] Er wußte, daß es Wieland gewesen war, der die Aufmerksamkeit Herders und damit die günstige Aufnahme seines Lebenswerkes herbeigeführt hatte. Er dankte ihm ebenfalls dafür und teilte ihm mit, daß er an „einer

[6] Vgl. zum Folgenden Muthesius, Goethe und Pestalozzi, Leipzig 1908. — Über Wieland und Pestalozzi siehe Pestalozzianum 30, 21 ff.

[7] Suphan, Bd. 20, 290 ff.

[8] Preuß. Staatsbibl.

Art zweitem Theil" seiner „Nachforschungen" arbeite, und hob hervor — so heißt es weiter: „Herders Rezension macht mich kühn genug, das Manuskript, wenn es vollendet, Ihnen und Ihme zuzusenden und Sie um die freundschaftliche Mitteilung dessen zu bitten, was Sie zu seiner zweckmäßigen Vollendung desiderieren." Auch war von seiten des Verlegers eine Mitteilung an Böttiger aufzufinden, in der nicht von einem zweiten Teil, wohl aber von zweiten Auflage die Rede ist. Pestalozzi wolle zwar die Revision vornehmen, er sei aber vielleicht nicht imstande, dies zu tun, Herder möge einspringen. „Meine Entschuldigungen dieses Wunsches", so schreibt Geßner, „liegt in Herders Rezension selber, denn wo findet sich jemand außer dem Verfasser, der das Weitumfassende der Gesichtspunkte dieses genialischen Buches in so hellem Lichte zeigen könnte." Es ist gelungen, die Bemühungen Pestalozzis um eine Ausgestaltung seines Hauptwerkes in zureichender Weise festzulegen, davon wird noch die Rede sein.

Man wird sich nicht wundern, wenn für die nächste Zeit von 1798—1803 keine direkten Nachrichten über beiderseitige Beziehungen mehr vorliegen; Pestalozzi war politisch und pädagogisch so außerordentlich beschäftigt, daß er nur selten Zeit fand, die geschichtsphilosophischen Fäden weiterzuspinnen. Sicher ist, daß Herder die wahrhaft rührende Berichterstattung Geßners und damit auch Wielands über Pestalozzis Tun und Werk in den Jahrgängen des „Neuen Teutschen Merkurs" von 1798—1803 verfolgt hat, so daß er über das Schicksal Pestalozzis und seines Werkes genau unterrichtet war.[9]) In einer späteren Notiz eines Beurteilers von Pestalozzis Schriften heißt es einmal, daß Pestalozzi mit Herder in dieser Zeit über das Problem der Sprache in Diskussion gestanden habe. Trotz gründlichster Forschung nach dieser Seite hin war nichts ausfindig zu machen. Und doch, wie wir noch sehen werden, scheint in der Behauptung etwas Richtiges zu sein.

Daß aber Pestalozzi Herders Wirken und Werk schätzte, obwohl er, wie ich meine, keine rechte Ahnung von dem gewaltigen Ausmaß hatte, geht aus einer Diskussion über die Anwendung seiner Methode auf die Geschichte mit seinem Mitarbeiter Joh. Georg

[9]) Sicherlich aus gutem Wissen heraus betonte im Oktober 1800 Krüsi in einem Briefe, daß Wieland und Herder Pestalozzis vertrauteste Freunde seien (Zürich, Zentralbibliothek, Mappe 851, 6).

Tobler im Jahre 1801 hervor. Pestalozzi, der beim Aufbau der Unterrichtsfächer nach seiner Methode keinen rechten Sinn für die Geschichte zunächst hatte, war doch davon überzeugt, daß dieses Fach nicht fehlen dürfte — es wäre ja auch bei seiner konstitutiven kulturkonservativen Gesinnung nicht recht denkbar, daß er dieses Fach ganz abfallen ließe. Er selbst tat aber, wie gesagt, nichts dafür, sondern beauftragte eben seinen Mitarbeiter, der humanistische Vorbildung genossen hatte, mit der Durchführung, indem er ihm anriet, sich mit Herder zu diesem Zweck zu beschäftigen. Tobler konnte aber auf dieser Basis nicht vorwärtskommen. Er lehnte Herder ab, weil dieser die Geschichte, wie er fälschlich meinte, für eine Abfolge menschlicher Verirrungen und für die Erzählung leidenschaftlicher Ausbrüche halte, und dies sei für den Unterricht gefährlich.[10]) Das war natürlich ein sehr schiefes Urteil, und Tobler scheint es in dieser Schärfe mehr als eine Ausflucht benutzt zu haben — seine pädagogischen Interessen lagen auf dem Gebiet der Naturkunde und Geographie. Denn eine Mißachtung Herders war bei ihm sonst nicht zu spüren, hatte er doch in seiner Basler Studienzeit mit Johannes Niederer, dem späteren Mitarbeiter Pestalozzis, mit kritischer Einstellung und gutem Genuß Herders ,,Briefe über das Studium der Theologie" gelesen. Ja Tobler war erfreut, daß Herder im Grunde von Pestalozzi eine gute Meinung habe. Er berichtete von Basel nach Burgdorf: ,,Herder habe in einem Brief an einen Freund, wie eine deutsche Zeitung sagt, geäußert, Pestalozzi werde durch seine Methode und durch seine Erziehungsgrundsätze im Innern der Menschheit eine große Revoluzion bewirken. Wo und wenn er das gesagt, weiß ich nicht, aber Herder glaubt an Sie."[11]) Leider habe ich mir die Verlegenheit Toblers über das Wo und Wann zu eigen machen müssen, denn auch mir ist es nicht gelungen, zu der Quelle über diesen Sachverhalt vorzudringen.

So blieb bis zum Jahre 1803 ein direkter Verkehr zwischen Pestalozzi und Herder aus. Vielleicht hat Herder zu seinen bisherigen Urteilen über Pestalozzi noch das eine typisch klassizistische, Pestalozzi handle wie ein Agathodämon, das im ,,Neuen Teutschen Merkur" von 1802 zu lesen war und aus der Begriffs-

[10]) Morf, Zur Biographie Pestalozzis II, 66.

[11]) Zentralbibl. Zürich, Mappe 55, 368 Bl. 2.

welt Wielands entsprechend seinem gleichnamigen Roman herrührte — übrigens eine nicht zu unterschätzende Bezeichnung für Pestalozzi —, hinzugefügt und damit sein Bild von dem Schweizer abgerundet.

Im Frühjahr 1803 überschüttete Pestalozzi alle Bekannten und Freunde in der Schweiz, Frankreich und Deutschland mit einem dringlichen Pränumerationsplan für seine Lehrbücher. Natürlich wandte er sich auch an Herder mit der Bitte, bei allen, die sich „für die Beförderung des Menschenglücks" interessieren, für seine Werke zu werben.[12]) Daß auch Böttiger und Wieland dafür arbeiteten, ist bezeugt; Böttiger scheint neben seiner praktischen Wirksamkeit für die Methode an Weimarer Gymnasien auch noch geplant zu haben, im „Neuen Teutschen Merkur" kurze Lebensdaten des nunmehr berühmten Schweizers zu bringen. Wenigstens hat er Geßner, Wielands Schwiegersohn, veranlaßt, bei Pestalozzi Lebensdaten einzuholen.[13]) In der Tat existieren aus dieser Zeit drei Fragmente autobiographischen Charakters, von denen nur für eins die Zuordnung gelungen ist. Wohl konnte ergründet werden, daß neben der Anforderung Böttigers noch eine zweite von seiten des Waadtländers Chavannes besteht. So könnten auch die anderen beiden Fragmente ihre zeitliche Zuteilung erfahren, wenn man wagte, das eine als Erfüllung von Böttigers Auftrag, das andere als Erfüllung von Chavannes' Auftrag anzusehen, wozu aber jegliche Handhabe fehlt.

Herder starb am 18. Dezember 1803, ohne daß Pestalozzi etwas von seinem persönlichen Einsatz für Pränumeration und Methode verspürt hätte. Wir wissen aber, daß es zu den letzten Absichten des Weimaraners gehörte, für Pestalozzis Werk einzustehen. Herders Witwe schrieb 1809 kurz vor ihrem Tode an den Verfasser der Rezension (F. J. Müller) einer anonym erschienenen Schrift: „Wissen Sie, daß unser Seliger den edeln, hochherzigen und geprüften Pestalozzi sehr hoch hielt. Er ging damit um, seine Lehrmethode in hiesigen Schulen, sowie sich's tun ließ, einzuführen."[14]) Das würde der Situation vom Jahre 1803 ganz gut entsprechen. Die bescheidenen Anfänge Böttigers sind die ersten, aber auch die letzten Bemühungen um diesen Plan in Weimar.

---

[12]) Muthesius a. a. O. S. 54ff.
[13]) Ebda. 57.
[14]) Muthesius a. a. O. S. 56.

Daß Pestalozzi das Andenken Herders sehr ehrte, beweist die Erwähnung in der denkwürdigen Lenzburger Rede von 1809. Seine Mitarbeiter wußten freilich aus den erneuten Anregungen ihres Meisters, für den Geschichtsunterricht sich aus Herders Werk Rat zu holen, nichts anzufangen, obwohl Niederer, der Herders Gedankenwelt sehr liebte, schon im Jahre 1805 noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen hat.[15]) Neben Tobler wäre auch nur dieser geistvolle Appenzeller Theologe allein imstande gewesen, innerhalb der Gemeinschaft, die sich um Pestalozzi in Iferten scharte, Herder die Stellung anzuweisen, die ihm gebührte.

Noch von anderer Seite hatte man Herder und Pestalozzi in Verbindung gebracht. Der württembergische Staatsmann v. Wangenheim, einer der fähigsten Köpfe beim Aufbau dieses süddeutschen Staates in der napoleonischen Zeit und ein freudiger Bekenner zum Werke Pestalozzis, war ein glühender Verehrer Herders. Ihm war es darum zu tun, das große Gedankengut des Dichters und alle seine Pläne weiterleben zu lassen. So hat er sich auch in diesem Zusammenhang Pestalozzis und dessen Kreises bedienen wollen. In Briefen an ihn und Niederer vom Frühjahr 1809 bringt er zum Ausdruck, daß Jean Paul am ehesten geeignet sei, gewissermaßen als Nachfolger Herders die Hauptpropaganda für die pestalozzische Methode zu übernehmen, und daß Niederer selbst der Einzige sei, der die wissenschaftlichen Bemühungen um das Problem der Sprache im Sinne Herders weiterführen könne.[16]) Es waren das wohlgemeinte Wünsche, von denen keiner in Erfüllung gegangen ist, aber sie zeigen eben deutlich das Bestreben, den geistigen Zusammenhang zwischen Herder und Pestalozzi, der nur durch so wenige Daten erkennbar ist, aufzuweisen und aus ihm heraus ideellen Gewinn zu erzielen.

Damit sind die Daten über die Beziehungen zwischen Herder und Pestalozzi erschöpft. Nach einigem Vortasten und gegenseitiger Beachtung kam es, das sei noch einmal nachdrücklich hervorgehoben, zu dem erwähnten Austausch über das Hauptwerk Pestalozzis „Meine Nachforschungen“ mit der Erwartung, daraus für die Arbeit auf beiden Seiten neue Früchte zu ernten. Also an ethisch zugerüsteten geschichtsphilosophischen Problemen waren

[15]) Zentralbibl. Zürich, Mappe 714, 2.

[16]) Zentralbibl. Zürich, Mappe 56, 386 Bl. 2 u. 7 (16. III. 1809).

beide einander nahegekommen, und von der Vertiefung an dieser Stelle im Gesamtgedankengebäude beider versprach man sich viel bei aller gegenseitigen wahrhaften Hochschätzung der Person auch nach anderen Seiten hin.

Es kann hier nicht das Vorhaben sein, das geschichtsphilosophische Werk Herders, wie es vor allem neben kleineren Werken in der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" von 1774—76, in „Auch eine Philosophie der Geschichte der Bildung der Menschheit" von 1774 und in den vier Teilen der „Ideen" von 1784—91 sich auswölbt, immer gigantischer und kühner, immer problematischer und darum anregender, zu verfolgen — diese Gedankenwelt ist hinreichend bekannt und heute beinahe Gemeingut literarischen und historischen Wissens geworden. Es bedeutet auch keinen Reiz, bei den guten Erörterungen Rudolf Stadelmanns[17]) über die historischen Begriffe und das geschichtliche Denken bei Herder, näher in die Dinge einzutreten. Sowohl material nach der Seite der historischen Faktoren, als formal nach den Auffassungskategorien hin ist Herder vorzüglich untersucht; die Lösung der erkenntnistheoretischen Fragen bei Stadelmann ist auch von Litt nicht übertroffen. Stadelmann ist als philosophisch durchgebildeter Historiker und nicht als systematischer Philosoph an die Dinge herangegangen und hat über die für Herder wichtigen Begriffe: Klima, Volksgeist, Individuum, Schicksal, Entwicklung, Periode, um nur einige zu nennen, tiefgehende Analysen gegeben, so daß hier vieles wiederholt werden müßte. Hier kommt es darauf an, aus neuem Stoff an eben neubearbeiteten Werken Pestalozzis bei diesem material und formal Geschichtsphilosophisches zu entwickeln. Dieses Vorhaben wird vom historischen Standort durchgeführt, und man ist darum gehalten, abgesehen von der Berücksichtigung der schon erwähnten gegenseitigen Beziehungen zwischen Pestalozzi und Herder auch das Zustandekommen der geschichtsphilosophischen Arbeiten Pestalozzis zu betrachten.

Allgemein bekannt ist jene treffliche Aphorismensammlung, die unter dem Namen der „Abendstunde eines Einsiedlers" herauskam und mit der Herausstellung des Menschen als Gegenstand des Denkens die Grundlage bildete für alles, was Pestalozzi je schuf. Dieses Programm popularphilosophischer Anthropologie vom Jahre

[17]) Stadelmann, Der historische Sinn bei Herder, Halle 1928.

1780 gab die Richtung für lange Zeit. Es war höchst seltsam, daß ein Mann wie Pestalozzi sich später verleiten ließ, literarisch, ja man möchte beinahe sagen, zünftig wissenschaftlich seinen Gegenstand aufzurollen und die Untersuchung über das Wesen des Menschen und seine Geschichte auf die Basis schon vorhandener Erörterungen zu stellen. Wohl konnte man — das war die Situation für Pestalozzi — über das Wesen des Menschen meditieren, ohne daß man die zeitgenössische Literatur berücksichtigte, ja es gehörte zur literarischen Ehre des Schriftstellers der Aufklärung und der Folgezeit, mindestens auf diesem Gebiete selbständig zu arbeiten. Aber die Geschichte der Menschheit aufzurollen, schien ohne den Erwerb positiver Kenntnisse ein unmögliches Bemühen. So hat denn auch Pestalozzi in den 80er Jahren zum Buch gegriffen. Im 9. und 10. Band der Kritischen Ausgabe ist mit viel Glück an der Hand der Auszüge, die kaum eine Herkunft verraten, festgestellt, daß Pestalozzi Werke von Rousseau, Shaftesbury, Home, Friedr. v. Schuckmann, Meiners und Schriften von den Popularphilosophen Mendelssohn, Eberhardt, Selle und Lieberkühn gelesen hat, aber ein nennenswerter Ertrag für Pestalozzi ist aus der Lektüre nicht festzustellen. Am ehesten ist er noch bei den Problemen der Popularphilosophen hängen geblieben und begann wohl im Anschluß an die Diskussionen über Freiheit, Notwendigkeit und Wahrheit seine großangelegte Erörterung, „Über die Entstehung der sittlichen Begriffe in der Entwicklung der Menschheit“, eine Schrift, die im 9. Bande der Kritischen Ausgabe zum erstenmal herausgegeben wurde. Es ist heute schwer zu ergründen, warum Pestalozzi damals 1785—86 noch nicht zur Ausfeilung und Drucklegung schritt, denn die schönen, gehaltvollen Ausführungen sind in der Tat die Urform der „Nachforschungen“. Man kann es sich nur so erklären, daß er in seiner Not sich mehr von Denkschriften und Memorialien für enge Zwecke versprach und daß dann die Französische Revolution, vor allem aber die Zusammenkunft mit Fichte 1793 die Revision seines Werkes nach der philosophisch-politischen Seite erwünscht scheinen ließ. Denn gerade Fichte war es, der Pestalozzi veranlaßt hat, „über den Gang meiner Lieblingsideen“, so spricht er einmal über seine Arbeit, „mit mir selbst einig zu werden und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sitt-

lichkeit in Harmonie zu bringen". Der philosophisch-politische Aspekt des Ganzen führte nunmehr näher an die Geschichte heran, und Pestalozzi entnahm aus der Lektüre von Johannes Müllers „Schweizer Geschichten" doch einige Anregungen, die er mit dem Titel „Ideen und Note zur Rangierung der Freiheitsbegriffe" entwurfartig zu Papier brachte.[18]) Es ist heute nunmehr bekannt, daß Pestalozzi im Jahre 1795 in einer hemmungslosen Selbstkritik sein fast fertiges anthropologisches Werk verwarf, vielleicht hatte ihn das realpolitische Erlebnis am Zürichsee zur Zeit der Stäfner Unruhen veranlaßt, das Philosophisch-politische wegen seiner Wandelbarkeit doch abzustreifen und nunmehr das Werk der „Nachforschungen" von allen Hüllen befreit heraustreten zu lassen.

Die Wirkungen der „Nachforschungen", des Werkes, das Herder als „Geburt des deutschen philosophischen Genius" bezeichnet hatte, zeigten sich nicht in der Weise, wie es zu erwarten war. Es sei erinnert, daß Pestalozzi und Geßner sowohl an eine zweite Auflage, Pestalozzi selbst an einen zweiten Teil dachte. Er hatte ja auch bis Ende 1797 diesen zweiten Teil ausgearbeitet, wenigstens hat Johann Rudolf Fischer, der nachmalige vertraute Sekretär des Ministers Stapfer, bei seinem Besuche auf dem Neuhof das „große Heft" über die „Wechselwirkungen der bürgerlichen Einrichtungen mit den hauptsächlichsten Zweigen der Kraft im Menschen" gesehen — Pestalozzi hat ihm, wie Fischer selbst an seine Freunde berichtet, daraus vorgelesen.[19]) Die vollständige Arbeit ist verlorengegangen. Es ist aber möglich gewesen, aus Resten ein leidlich verständliches Fragment zusammenzustellen, das unter der Bezeichnung als zweiter Teil der „Nachforschungen" mit dem Titel über „Barbarei und Kultur" im 12. Band der Kritischen Ausgabe abgedruckt wird. Wohl ist es damit nicht gelungen, die „Undeutlichkeit und Verwirrung im Buch", wie Pestalozzi selbst über die „Nachforschungen" urteilt, zu beseitigen, auch kann man nicht seine Absicht, „die Grundbegriffe desselben noch einmal zu durchdenken und sie, soviel mir möglich, in einem auffallenden Zusammenhang darzulegen", für andere vollständig realisieren, aber die Rekonstruktion dieses Teiles der „Nachforschungen" läßt doch einen genügenden Einblick in die

[18]) Kr. A. 10, 193ff. [19]) Pest.-Bl. 12, 1ff.

Ausweitung des geschichtsphilosophischen Denkens bei Pestalozzi zu.

Pestalozzi kennt weiterhin die drei Zustände des Menschen und der Menschheit. Ihn interessiert nunmehr vor allem der Übergang vom Naturzustand als dem Zustand des Glücks zum gesellschaftlichen Zustand, in dem das Glück verloren geht. Zwei Möglichkeiten stehen nach Pestalozzi offen. Es kann der Weg der Barbarei und der der Kultur eingeschlagen werden. Beide Begriffe bedeuten mithin nicht Perioden, sondern mit ihnen sollen Entwicklungsmöglichkeiten bezeichnet werden, obwohl Pestalozzi bei der Frage nach Europas Schicksal geneigt ist, Zeiten, in denen der Weg der Barbarei vorzugsweise begangen wurde, als barbarisch, und Zeiten, in denen Kultur herrschte, als kultiviert zu bezeichnen. „Der Mensch ist ursprünglich ein harmloses, gutmütiges Geschöpf, und seine ursprüngliche gute Beschaffenheit ist dahin, wenn er aufhört, dieses zu syn, und er muß es aufhören zu syn, sobald sein Instinkt ihn bym Sinnengenuß nicht mehr einfach befriediget. Sowie er den Instinkt mit seiner Begird nicht mehr verheltnismeßig feindet, fühlt er eine Krafft in sich selbst, den Gedanken herrschen zu machen über den Instinkt. Er wird sich eines Willens bewußt, er beschrenkt sein Wohlwollen durch disen Willen, sowie seine Harmlosigkeit durch seine Erfahrungen beschrenkt wird." Mit diesen Worten schildert Pestalozzi knapp den Übergang vom Naturzustand zum gesellschaftlichen Zustand.

Der Naturzustand ist gekennzeichnet durch Harmlosigkeit; der Mensch ist dem Schicksal unterworfen, sie zu verlieren, „und das Geschlecht entwikelt sich durch ihren Verlust". „Die Beschaffenheit der Erde begönstigt sie nicht." Durch „Unleidenlichkeit der Naturumständen" und Not entsteht das Unrecht und das Unrechtleiden und damit die Situation für die Entscheidung, ob der Weg der Barbarei oder der Kultur beschritten werden soll. Entgegengesetzte Lebenshaltung und isoliert gegenüberstehende Menschengruppen kennzeichnen die Situation an diesem Scheidepunkt. Unrecht und Not haben zwei Lager geschaffen, einmal Menschen, die vom Unrecht und der Not leben, darin schwelgen, zum anderen Menschen, die sich in diesem Zustand abhärmen. Die erste Gruppe hat keine Veranlassung irgend etwas zu ändern. Die vita apostolica, die communio bonorum, das Leben des Gau-

ners, das Leben des Großgrundbesitzers, das Leben des schwelgenden Sansculotten und des aristokratischen Höflings — man sieht, wie hier aus der Zeitgeschichte die an sich zeitlosen Begriffe der Barbarei und der Kultur illustriert werden — alle diese beharrlichen Lebenshaltungen haben in sich keinen Grund zu irgendeiner Veränderung. Um sich in diesen schwelgenden Zuständen der Verbindung von Glück, Macht, Genuß und Kunst ohne Unterordnung unter den Zweck der Gesellschaft zu erhalten, kann man — man muß nicht — zu Mitteln der Gewalt und Korruption im eigentlichen Wortsinne greifen. Korruptibilität ist das Wesen der Barbarei, kennzeichnet die Behauptung der Instinktansprüche in den einzelnen Lebensgebieten. Pestalozzi erkennt den entscheidenden, an sich vollkommen schuldlosen Hauptfaktor der Barbarei in der Existenz des Eigentums und findet bei der Betrachtung dieses aus Anstrengung um Selbsterhaltung hervorgegangenen Aktivums eben jene Kraftquellen, die auch für den Besitzlosen die Möglichkeit, sich ein würdiges Leben zu schaffen, bieten könnte. Die abhärmende Passivität des Menschen, die Entbehrungskraft, kann auch aus Unglück, Abhängigkeit, Mangel und Unfertigkeit die Anstrengung gebären, die zur Gestaltung von etwas Neuem drängt. Sie „foderet das Anketten der Eigenthumsbegriffen an die ursprüngliche Ursach der Abenderung der Gemeinrechte an das Eigenthumsrecht und allgemeine Verhütung des Rükfallens der Individuen zu den Anmaßungen des Instinkts". Was ist aber das Ziel und die ersehnte Folge dieser Anstrengung? Die Idee des Rechts, sie stellt die Progression in den Mitteln, „die verlohrne Krafft des Instinkts meines Geschlechts befriedigend zu ersezen", dar, sie garantiert die Kultur, deren Wesen Perfektibilität ist. Pestalozzi ist nun nicht der Meinung, daß unbedingt nur die abhärmende Lage der Menschheit zur Kultur führen könne, und daß unbedingt die schwelgende Lage zur Barbarei führen müsse. Wie schon der schwelgende Zustand bei der Entstehung des Eigentums ohne die Anstrengung nicht zu denken war, so kann sich natürlich diese Anstrengung über die erste Leistung hinaus sozusagen gutartig fortsetzen. Geschieht dies auf der Basis des Rechts und übersteigert die sich abhärmende Schicht nicht ihre Forderungen, dann wird ein sehr erstrebenswerter, harmonischer Zustand der Kultur erreicht. Die Gesetze als Kodifikation des Rechts

müssen sich also gegen die Anmaßungen des Instinkts im gesellschaftlichen Zustand wenden. Das kann nur im Staat geschehen, der die Gesetze schafft und in Sittlichkeit und Gerechtigkeit einen bestimmten Kulturgrad gewährleistet. Das Ziel dieser im Staat gegebenen Kultur ist der Friede. Neben äußerem Krieg können Monopole, Privilegien, Prozesse die Staatskultur gefährden.

Die in diesem Zusammenhang auftauchende interessante Frage nach Europas Schicksal wird bedingt durch Pestalozzis Stellung zur Revolution. Die „französische Epoche", wie er sie nennt, ist „ein Versuch, die erkandte Hinternisse der geseligen Cultur und ihrer Fundamente allgemein zu bekämpfen, den Civismus der Barbarysystemen mit dem Punkt der Nationalaufklerung aufzuheben, d. h. die Rechtsgenießung der Privilegienständen, insofehrn selbige Mitel zur Unterhaltung der Barbary, aufzuheben, insofehrn sie Mitel der geseligen Cultur, allgemein zu heben. Diese Epoche mußte mit Gewalt anfangen, aber sie muß mit Psychologie enden." „Was auch das momentane Schiksahl von Europa syn wird, so ist ein Vorschritt von bürgerlicher Rechtswahrheit in das Menschengeschlecht ausgegossen, der ihns nicht länger in den Barbarenformen der Vorzeit stehen lassen wird. Wenn auch alle Könige wieder auf ihre Trohnen komen, so wird Europa konstitutionell regiert werden. Der Geist der Epoche ist Drang der Verdienstansprüche gegen die Erschlappungsgenießungen des Herkomens."

Diese Fortsetzung der „Nachforschungen" geht also in eine ausgesprochene Stellungnahme zur Gegenwart Pestalozzis aus. Das Werk ist in der Tat eine wenn auch nicht sehr weitgehende psychologische Vertiefung der Anschauungen, soweit sich das eben aus dem spärlichen Befund der Handschriften ersehen läßt. Deskriptiv werden solche Haltungen wie Harmlosigkeit, Anstrengung, Schwelgen, Abhärmen behandelt. Pestalozzi hat es dabei auch nicht bewenden lassen wollen, denn er spricht offen aus, daß eine solche Aktion, wie sie in der Anstrengung vorliegt, weitgehendst „psychologisch organisiert" werden soll.

Mit den Begriffen Korruptibilität und Perfektibilität scheint Pestalozzi altes Gedankengut der Aufklärung verwendet zu haben Gerade die Gegenüberstellung beider Begriffe ist den französischen Denkern geläufig, während die deutschen meist nur das Problem

der Perfektibilität verfolgt, dieses allerdings ganz wesentlich vertieft haben. Es wäre beispielsweise nicht verwunderlich, wenn Pestalozzi das posthum erschienene Werk des Claude Adrien Helvetius „De l'homme, de ces facultés intellectuelles et de son éducation" gekannt hätte. Dem thematischen Ansatz der Probleme bei Pestalozzi würde das wohl entsprechen, wenn auch nicht der Durchführung. Helvetius verwendet beide Begriffe in Antithese; von ihm scheint sie in dieser Form Condorcet übernommen zu haben. Pestalozzi hat Condorcets geschichtsphilosophisches Hauptwerk „Esquisse d'un tableau historique" gekannt und sich Auszüge daraus gemacht.[20]) Allerdings arbeitet der Franzose das Begriffspaar nicht besonders heraus, so daß man schließlich annehmen muß, daß beide Begriffe, ohne daß man die gedankliche Herkunft kannte, ethisch-politische Schlagwörter waren, die jedermann sofort verstand, wenngleich man Umfang und Inhalt nicht exakt zu beschreiben vermochte.

Auf ganz anderem Wege förderte Pestalozzi nach dieser ersten Erweiterung der „Nachforschungen" geschichtsphilosophische Probleme. Für das Ende des Jahres 1799 konnte ich ein paar Entwürfe und ein Fragment festlegen, die mit dem Titel „Die Sprache als Fundament der Kultur" im 13. Band der Kritischen Ausgabe abgedruckt wurden.[21]) Zweifelsfrei ist die neue Fragestellung aus dem pädagogischen Erlebnis von Stans erwachsen. Es handelt sich gewissermaßen, wenn wir den Anschluß an das Vorige suchen, um das Objekt des anstrengenden Verhaltens beim Übergang von Naturzustand zum gesellschaftlichen. Der Mensch muß zu Einsichten und Fertigkeiten gelangen, um in der „Kunstexistenz" des gesellschaftlichen Zustandes bestehen zu können. Dazu muß er gebildet werden. Die Sprache allein besitzt die Bildungskraft, die in Kontamination mit einer besseren, edleren Anschauungsweise ihre Wirkung zur Erzielung klarer Einsichten ausübt. „Wenn ich den ganzen Umfang der Sprache zum Fundament meiner Erkenntnis lege, so habe ich das allgemeine Resultat der menschlichen Geistesentwicklung in seinem ganzen Umfang . . . zum Fundament meiner

[20]) Kr. A. 11, 37 ff.

[21]) Kr. A. 13, 33 ff., aus einem nachträglich gefundenen Manuskript (Zürich, Zentralbibl. Mappe 305 VI 42) ergibt sich, daß dieses Fragment als Vorrede zu einem größeren Werk gedacht war („Vorrede zu meinem neuen ABC-Buch von Pestalozzi").

Erkenntnis gelegt." In der Sprache sind die dem menschlichen Geschlecht und seiner Erkenntnis zugänglichen Wahrheiten niedergelegt. „Für den Menschen ist gewiß alles das Wahrheit, was er vermöge seiner Natur genötigt worden ist, für sich und sein Geschlecht in Worte zu kleiden... Die Sprache ist der allgemeine Rükwurf der Eindrücke, den die Natur auf das Bewußtsein meiner allgemeinen Verbindung mit ihr in mir hervorgebracht hat." An einer anderen Stelle, in einem Entwurf des Jahres 1802, sagt Pestalozzi zum gleichen Problem: „Jede Sprach ist an sich selbst nicht anders als eine künstliche Rückgab aller Realeindrücke, die die Natur directe und indirecte auf unser Geschlecht macht. Es herrscht daher eine unbeschreibliche Harmonie zwüschen dem Ganzen einer Sprach und dem Culturpunkt, auf welchem jede Nation, die sie redt, steth."[22]) Das aus der Verbindung des menschlichen Geistes mit der ihn umgebenden Welt resultierende Sprachgut ist jedem Menschen zugänglich, weil das Individuum in allem mit dem allgemeinen Geist übereinstimmt, was dieser an „Realintuition" in der Sprache geschaffen hat. Die Sprache ist das „Vehiculum veritatis" oder das Mittel, die „Intuitionslücke" unserer Natur nach Möglichkeit auszufüllen. Sie ist eben das Fundament aller Kultur, und die Bemühung, reden zu lehren, die erste Anstrengung, um aus dem Naturzustand in den gesellschaftlichen Zustand zu gelangen.

Mit der Arbeit „Die Sprache als Fundament der Kultur" ist die Zwischenstufe zwischen „Nachforschungen" und dem pädagogischen Hauptwerk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", gegeben, indem dann die Fundamente der Bildung über die Sprache hinaus, oder man möchte lieber sagen, vor der Sprache noch in Form und Zahl gesehen werden. Es kann an dieser Stelle nicht darauf eingegangen werden, wie sich im Einzelnen in der Entstehung des pädagogischen Hauptwerkes aus seinen Entwürfen heraus langsam die Situation von der Sprache als alleinigem Fundament zur Dreiheit Form, Zahl und Schall verschiebt. Da bei dem pädagogischen Bemühen die Behandlung der Sprache nicht nur zeitlich im Vordergrund stand, sondern auch literarisch bei der Erörterung in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" den größten Raum einnahm, hat man naturgemäß danach gefragt, wie Pestalozzi eben zu der

[22]) Zentralbibl. Zürich, Mappe 303 V.

Hervorkehrung der Sprache als Kulturfundament gekommen sein mag. Ich hatte erwähnt, daß sehr frühe eine Meinung auftrat, wonach Pestalozzi mit Herder über diese Dinge in Verbindung gewesen sein soll, und einige neuere Interpreten sehen in einer solchen Verbindung die Möglichkeit einer letzten Lösung. Gerade das geistvolle Buch Delekats widmet dem Herder kongenialen Nachdenken Pestalozzis durch eine Analyse der Herderschen Preisschrift „Vom Ursprung der Sprache" aus dem Jahre 1772 eine lange, im ganzen für das Verständnis Pestalozzis nicht unfruchtbare Untersuchung.[23]) Indes möchte ich auch hier wieder streng historisch vorgehen. Solange nicht die erwähnte Beziehung Herder-Pestalozzi in Hinsicht auf die Sprache auch quellenmäßig vorliegt — sie kann eine Fiktion hermeneutischer Art sein —, muß man sich mit der völlig plausiblen Erklärung begnügen, daß Pestalozzi von sich aus, eben aus dem pädagogischen Erlebnis von Stans heraus, wo ihm und seinen Waisenkindern außer dem gesprochenen Wort ein anderes pädagogisches Mittel überhaupt nicht zur Verfügung stand, zu seinem Nachdenken über die Sprache kam. Die enge Verknüpfung des Sprachproblems mit dem Anschauungsproblem spezifisch pestalozzischer Art zeigt deutlich, daß die große Entdeckung des Schweizers um 1800, die seine Weltgeltung herbeiführte, einem kulturphilosophischen Aspekt seine Entstehung verdankt. Leider ist diese Tatsache nicht genügend bekannt. Aus der anderen Seite glaubt man, wenn man vom Werden kulturphilosophischer Gedanken überhaupt spricht, ganz an Pestalozzi vorübergehen zu können.

Niederer hat sehr früh, zu einer Zeit, als er kaum mit Pestalozzi in Beziehung getreten war, im Oktober 1800, aus der Kenntnis der pestalozzischen Erörterungen heraus die geistesgeschichtliche Bedeutung des großen Schweizers voll erkannt. Bei der Erkenntnis, daß alle Zeitalter trotz glänzender Leistungen im Einzelnen doch einseitig gewesen sind, indem sie für das Menschentum wenig von Ewigkeitswert geschaffen haben, wagt er zu behaupten, es könne nur eine „Revolution der Formen", wie sie Pestalozzi plante eine Besserung herbeiführen, „damit der Mensch durch sein inneres Regen und nach dem Gesetz der Freiheit sich ausbilde". Der Mensch muß mit der gesamten Kultur in Verbindung

[23]) Delekat, Johann Heinrich Pestalozzi, Leipzig ^{2}1928, S. 271ff.

gebracht werden und ihre Kräfte kennenlernen. „Gemeinschaftliches Zusammenwirken dieser Kräfte zum Ziele der Menschheit, dies und dies allein ist das echte Kennzeichen jeder bleibenden Cultur." Niederer sieht im Gedankengebäude Pestalozzis schon so früh eben diese „Revolution der Formen" und betont, daß das Wirken dieses seltenen Mannes im Dienste der Menschheit epochemachend sei.[24])

Nachdem nun Pestalozzi sein pädagogisches Hauptwerk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" vorgelegt hatte, trat der geschichtsphilosophische Gesichtspunkt bei ihm wieder in den Vordergrund. Es scheint für ihn eine Art geistige Erholung gewesen zu sein, wenn er nunmehr in Burgdorf bei aller praktischen Arbeit in seinem Institut in den Mußestunden der Jahre 1801 und 1802 an einem großen Werke, den „Epochen", arbeitete, von dem wir bisher nur ein kleines Stück und dieses auch noch in Niedererscher Zustutzung kennen. Die ganze Schrift ist jetzt gefunden; es konnten zwei Fassungen festgelegt werden.[25]) Rein äußerlich erhöht sich dadurch der Umfang auf das Sechsfache des bisher Bekannten, abgesehen davon, daß es möglich war, den reinen pestalozzischen Text auch für das Bekannte wiederherzustellen. Verschiedene Briefstellen geben uns Kenntnis von dem Zustandekommen des Werkes. Interessant ist, daß Niederer auch hier wieder der Mann gewesen ist, der, obwohl noch nicht in Burgdorf tätig, aus der Ferne mit großem Interesse das Werk verfolgte. Er bedauerte, als er im November 1802 zu Besuch in Burgdorf weilte[26]), nur die erste kürzere Fassung zur Verfügung zu haben, da Pestalozzi sein endgültiges Werk mit nach Paris genommen hatte.[27])

Im ganzen liegen die „Epochen" auf dem direkten Wege geschichtsphilosophischer Besinnung, der von den „Nachforschungen" aus beschritten wurde. Ziemlich konsequent geht Pestalozzi von seinem Grundgedanken aus, daß die Geschichte der Menschheit in großen Zuständen abläuft, hier Epochen genannt. Das alte Schema der drei Zustände ist abgestreift; in fünf großen Epochen läuft die Geschichte ab, nicht zeitlich voneinander abgetrennt,

---

[24]) Morf II, 86. [25]) Wird in Bd. 14 der Kr. A. abgedruckt.

[26]) Morf II, 100.

[27]) Niederer hat trotzdem „Bemerkungen" zu dieser Schrift niedergeschrieben (Zentralbibl. Zürich, Mappe 622, 4).

sondern mehr inhaltlich. Es sind aber nicht die fünf ökonomischen Epochen (Sammler und Räuber, Pflanzer, Gewerber, Tauschhändler, Geldhändler) aus der Arbeit „Über die Entstehung der sittlichen Begriffe in der Entwicklung der Menschheit" vom Jahre 1785—86, sondern die Abschnitte werden ganz anders charakterisiert. Vielleicht nicht mit Unrecht kann man in der Wiederkehr der epochalen Einteilung der Menschheitsgeschichte einen Einfluß Condorcets erkennen.

Pestalozzi kam es darauf an, Mittel aufzufinden, „dem ewigen Kreislauf ein Ende zu machen, innert welchem sich unser Geschlecht von jeher zwischen den Übeln der Barbarei und denjenigen der Erschlaffung" — Erschlaffung bedeutet das fehlgeschlagene Kulturmühen, das aber noch nicht einem Rückfall in die Barbarei gleichkommt — „herumtreibt". Aus der Einstellung zur Zeitlage ergibt sich die Grundhaltung bei der Abfassung der Schrift: „Wir haben in unserm Welttheil einmal genug alles Einzelne verhunzt, damit das Ganze den Schein einer Comediantenvollkomenheit gewinne. Laßt uns einmal wieder dahin zurükkommen, das Einzelne gut zu besorgen, damit die Vollkomenheit des Ganzen in seinen Teilen innere Wahrheit erhalte." Also übertragen in den sonstigen Sprachgebrauch Pestalozzis: Psychologische Organisierung der Faktoren, die die Gegenwart geschaffen haben und die die kulturelle Lage halten, ist nötig. Angewandt auf die Geschichte: Psychologische Untersuchung der Anlagen und Kräfte der Menschen, von denen Geschehen ausgeht, nicht der Taten, des Geschaffenen ist die Hauptaufgabe. Und schließlich der Zweck des Ganzen: Veredlung des Menschen, an die Pestalozzi optimistisch glaubt. Der Mensch ist dann veredelt, wenn er weise ist, das Gute zu kennen, Kraft besitzt, das Gute zu können, sittlich ist, das Gute zu wollen.

Es käme nun darauf an, die einzelnen Epochen dieses Geschichtsbildes zu charakterisieren:

In der Roheit der ersten Epoche nähren sich die Anlagen des Menschen von einer regellosen, freien, sinnlichen Anschauung der kunstlosen Natur. Das Nahe wird lebendig und vereinzelt aufgefaßt; der Körper wird stark und gewandt im einzelnen Gebrauch, so daß eine bestimmte Art physischer Selbständigkeit erreicht wird. Bestimmte primitive moralische Eigenschaften wie Wohl-

wollen und Traulichkeit regeln den Verkehr zum Nächsten. ,,Unkunde und Unbehelflichkeit" sind die Kriterien dieser Epoche. Auf die Dauer aber tritt individuelle Verfälschung der Grundanlagen ein. Das Übel entsteht und damit ein Nachsinnen über seine Beseitigung. Ein höheres Wesen wird geahnt, ohne daß es zu einer besonderen Stellungnahme des Menschen dazu käme. Die Notwendigkeit einer bestimmten Regelung im Verkehr mit dem Nächsten wird gefühlt, aber alles scheitert eben an der konstitutiven ,,Unkunde und Unbehelflichkeit".

Die zweite Epoche zeigt eine bedeutende Steigerung in der Entwicklung der Anlagen. Einzelne Anschauungen, einzelne Fertigkeiten, einzelne triebartige Regungen werden verallgemeinert. Der Mensch greift zur Selbsthilfe. Aus Furcht vor dem wiederkehrenden Übel geht die Ahnung des höheren Wesens über in religiösen Kultus, geregelt von Zauberern, Propheten und Priestern. Aus Furcht vor Gewalttätigkeit und zu ihrer Beseitigung wird das Eigentum geschützt und verteidigt, wird der Anfang eines Rechts geschaffen, die Arbeit wird geregelt und verteilt, Herrschaft und Dienstbarkeit entsteht. Zur Beseitigung der Unwahrheit werden die ersten Erfahrungen gesammelt. Es kann dazu kommen, daß ,,die Erstlinge unserer intellektuellen, sittlichen und physischen Selbsthilfe nicht harmonisch mit dem Wesen unserer Natur benutzt" werden. Lieblosigkeit, Gewalt und Dummheit ist die Folge — die Harmonie dieser Epoche ist vernichtet.

In einer dritten Epoche nutzt der Mensch die Erfahrung der Vergangenheit auf Grund noch nicht verdorbener Natureigenschaften aus. Es zeigt sich Einfachheit in seinem Tun, hoher Mut in seiner Brust, Wohlwollen in seinem Herzen. Dahinter lauert aber das Verderben, das aus der Abschwächung der Selbstkraft in uns entsteht. Eine bürgerliche Organisation eines lieblosen Gottesdienstes, eine kirchliche Heiligung des rechtlosen Königsdienstes, eine gewalttätige Handhabung der Irrtümer zeigt so recht die Verstrickung der drei Lebensgebiete Religion, Politik und Wissenschaft. Gewiß fühlt der Mensch die Entstellung durch eine falsch geleitete ,,Kunstkraft", aber sein dunkles Gefühl wird überstrahlt durch den Schein der ,,Personalisierung", der ,,Veramtlichung" jedweder Tätigkeit auf den Lebensgebieten, wodurch einerseits Doktrinarismus, geistlose Abstraktion, auf der anderen Seite Ge-

wohnheit und Nachahmung sich breitmachen. Das servum pecus imitatorum, das sklavische Gezücht der Nachahmer, ist das Kriterium dieser Epoche. Pestalozzi charakterisiert in Kontinuität mit den vorigen Epochen die dritte Epoche sehr drastisch: ,,Das thierische Verderben ist kirchlich, burgerlich und wüssenschaftlich organisiert. Es ist dann vollbracht: der Instinkt kann nichts weiter begehren. Der Wahn unterstützt ihn vom Altar aus, die Gewalt schützt ihn vom Trohn aus, und die armen Wüssenschaften tanzen dann um die Linie der Cabinetsallmacht des Trohns und die Unfehlbarkeit des Altars wie hölische Bauren um einen Dudelsack." Die ,,kraftvolle Derbheit" ist einer weichlichen ,,Erschlaffung gewichen, die nicht weit von dem Rückfall in Barbarei entfernt ist".

Der Verfall geht in einer vierten Epoche weiter, in der Epoche, in der Pestalozzis Leben begonnen hat. Die Meinungen häufen sich, eine anschauungslose, unvernünftige Vielwisserei, genau so viel wert wie Unwissenheit, entsteht; die Wahrheit ist verschwunden. Die Gewohnheiten versteifen sich zu Handlungen eines handwerklichen Esprit du Corps und enden in einer faktischen Ungeschicklichkeit. Sitten entstehen und schaffen unter den Menschen weit von Sittlichkeit und Recht entfernte Gefühllosigkeit und Sorglosigkeit. Es kommt, um mit den Worten Pestalozzis zu reden, zu einer Verneblung aller Kräfte des Kennens, zu einer Verpfuscherei aller Mittel des Könnens und einer Verpfafferei aller Mittel des Wollens. Alle Kräfte sind vernichtet, ein Zustand der ,,Verhärtung" ist eingetreten. Und doch flackert allerwärts aus dem Dunkel ein neues Licht auf: ein ,,gemeinsames Instinktinteresse" ragt durch und bietet die Möglichkeit zu einer neuen Hoffnung.

Die Hoffnung kann in der fünften Epoche erfüllt werden, in jener Epoche, die man wohl als Periode des Umsturzes bezeichnen kann, und in der Pestalozzis Leben sich vollenden wird. Es ist eine Zeit, vergleichbar den großen Zeitwenden, die Jesus und Luther herbeiführten. Verderbliche Irrungen gehen in Taten über. Die Tragik der Revolution ist es, daß sie steckenblieb und damit uns dem Ende näher brachte, als wir dachten. Regieren und Regiertsein, diese beiden Haltungen in der Menschheit, die sie überhaupt garantieren, sind vernichtet, weil man nicht vom Wesen der Menschennatur ausgeht, sondern von ihrem Verderben. Es ist die Epoche der ,,Nichtsmeinung oder der Nullität aller Meinungen",

es ist die Epoche des „Nichtmehrdaseins“, man ist „an den Grenzen der Verirrungen, deren wir als cultiviertes Volk fähig sind“. Wir müssen entweder resignieren, den Zweck der Kultur verneinen und damit den Zirkel, der von der Barbarei über die Kultur, über deren Erschlaffung zur Barbarei zurückführt, schließen — oder wir müssen von vorn anfangen! Und da erhebt sich aus der vernichtenden Kulturkritik der herrliche Optimismus des als Narren verschrienen Weisen: Die Veredlung des Menschengeschlechts ist kein Traum. „Wir müssen uns durch uns selbst und durch Anstrengungen und Anstalten vollenden, die auf das Wesen der menschlichen Natur und nicht auf das Verderben derselben gebaut sind.“ „Das Äußerste unseres Verderbens wekt das Innerste der menschlichen Kräfte immer mit einer seltenen Gewalt, und das Menschengeschlecht ist wie der einzelne Mensch im höchsten Todesschlaf seines gereiften Verderbens dem Erwachen seiner Kräfte näher als beim schlummernden Träumen des Halbwachens.“ Was beispielsweise auf dem Gebiet der Politik, des Staates, nottut, sagt folgende Stelle trefflich: „Tausend Köpfe brüten jetzt über Staatsverfassungen und kaum einer über das Wesen der Menschennatur, kaum einer erhebt sich dahin, den Anfangspunkt der Staatskunst in Gottes tiefster Werkstätte, im menschlichen Geist und menschlichen Herzen, aufzuspüren und so die äußere Verfassung unserer öffentlichen Einrichtungen mit dem Wesen der Menschennatur in Übereinstimmung zu bringen.“

Nicht nur auf dem Gebiete der Politik ist dieser Rückzug auf die Menschennatur nötig, sondern überall und allerwärts. In religiöser Hinsicht ist ein wahrer Gottesglaube in allen, vor allem auch im Kinde, zu erzeugen. Die heilige und unverletzliche Religion muß vom störenden „kirchlichen Beamtungspersonale“ befreit werden, oder dieses muß sich von Grund auf ändern. In bürgerlicher Hinsicht muß eine wahre Vaterlandsliebe mit der Achtung vor dem heiligen und unverletzlichen Recht verbunden sein. Gesetzgebung, Justiz und Polizei (letztere im Sinne von Staatsverwaltung) müssen sich grundsätzlich ändern. In wissenschaftlicher Hinsicht müssen in heiliger und unverletzlicher Wahrheitsempfänglichkeit und Wahrheitsliebe wahre Einsichten und Begriffe erreicht werden. Maulbrauchendes Gelehrtentum und Phrasenheldentum muß verschwinden.

Wir entbehren auch nicht des Vorbildes für eine solche Veredlung der Menschheit, gegründet auf das Wesen der Menschennatur. Jesus allein hat dies vollbracht, indem er mit der Betonung des Vaterverhältnisses Gottes und des Kindesverhältnisses der Menschen jene unverfälschte Verbindung der „Glieder des Menschenvereins" schuf, wie sie wahres Christentum darstellt. „Nein, die Veredlung ist kein Traum, aber wir müssen sie wollen, und zwar nicht im Geist jener Christenthümer, die den Verirrungen des Wahns, der bösen Gewalt und des blinden Glüks eben wie alle Heidenthümer unterlagen, und eben wie sie das Recht des Menschengeschlechts, das Heiligthum der Menschennatur, und die göttliche Wahrheit den wilden Ansprüchen eines jeden verwöhnten Günstlings des Throns, des Altars und des Glüks zum Gözenopfer darwarf; wir müssen sie wollen im Geist Jesu Christi, der mit Wahn, böser Gewalt und eiteln Anmaßungen keinen Frieden machte auf Erden und dem Unrecht und der Leidenschaft auf dem Thron eben wie demjenigen in den niedern Hütten einen ewigen Krieg ankündigte; wir müssen sie wollen, aber nicht im Geist jener Gesezmenschen, die das heilige Wesen des Rechts imer nur den Elendigkeiten seiner papiernen Formen preisgeben und die Sache der Wittwen und Waisen in der Eisgrube ihrer menschlichkeitslosen Pandekten vom Leben zum Tod bringen; wir müssen sie wollen im Geiste jenes Mannes, der von dem Unrechtleiden des Waisen mit heiligem Schauer redet und die Thränen der niedern Hütte mit seinen eignen aufzählt; wir müssen sie wollen, aber nicht im Geiste jener Kopfmenschen, die mit ihrer steinernen Wahrheit Thürme bauen auf Berge, aber die sinkende Hütte im Thal mit keinem Balken unterstützen; wir müssen sie wollen im Geiste jenes Mannes, der zu den selbstsüchtigen Kopfmenschen seiner Zeit sagt: Lasset die Kinder zu mir kommen! Anbetend und im Staub gebogen müssen wir sie wollen im Sinn und Geiste des Schöpfers unserer Natur, dessen Wohlgefallen es war, daß der Mensch sich nicht durch seinen Instinkt, sondern durch sich selbst vollende." „Wer nicht an das Werk der Veredlung glaubt, daß es möglich sei, der hebt das Werk der Erlösung des Menschengeschlechts in seinem wesentlichen Fundament auf."

Mit der Identifizierung des Veredlungswerkes mit dem Christentum ist überhaupt die Endstufe geschichtsphilosophischen

Denkens bei Pestalozzi erreicht. Sie war bei einer allgemein tiefen religiösen Anlage in dieser seltenen Persönlichkeit auch noch in nachdenklicher Arbeit bei der Lektüre der Evangelien entstanden. Seit 1800, als er Lavater um Hilfe für die religiöse Fundierung seiner Ansichten anging, und dieser ihm anriet, aus den Taten und Reden Jesu sich Vertiefung zu holen[28]), hat Pestalozzi mit seinem Religionslehrer Reichardt eine Lektüre der Evangelien vorgenommen, indem er seinen Mitarbeiter anwies, in Hinsicht auf die Rücklenkung des Gedanklichen auf das Wesen der Menschennatur Auszüge zu machen.[29])

Die ,,Epochen" stellen von Pestalozzis Seite den letzten großen Wurf geschichtsphilosophischer Art dar, in Zukunft hat Pestalozzi nie wieder so im Zusammenhang sein Geschichtsbild gezeichnet; allenfalls ragen noch in der Schrift ,,An die Unschuld" vom Jahre 1815 allgemeinere Gedanken in die kulturkritischen und realpolitischen Ausführungen ein. So reizvoll diese Schrift an sich ist, kann man sie doch aber mit Fug und Recht hier beiseite lassen. Bedauerlich ist, daß die ,,Epochen" im ganzen nie zum Druck gelangt sind. Es ist heute beschämend, wenn sie nunmehr textlich vollständig vorliegen, zu sehen, daß Pestalozzi zu seinen Lebzeiten und auch noch später als irreligiös und unchristlich angesehen wurde. Hat es je einen Denker gegeben, der mit so deutlichen Worten Menschenveredlung mit wahrem Christentum gleichsetzte, der der Person Jesu eine solche eminent bedeutsame Stellung im Weltgeschehen zuwies, dabei aber das christologische Problem der Erlösung der Menschheit in seine Konzeption einschloß!

Damit bin ich am Ende der deskriptiven Erörterung über das Geschichtsbild Pestalozzis, und es ist nunmehr meine Aufgabe, all dies kurz kategorial zu behandeln, wobei zu beachten ist, daß bei allen Darlegungen stillschweigend die Person Herders im Hintergrund stehen soll.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Pestalozzi nicht Geschichte schreiben wollte. Insofern ist es müßig, methodologische Begriffe, die sich aus der Problematik des Wesens und der Ziele von

---

[28]) Pest.-Bl. 19, 28.

[29]) Von Pestalozzis Hand sind der Schluß von ,,Bemerkungen zum Matthäusevangelium" vorhanden, die in Bd. 14 der Kr. A. veröffentlicht werden.

Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ergeben, überhaupt ins Auge zu fassen, ferner Untersuchungen über Objektivität und etwaige erkenntnistheoretische Voraussetzungen für sein Werk anzustellen. Pestalozzi war kein Historiker, obwohl er auch manchmal angesetzt hat, historische Stoffe zu sammeln, um sie darstellerisch zu verwerten. Er schrieb aber seine geschichtsphilosophischen Erörterungen nicht aus einer Untersuchung der Geschichtsfakten etwa nach dem Muster der zeitgenössischen Göttinger und Hallenser Historiker oder nach dem Muster seines Landsmanns Johannes Müller, er schuf eine Skizze der Menschheitsgeschichte von einer ganz anderen Voraussetzung aus. In unbarmherziger Kulturkritik an seiner Gegenwart hat Pestalozzi mit hohem, verantwortungsbewußtem Ethos sein Geschichtsbild in einem Denkprozeß sich abgerungen. Bestimmt haften dieser Konzeption, eben weil sie auf gleiche Weise entstanden war, die Züge der Aufklärung an, wie etwa die beinahe mit Sehnsucht und Wehmut vorgetragene Verherrlichung primitiver Stufen. Aber wer hätte von seinen Vorgängern wie Rousseau, Home, Iselin sich auf die Plattform erhoben, von der aus Pestalozzi überhaupt erst seinen Blick wagte!

Man muß also jede methodologische Erörterung über das Zustandekommen seiner geschichtsphilosophischen Werke außer acht lassen, man kann höchstens zu den Maßstabbegriffen einigermaßen Stellung nehmen. Der bedeutendste Maßstab seines Denkens ist die Idee der Humanität. Man zögert für Pestalozzi diesen dehnbaren, nie eindeutig je fixierten Begriff, dem ohnehin der aristokratische Stempel des Klassizismus oder die Welt des kategorischen Imperativs anhaften, anzuwenden. Bestimmt ist die Forderung nach Menschenveredlung und der Glaube an sie — das ist die pestalozzische Humanität — nicht aus einer verstandesmäßigen Erkenntnis entstanden, sondern mehr aus einer empirischen, vulgärpsychologischen, keineswegs flachen Meditation am seelischen Habitus der Gattung Mensch. Daß es in der Natur einer solchen Betrachtung liegt, nicht am Einzelnen hängen zu bleiben, ist selbstverständlich. Aber nicht ganz so selbstverständlich ist es, daß ein so gearteter Betrachter des Weltbildes seinen Blick wendet nach der Verbindung des Humanitätsgedankens mit der Religion. Es ist zuzugeben, daß es jedem Humanitätsgedanken immanent

ist, ein hohes und höchstes Ziel des Strebens aufzustellen. Aber dieses Ziel kann durchaus auf einer säkularen Warte aufgesteckt sein. Hier bei Pestalozzi findet sich nun die grandiose Wendung, über die man bei der Kenntnis seines Ausgangspunktes von stark erdengebundener Kulturkritik des Daseins geradezu erstaunt ist, nämlich daß die Verbindung der Humanität mit dem christlichen Glaubensleben als die Lösung des Problems hingestellt wird.

Nicht weit ist von hier der Weg zu Erörterungen über den Schicksalsbegriff. Pestalozzi kennt diesen Begriff, aber nicht in der Form, der von außen oder innen regelnden Norm des geschichtlichen Ablaufs, sondern lediglich als vorausgesagte Erfüllung des Morgigen mit einer Neigung zur nemesishaften Entscheidung des Entweder-Oder. Wir finden nicht nur bei ihm in der scharfen Kulturkritik das fatalistische: Wir sind am Ende! und das imperativisch-optimistische: Wir müssen die menschliche Veredlung wollen! — auch in der Entwicklung des Menschengeschlechts ist die Entscheidung Barbarei oder Kultur der schicksalhafte, Glück oder Unglück bringende Wendepunkt.

Nunmehr wird man auf zwei weitere Probleme geführt, die im Geschichtsbild Pestalozzis zwar nicht theoretisch erörtert, ja nicht einmal gebraucht werden, aber doch dem Ganzen innewohnen: die Frage nach Gesetz oder Singularität. Diese Frage kann in Hinsicht auf Pestalozzi nicht beantwortet werden, bevor man wieder sich nicht erinnert, daß Pestalozzis Geschichtsbild nicht am faktischen Weltgeschehen abgelesen ist, und bevor man sich nicht Klarheit über das Problem der Periode bei Pestalozzi verschafft hat. Pestalozzi macht in seinem Geschichtsbild verschiedene Zäsuren:

1785/86	1797	1802
1. Sammler und Räuber	Stand der Natur	1. Epoche
2. Pflanzer	Stand der Gesellschaft	2. Epoche
3. Gewerber		3. Epoche
4. Tauschhändler		4. Epoche
5. Geldhändler		
	Stand der Sittlichkeit	5. Epoche

Es wäre ein müßiges Beginnen, wollte man nunmehr aus irgendeiner nationalen Entwicklung heraus die Perioden zeitlich festlegen, man käme wohl aus der Diskussion darüber gar nicht heraus. Vielmehr muß man diese beinahe unzeitlichen Geschehens-

schichten als Schemata auffassen, die vielleicht bei Bedarf einmal angelegt werden können, obwohl das gar nicht in der Absicht Pestalozzis liegt. Das auffallend Konstruktive dieser Abläufe ermöglicht es, von einem bedingt gültigen Gesetz zu sprechen, unter dem der Ablauf der Menschheitsgeschichte von einem allgemein tierischen Zustand über einen, so muß man ergänzen, nach Völkern verschiedenen Zustand der Gesellschaft zu einem allgemeinen Endzustand der Menschheit, sich auswirkend an den verschiedensten Stellen des Erdballs, erfolgt.

Nach diesen paar Bemerkungen über methodologische und Maßstabbegriffe müssen wir nun dazu übergehen, die Auffassungskategorien kennenzulernen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Pestalozzis Geschichtsbild rationalistischen Charakters ist, und es kann auch gar nicht bezweifelt werden, daß soziologische Auffassungskategorien dem Ganzen zugrunde liegen. Uns, die wir uns soziologische Systeme in beträchtlicher Anzahl vorführen lassen mußten, ist es gewiß geläufig, die Stellung der Gesellschaft in einer Geschichtskonstruktion rein formal als wichtig anzusehen, wir sind aber auch heute darüber hinaus, eben weil vor uns die Umwälzung des 19. Jahrh. lag, und unser Denken haftet nicht mehr beim völlig unklaren Gesellschaftsbegriff des 18. Jahrh. Es kann bei allem nachhaltigen Verweilen Pestalozzis bei der Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes eben nicht behauptet werden, daß bei ihm der Begriff der Gesellschaft klarer und sauberer als sonst herauskäme; wollte man ihn herausarbeiten, so müßte sehr viel Spreu von Weizen gesondert werden. Ich glaube aber kaum, daß sich dies tun ließe, ohne auf die Anwendungen des Begriffes Gesellschaft im 18. Jahrh. bei anderen etwa bei Rousseau, Montesquieu, Comte einzugehen. Man müßte zwischen dem an sich trivialen periodischen Gesellschaftsbegriff und der bei manchen Denkern schon besser herauskommenden Anwendung des Begriffs für den Träger des geschichtlichen Lebens unterscheiden. Ferner müßte man beachten, ob dem Gesellschaftsbegriff andere soziologische Begriffe koordiniert oder subordiniert sind. Bei Pestalozzi liegt die Sache so, daß Begriffe wie Macht, Recht, Staat und Volk dem Zentralbegriff anhaften und eine große Rolle spielen, obwohl alle diese Termini nicht mit Sicherheit eingebaut, sondern mehr landläufig verwendet werden. Es wäre außerordentlich reizvoll und

bedeutete eine Aufgabe für die Soziologen, diese Dinge genau zu untersuchen, dazu bedürfte es allerdings einer restlosen Belesenheit im Pestalozzischen Schrifttum.

Bei der Frage nach Gesetz oder Singularität war bereits auf das Problem der geschichtlichen Periode eingegangen worden. Auf dieses Problem stößt man wieder, wenn man nach dem Sinn der Geschichte bei Pestalozzi fragt. Es ist bekannt, daß man damit im weiteren Sinne formal das beliebige Verhältnis zur Geschichte bezeichnen und darunter eine psychologische Kategorie verstehen kann, daß aber im engeren Sinne eine bestimmt umrissene Einstellung zur Welt, eine inhaltliche Bezeichnung des Weltgefühls, das Geschichte in bestimmter Weise wertet, gemeint ist. Zuzugeben ist, daß beide Haltungen sich nur selten so sauber entwirren lassen, wie das eben zum Zwecke der wissenschaftlichen Erkenntnis geschah. Wer würde da erwarten, daß ein Mann wie Pestalozzi, bei dem kein Gedanke, keine Haltung, keine Tat isoliert dasteht, in seinem Verhältnis zur Geschichte und in seinem wertenden Weltgefühl besonders einfach zu beurteilen wäre! Bestimmt eignet ihm eine kulturkonservative Gesinnung, das aus der Vergangenheit zu erhalten und an dem sich zu erbauen, was Ewigkeitswert hat. Man denke an die selige Rückerinnerung an die Zeit der Väter oder an das immer wieder auftauchende Vorbild der Reformation. Aber man hat immer das Gefühl, daß Pestalozzi gegenüber der Geschichte in eine seltsame gehemmte Stimmung verfällt. Verkehrt ist es, was geschehen ist, Pestalozzi einen ahistorischen Menschen zu nennen. Das ist genau so schief, wie ihm Religion und Christentum abzusprechen. Gerade wenn man ein Kernstück der Frage nach dem historischen Sinn, den Entwicklungsbegriff, ins Auge faßt, wird man eine bestimmte historische Grundanschauung von seltenem Ausmaß feststellen können. Das Bild der „Epochen" und der „Stände" zeigt deutlich die Entwicklung von Anfängen zu einer Kompliziertheit in allen Lebensgebieten, ja zu einer Verbildung bis zum entscheidenden Endpunkt. Der Wechsel von Barbarei, Kultur, Erschlaffung wieder zur Barbarei schließt doch die Annahme einer Entwicklung ein, und bedenkt man gar das Ziel, die Veredlung des Menschengeschlechts, so wird man auch füglich den Gedanken des Fortschritts, schwach teleologisch motiviert, dem Gedanken der Entwicklung eingliedern können.

Schließlich muß man, um die Erörterung über Pestalozzis geschichtsphilosophische Probleme abzurunden, auch noch ein paar letzte Worte zur Behandlung der geschichtlichen Faktoren sagen. Es ist seltsam, daß Pestalozzi kaum einmal etwas über Klima, geographische Lage, über Völker, über Volksgeist, über das große Individuum, über die Umstände begrifflich aussagt. Wenn er bei seiner Kulturkritik oder bei der Schilderung der Zustände und Epochen alle diese Dinge gelegentlich streift, so tut er dies meist bis auf die Nennung von ein paar die Geschichte umwälzenden Individuen, wie eben Jesus und Luther, im Ausmaß eines Gemeinplatzes. Er kennt alle Faktoren, aber er arbeitet sie im einzelnen nicht heraus. Das entspricht durchaus seiner schriftstellerischen Gewohnheit und ist gewiß keine Flüchtigkeit. Pestalozzi ist seinem ganzen Denken und Tun nach nie ein Theoretiker gewesen. Er hat sich selbst genau gekannt und an vielen Stellen darauf hingewiesen, daß ihm deduktive Erörterungen nicht lagen, daß er ihnen aus dem Weg gegangen ist. „Ich bin für das eigentliche Philosophieren im wahren Sinn des Wortes schon seit meinen zwanziger Jahren zugrunde gerichtet; zum Glück brauche ich zur praktischen Ausführung meines Plans keine Art von derjenigen Philosophie, die mir so mühselig vorkommt."[30] „Was in meiner ganzen Darstellung Theorie und Urtheil ist, das ist unbedingt nichts anderes als die Folge einer beschränkten und höchst mühseligen Empirik und, ich muß es hinzusetzen, eines seltenen Glückes."[31] „Mein Gang ist überall, die Resultate empirischer Versuche als Tatsache darzulegen, was geschehen muß, wenn mit Solidität für die Hauptzwecke gearbeitet werden soll."[32] Diese Haltung, die schon den Typus, den Pestalozzi verkörpert, recht plastisch heraustreten läßt, hätte nicht ohne weiteres dahin auslaufen brauchen, alle historischen Faktoren ununtersucht zu lassen. Pestalozzi ist aber über eine Behandlung dieser Faktoren hinweggeeilt zu einem anderen Ziel. Betont er es doch selbst, daß es ihm daran gelegen hat, darzutun, was geschehen muß und soll, nicht was war und ist. Ethische Postulate machen das Wesen seiner mit heiligem Ernst vorgetragenen Mahnungen aus.

Zum Schluß seien noch einmal knapp Pestalozzi und Herder im Ganzen gegenübergestellt. Der bei allen systematischen Aus-

[30]) Kr. A. 13, 252. [31]) Kr. A. 13, 328. [32]) Pest.-Stud. 7, 62f.

führungen dieses Aufsatzes im Hintergrunde stehende Herder tritt jetzt noch einmal aus seinem Versteck hervor. Herder selbst war auch kein zünftiger Philosoph. Die schweren Angriffe Kants auf ihn sind ja hinreichend bekannt. Auch er ist Empiriker, aber er hat seine Erfahrungen ganz wesentlich durch fleißiges Studium unterbaut und damit ein Muster abgegeben, wie man bei tiefgehenden literarischen Arbeiten an anderen Geisteserzeugnissen ohne Verletzung der Lebensnähe doch zu wertvollen Schlüssen kommen kann. Ich möchte beinahe sagen, Herder ist der empirische Akademiker im Sinne des Begriffes der Akademie des 18. Jahrh. — er hat ja auch ein Teil Akademiepreise gewonnen. Sein Begriff der Humanität mit dem von Hamann hergeleiteten mystischen Einschlag der Beseligung hat etwas vom glückhaften Genießen des Auserwählten an sich. Pestalozzi, der den realen Verhältnissen ins Auge blickende Laie, hätte gern auch einmal für eine theoretische Arbeit einen Preis errungen, weil er ihn notwendig brauchte. Aber seine Stärke lag anderswo: Sein Begriff der Menschenveredlung mit dem evangeliengemäßen Einschlag gipfelt in Aktivität, in der Anstrengung zur befreienden Tat, zur Tat, die zu unternehmen er immer herbeisehnte, die ihm aber nur selten glückte.

BIOLOGISCHE GESICHTSPUNKTE IN J. BURCKHARDTS „GRIECHISCHER KULTURGESCHICHTE“

VON W. E. MÜHLMANN

An einer Stelle, wo Burckhardt sehr skeptisch über das „Vorhersehen des Künftigen“, also über Prophezeiungen handelt, schließt er: „Endlich mögen wir uns, auch was die Zukunft betrifft, unserer geringen Kenntnisse der Völkerbiologie von der physiologischen Seite bewußt sein“ (Weltgeschichtliche Betrachtungen, 15).[1]) Die Bedeutung dieser Bemerkung tritt um so mehr hervor, wenn man bedenkt, daß Burckhardt über die biologischen Kenntnisse seiner Zeit nicht verfügt hat; die Kapitel über die Naturwissenschaften in der „Griechischen Kulturgeschichte“ und der „Kultur der Renaissance in Italien“ hat er ausnehmend knapp behandelt, unter ausdrücklicher Berufung auf seine geringen Kenntnisse hierüber und seine mangelnde Kompetenz.[2])

---

[1]) Es wird durchgehends nach den Krönerschen Ausgaben von Burckhardts Werken zitiert. „Griechische Kulturgeschichte“, in drei Bänden, hrsg. v. R. Marx, Leipzig o. J. (1929); „Weltgeschichtliche Betrachtungen“, hrsg. v. R. Marx; o. J., „Die Zeit Konstantins des Großen“, 5. Aufl., o. J. (1924).

[2]) Wenn man von Burckhardt irgendwelche Äußerungen über die Bedeutung der „Rasse“ erwartet, wird man sich klar machen müssen, daß sie sich in sein Gesamtgeschichtsbild einbetten werden und dementsprechend zu bewerten sind. Für die geistesgeschichtliche Einordnung vgl. R. Marx im Nachwort der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, bes. S. 280f. Man wird, gerade bei Burckhardt, keine als grundlegende Entdeckungen vorgetragenen Ansichten finden. Dogmatische Festlegungen lagen ihm nicht, viel eher eine leise skeptische Haltung. Die „Rassentheorie“, sofern man von einer solchen bei ihm reden kann — wofür ich den Beweis zu erbringen hoffe —, tritt bei ihm nicht mit Pauken und Trompeten auf, wie man das sonst wohl gewohnt ist. Aber Burckhardt verwendet tatsächlich gelegentlich biologische Argumente, und zwar an geschichtlich entscheidenden Punkten. Die „historischen Anthropologen“ haben es nur noch nicht gemerkt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der im Oktober 1931 abgeschlossen wurde, ist nicht Historiker und muß insoweit den Leser um Nachsicht

Rasse und Kultur.

Die treibende Kraft der griechischen Nation und Kultur sieht Burckhardt in der von Natur gegebenen Anlage. Die Griechen sind ihm „das begabte Volk *kat' exochen*" (Gr. K. II 461), und unter den Griechen wieder stellt er die Athener am höchsten. „Fördernisse für den geistigen Vorrang Athens waren die zentrale Lage und die glückliche Mischung ländlicher und geschäftlicher Tätigkeit, welche Attika bot; die Hauptsache aber ist auch hier die höchste auf Erden dagewesene Anlage. Es ist, als hätte die Natur Jahrhunderte hindurch alle Kräfte gesammelt, um sie hier auszugeben... Eine Stadt will und kann am stärksten, was ein ganzes Volk will und gerne möchte, so wie etwa in einem Sohn eines Hauses die spezifische Familienanlage am stärksten auftritt" (III 116f.). Zu den Vorbedingungen für die griechische Kunst rechnet Burckhardt „die notorische Schönheit der Rasse", und für die Herkunft des griechischen Schönheitssinnes findet er wenigstens eine anthropologische Fragestellung: „Gerne wüßten wir, welches der Elemente, aus denen die Nation entstanden ist . . ., den Funken des Schönen in sich gehabt hat, und welches vorzugsweise bildnerisch und monumental gesinnt war" (II 84). Über die griechische Architektur wird bemerkt, es sei „nicht Sache jedes beliebigen Zeitraumes oder Volkes, dergleichen Formen zu schaffen" (II 126).

„Rassenglaube" der Griechen.

Da Burckhardt in seiner „Griechischen Kulturgeschichte" nach „Erkenntnis der lebendigen Kräfte" strebt, „der aufbauenden und zerstörenden" (I 4f.), richtet er sein Augenmerk auf die im Volksleben wirksamen „Dauertendenzen", und damit muß er von selber auf altgezüchtete Erblinien, auf die Rasse stoßen. Ausführlich wird der „Rassenglaube" der Griechen besprochen.[3])

---

bitten. Aber er hofft als Anthropologe und Soziologe ein gewisses Recht zu besitzen, die Gedanken, die er sich beim Lesen von Burckhardts Werken (vorab seiner „Griechischen Kulturgeschichte") gemacht hat, vor einem historischen Forum abzuhandeln.

[3]) Dieser darf an sich für uns kein anthropologisches Phänomen sein, sondern ein soziologisches — das dann aber seine anthropologischen Konsequenzen hat, weil der „Rassenglaube" züchtende Wirkung haben kann und bei den Griechen offenbar auch hatte. Es gibt so leicht keine Institution und keinen Glauben, die biologiseh irrelevant wären.

„Man verließ sich überall bei den Griechen auf den Anblick der Rasse, welche mit der physischen Schönheit den Ausdruck des Geistes verband" (Gr. K. I 422). „Was den Charakter betrifft, so herrscht der stärkste Rassenglaube" (III 29). Die Griechen glaubten an „Erblichkeit von Fähigkeiten" (I 392). Im Kapitel „Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens" werden die eugenischen Stellen aus Plato ausdrücklich zitiert (II, 70f.). Über die griechische Frühzeit wird bemerkt: „Freilich hält man nun auch die Rasse mit den gewaltsamen Mitteln einer Welt oben, welche nicht mehr die unsrige werden kann (! D. Verf.). Vor allem ist hier wieder der Überzeugung zu gedenken, daß nur das Gesunde zu leben verdiene." Burckhardt spricht von der „tiefen Angst (der Griechen und Römer) vor dem Abnormen" (— ein archaischer Zug, der, beiläufig erwähnt, auch die Angehörigen fast aller primitiven Völker auszeichnet), der Aussetzung von Mißgeburten, der Meinung Platos, kränkliche Leute sollten keine Kinder zeugen, von dem allgemein gebilligten Freitod von Greisen und Kranken, der Kindstötung bei armen Leuten, der Abtreibung und der biologischen „Nullität der Sklavenehen" (III 7; II 70, I 76). Er hebt die Fruchtbarkeit der frühen Griechen hervor. Zur Deutung der griechischen Kolonisation muß man nach seiner Meinung „noch eine große physiologische Tatsache zu Hilfe nehmen, nämlich die außerordentliche Fruchtbarkeit der Nation im 8. und wohl auch noch im 7. Jahrh., ohne welche die massenweise Aussendung von Kolonien gar nicht zu erklären wäre" (I 102; III 48). „Im ganzen ist die koloniale und agonale Zeit diejenige, da die Polis unter einer mit der Tyrannis alternierenden Aristokratie steht, und da neben dem festen Rassenglauben jenes eigentümliche Ideal der Kalokagathia, der Einheit von Adel, Reichtum und Trefflichkeit als Distinktivum der Griechen in Geltung ist, das seinen Herold in Pindar hat" (III 65). Später war selbst „die stärkste Demokratisierung nicht imstande, dieser Anschauung ein Ende zu machen. Alle schönen Reden von einer Wohlgeborenheit durch bloßen inneren Wert schlugen nicht durch. Der Glaube an das Geblüt behauptete sein Recht" (I 165f.). Allmählich aber muß es doch zu einer Auflösung solcher Anschauungen gekommen sein. „Damit, daß die Demokratie die Werte der Menschen ganz neu zu verteilen anfing, scheint der Rassenglauben eine ziemliche Erschütterung erfahren zu haben, und zwar in

Athen ohne Zweifel durch die starke Mischung der aktiven Bevölkerung, die Aufnahme von Metöken und Fremden in die Bürgerschaft" (III 134).

Ausmerzefaktoren.

Auch auf die zerstörenden und desintegrierenden Kräfte in der griechischen Gesellschaft hat Burckhardt sein Auge gerichtet. Er konstatiert die Symptome der Degeneration. Im 5. Jahrh. v. Chr. nahm in Griechenland die Zahl der Ärzte zu. „Uns interessiert an der Vermehrung der Ärzte und ihres Ansehens vor allem der Umstand, daß man der ärztlichen Kunst mehr als früher bedurfte. Die Griechen waren offenbar kränker geworden" (III 136). Burckhardt meint, hauptsächlich habe politischer Ärger die Griechen nervös gemacht. An die Möglichkeit einer Zunahme krankhafter Erbanlagen dachte er natürlich noch nicht. Dagegen notiert er als „wichtige Aussage", daß eine Quelle den „physischen Vorrang des römischen Soldaten über den griechischen ohne weiteres anerkenne" (III 404).[4])

Das wesentliche Movens des kulturellen Verfalls und des Untergangs der griechischen Gesellschaft sieht Burckhardt nicht in einem „natürlichen" Prozeß des Alterns. „Der Staat kann die Nationalität überleben, so gut als diese den Staat. Es soll also mit dem Begriff der Alterung nicht die Unmöglichkeit des Weiterlebens, sondern nur das allmähliche Versiegen derjenigen Lebensquellen bezeichnet werden, die einst der Nation ihr edleres geistiges und leibliches Gepräge verliehen" (Weltgesch. Betr., 276, von uns gesperrt).

Über die Griechen wird gesagt: „Wir würden laut klagen, wenn wir uns die Summe dessen vorstellen könnten, was verloren gegangen sein muß durch die Ausrottung originaler Menschen, durch die Verschüchterung anderer und ihr Verstummen im Privatleben, durch Verschwinden der Rassenfamilien und der edlern Geselligkeit und durch das einseitige Vorherrschen und den Mißbrauch der öffentlichen Rede" (I 272). Über den Peloponnesischen Krieg heißt es: „In diesem Kriege hat Athen unendliche Schätze ausgegeben,

---

[4]) Übrigens konstatiert Burckhardt auch für die römische Spätzeit eine Degeneration der Rasse. Es sei nur auf die Stelle im „Konstantin" S. 277ff. verwiesen.

nicht bloß an Geld, sondern an fähigen, aufopfernden, tapfern Menschen, indem die einzelnen mit voller persönlicher Leidenschaft gekämpft haben müssen" (I 222f.). In der Oligarchie nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges fanden sich nach Burckhardt zu einem großen Teil Leute des früheren Adels zusammen. ,,Bei den Begabtern ist es auch der ursprüngliche Rassenglaube, der Wille, im Staat wieder zur Geltung zu gelangen" (I 122f.), der sie anfeuert. Daß Burckhardt den ,,Rassenglauben" als ein Zeichen von ,,Begabung" wertet, verdient immerhin festgehalten zu werden.

Die Wirkung der Ausmerze des Peloponnesischen Krieges für Athen schildert Burckhardt mit starken Worten. ,,Daß Athen im Kriege völlig unterlegen war, erscheint noch wie ein kleineres Unheil daneben, daß die klaffenden Lücken, welche derselbe allmählich in der Bürgerschaft hervorgebracht, mit viel geringerem Stoffe wieder ausgefüllt wurden. Und nun schlotterte der Königsmantel, welcher dem vormaligen über eine ganze Hegemonie herrschenden Demos gepaßt hatte, um eine magere und eingesunkene Figur" (I 225).[5]) Worte, die zeigen, wie wenig sich Burckhardt durch das Gleichbleiben der historischen Formen beirren läßt, wie es ihm auf die Veränderung des Menschenmaterials und die degenerative Assimilation inhaltlich fremder und innerlich inkongruenter überlieferter politischer und kultureller Formen durch neue, an Stelle der ausgemerzten getretene Rassenlinien ankommt. ,,Die frühere Eloquenz war höhere Begabung, die jetzige (5. Jahrh.) das Resultat einer Schulung" (III 131), heißt es ein andermal, und gegen Schluß des Buches mit völlig anthropologischer Fragestellung: ,,Wie mußte nun in dieser spätern hellenistischen Zeit dem wirklich Ehrgeizigen und Ruhmsüchtigen zumute sein? Welche letzte Gestalt konnte der agonale Heldenwille noch annehmen?" (III 420f.).

Burckhardts Darlegungen über die Geschichte Spartas im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen.[6]) Er beschließt seine

[5]) Die Stelle lautet weiter: ,,und weil man keine Bundesgenossenprozesse mehr zu entscheiden hatte und doch an das ewige Richten gewöhnt und nach Art Geschlagener voll Verdacht war, so richtete man jetzt um so viel mehr Athener."

[6]) Das Thema ist durch Günther, ,,Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes", durchaus noch nicht erschöpft.

Schilderung Spartas mit einer Darstellung, wie man im 3. und 2. Jahrh. krampfhaft die Vorstellung von den „alten Spartanern" aufrecht erhalten wollte. „Jedermann scheint in der tröstlichen Gewißheit zu urteilen, daß man es mit den Abkömmlingen des alten herrschenden Volkes der Dorer zu tun habe, und nicht nur in Rom, sondern auch in Griechenland mochte man wirklich keine nähere Kunde von dem haben, was über Sparta ergangen war, und viel eher glauben, daß noch ein tüchtiger Rest der alten Volkssubstanz am Leben sei. In Tat und Wahrheit aber muß das dorische Geblüt . . . so viel als völlig verschwunden gewesen sein. Dafür hatten alle achäischen Nichtdorer und Halbkasten . . . sich der dorischen Lebensweise nach Kräften bemächtigt und ahmten wenigstens das Äußerliche vom Tun ihrer untergegangenen Herrscher so viel als möglich nach. Das Dorische war das Vornehme gewesen, zu welchem man einst mit Neid und Haß emporgestaunt hatte; jetzt hinderte niemand mehr die Bevölkerung, sich dasselbe anzueignen, und die Fremden nahmen es je so gerne für echt und ursprünglich" (I 144).

Burckhardt leitet die politische Isolation und biologische Ausmerzung der führenden Familien als notwendige Folge aus der Struktur der Polis ab —, eine Ansicht, welche die heutige Historie nachprüfen müßte. „Die Konsequenzen der Polis dringen auf die schrecklichste Vergeudung des Menschenkapitals, auf die förmlichen Ausrottungen, die sie gegeneinander verhängen. Über diese dürfen wir wohl klagen, wenn wir die Größe des Verlustes ermessen" (III 11). Die besiegte Polis war „nach griechischem Kriegsrecht der Zerstörung, der Tötung der Männer, dem Verkauf der Weiber und Kinder ausgesetzt, und von unzähligen Griechenstädten sind wirklich später nur Ruinen vorhanden gewesen . . . Das möge man sich gegenwärtig halten bei Anlaß all jener Parteikämpfe und Zerrüttungen, um derentwillen die Nation materiell zu einem Schatten wurde" (II 44f.). „Man handelt fortwährend, als ob das griechische Menschenkapital unerschöpflich . . . wäre" (I 277).

Ein andermal, als er von der Häufigkeit der „mißratenen Söhne" im 4. Jahrh. spricht, meint er allerdings, der „feste Rassenglaube, d. h. der Glaube an die Vererblichkeit der Trefflichkeit" habe dadurch „das allerdeutlichste und schlimmste Dementi" bekommen (III 183), doch muß man hier erwägen, ob er nicht tatsächlich

Recht hat, und ob nicht die älteren Griechen manches als „Vererbung der Trefflichkeit" genommen haben, was in Wahrheit überwiegend die Folge der Einheit des Standes und der Tradition war. Burckhardt fährt an der erwähnten Stelle fort: „Im übrigen darf man nicht vergessen, daß damals in ganz Griechenland die Demokratie zahlreichen Oligarchen das Leben oder die Heimat und die Familie raubte, d. h. daß der höhere Stand in wiederholten Krisen überall unterging, so daß überhaupt keine Deszendenz, weder gute noch schlechte vorhanden war ... Im ganzen verschwinden die altberühmten Familien und leben ... nur noch in ihren Gräbern fort." Burckhardt zitiert darüber Isokrates und Polybios (III 186, 206, 361). Er konstatiert auch eine Abnahme der Begabungen. (Epikur ist für ihn der letzte weltgeschichtlich wichtige Athener.) „Dies hängt mit dem Aussterben der bekannten Familien zusammen, welches vom Peloponnesischen Kriege an zu verfolgen ist und höchstwahrscheinlich, wie auch anderswo, seinen Grund darin hat, daß der Demos diese Familien aus Vergnügungsgier durch Steuern, Konfiskationen, Hinrichtungen und zahlreichen Mord aufzehrte" (III 348). Speziell über die athenische Demokratie urteilt Burckhardt: „Dieser Staat hat nicht nur in der Leidenschaft die für ihn selber schädlichsten Torheiten und Gewaltsamkeiten beschlossen, sondern auch seine begabten Menschen rasch aufgebraucht oder von sich abgeschreckt" (I 236). Also wieder: Ausmerze, oder Apolitie, oder beides. Die „Erschlaffung der hellenischen Bürgergemeinde" möchte Burckhardt nicht, wie andere, durch die Inzucht erklären, sondern durch „die hier gepflegte Freiheit demokratischer Sorte und deren Folgen" (III 184). Es finden sich in der Gr. K. zahlreiche Stellen, die eugenisch aufschlußreich sind, ohne daß Burckhardt selber ein Raisonnement dieser Art daran knüpfte. Den Verfall der Ehe und der althergebrachten Sitten beschreibt er ausführlich, und die bedeutenderen Menschenverluste zählt er immer auf. „Das Hauptübel war und blieb, daß die sog. Demokratie die Ausgezeichnetern durch Versagung jeder Sicherheit zum Frevel und zur Apolitie trieb und keiner Kritik der Einsichtigen mehr zugänglich war" (III 182). Mit der politischen Isolierung der Elite korrespondiert die Aussiebung des Gesindels in die leitenden Stellen: „Welch eine grauenvolle Sozietät damals in den Poleis das Heft in die Hand bekommen hatte, lernt man bei

den Schilderungen kennen, die Polyb . . . macht: es ist überall die Auslese der Schlechtesten, der den Göttern Verhaßten, der Urheber jedes Verderbs" (III 372). „Wir sehen hier in Zustände hinein, deren Anblick den Philosophen das Zölibat erleichtern konnte" (III 185).

Im Kapitel „Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens", wo die rassenfeindlichen Tendenzen der Polis erörtert werden, stellt Burckhardt die Frage: „Sollte man nun an die unermeßliche Zahl derer, welche litten, deshalb nicht denken dürfen, weil sie haben schweigen müssen? während die handgreiflichsten Tatsachen uns die Augen öffnen könnten, vor allem die Flucht so vieler Fähigen vor dem Staat, indem sie sich der offenkundigen Armut und Familienlosigkeit weihten" (II 44f.). Burckhardt unterscheidet also der Sache nach zwischen den vorhandenen Erbanlagen, die zur Entwicklung und Entfaltung gekommen sind, und dem hochwertigen Gesamterbbestand, der hätte zur Entfaltung und zur Anerkennung kommen können. Das ist eine durchaus biologische und soziologische Fragestellung.

Schließlich ist sehr wichtig für die Beurteilung der griechischen Kulturgeschichte nach Burckhardt auch „die quantitative Abnahme der Nation, ein Faktum, das zuweilen übersehen oder nicht genug betont wird, das aber in erstaunlichem Grade vorhanden war". Er zitiert dann die bekannte Stelle bei Polybios, daß „die in Großtuerei, Habsucht und Vergnügungssucht verfallenen Menschen nicht mehr heiraten und, wenn sie es taten, keine oder höchstens ein oder zwei Kinder haben wollten". Burckhardt bezweifelt, daß die Vergnügungssucht wirklich dafür die Hauptursache gewesen sei, „und nicht eher die Desperation, die ja doch auch ihre Gründe hatte. Die unseligen Eltern wußten in dieser Zeit, da Bodenaufteilung und Schuldenerlaß an der Tagesordnung waren, gar zu gut, was der Kinder warten würde; der Polis aber, welche reich zu werden glaubte, wenn sie den Besitzenden das Ihrige nahm, gingen zu spät die Augen darüber auf, daß man auf diese Weise immer ärmer werden, ja daß das Leben zuletzt erlöschen mußte" (III 374).[7])

---

[7]) Ähnlich schildert Burckhardt auch die „Desperation" in der spätrömischen Zeit (4. Jahrh.): „Die Askese färbt äußerlich das ganze Leben, alles stürzt sich in die Klöster; die gebildete alte Welt, auch vom Staate übel gequält, scheint ehelos ausleben zu wollen" (Konstantin, 99).

Im ganzen wird also die politische Desinteressiertheit der „Gebildeten, welche vermocht haben würden, das öffentliche Wesen durch ihre Tüchtigkeit zu stützen", für die Desintegration der griechischen Gesellschaft verantwortlich gemacht. „Vom 4. Jahrh. an wird diese Flucht vor dem Staate bei einer gewissen Bildung und Denkweise beinahe zur Regel" (I 258). Man muß beachten, daß das, was sich in der Zeit des Untergangs der politischen Selbständigkeit der Nation gegen Rom wehrte, gar nicht mehr die besten Kräfte der Nation repräsentierte, sondern wahrscheinlich eine Auswahl der Schlechten darstellte. Die „ansehnlichen Leute" scheinen es vielmehr mit den Römern gehalten zu haben, was ja auch wohl das Vernünftigste war (III 403).

Bemerkenswert für die Anschauung Burckhardts scheint mir die enge Verflechtung des rassischen Verfalls mit der politischen Konstellation. „Der Prozeß der teils innerlichen, teils gegenseitigen Aufzehrung der Poleis ist ein logischer, aus deren Wesen unvermeidlich hervorgehender ... Das Hauptübel war, daß sich die Demokratie mit der starken antibanausischen Gesinnung (gemeint ist die Abneigung der Gebildeten gegen die Arbeit. D. Verf.) gekreuzt hatte, daß die Gleichheit der Rechte mit der Abneigung gegen die Arbeit zusammengetroffen war ... Den Ausgang nahmen diese Dinge ... in städtischen Katastrophen ohne Ende und auch noch in Fehden von Polis gegen Polis ... Deshalb haben später Strabo, Plutarch, Dio Chrysostomus und Pausanias auf ihren Reisen in Griechenland so viele weite Einöden mit Städteruinen durchwandern müssen" (I 258f.).

Es wäre ungemein zu begrüßen, wenn moderne Historiker mit den Mitteln der heutigen Forschung den Gesichtspunkt des Zusammenhangs von politischer Entwicklung und rassischer Umschichtung wieder aufgreifen würden!

Die herangezogenen Stellen dürften wohl genügen, um zu zeigen, daß Burckhardt den biologisch-sozialen Vorgängen der Auslese, Ausmerze und dadurch Rassenumbildung große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dem eigentümlichen Naturell Burckhardts entsprechend finden diese Ausführungen namentlich in der Gr. K. (aber auch im „Konstantin" und in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen") eine pessimistisch-tragische Tönung. Sie hängen

eng zusammen mit Burckhardts Vorstellung von der „Sparsamkeit der Natur" im ganzen und der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur im besonderen. „Sprichwörtlich heißt es: kein Mensch ist unersetzlich. Aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß. Freilich ist der eigentliche Beweis der Unersetzlichkeit und Einzigkeit nicht immer streng beizubringen, schon weil wir den präsumptiven Vorrat der Natur und Weltgeschichte nicht kennen ... Aber wir haben Ursache, uns diesen Vorrat nicht allzu groß vorzustellen" (Weltgesch. Betr., 211). Er glaubt auch nicht recht an die Lehre, daß sich Menschenverluste wieder von selber ausgleichen, sondern sieht in der „Lehre von der Kompensation" „meist doch nur eine verkappte Lehre von der Wünschbarkeit" (ebenda, 266f.). Über die modernen Kriege wird bemerkt: „Gerade die jämmerlichen Notexistenzen bleiben alle am Leben" (ebenda, 164). — Es wäre verlockend, Burckhardts Ansichten über den Zusammenhang von kulturellem und nationalem Verfall mit Gegenauslese und Apolitie in bezug auf die Gegenwart nachzugehen. Dies würde aber eine eigene eingehende Analyse, vor allem auch der politischen Formen der Antike im Vergleiche zu den heutigen erfordern.

Zum Schluß sei bemerkt: Ich halte Burckhardts Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Rasse in der Gr. K. für wissenschaftlich bedeutsamer als das sehr berühmte geschichtsphilosophische Werk des Grafen Gobineau („Essai sur l'inégalité des races humaines", deutsch von Schemann, „Über die Ungleichheit der Menschenrassen", 4. Aufl. Stuttgart 1922), das durch Schemann in Deutschland popularisiert worden ist. Gobineaus „Rassen" sind „Potenzen", die mechanisch ablaufen und sich durch Mischung miteinander erschöpfen. Sein Werk ist eine im einzelnen sehr ungenügend in den Tatsachen fundierte Polaritätsmetaphysik. Die biologisch entscheidenden Momente der Auslese und Ausmerze bleiben unberücksichtigt, während sie bei Burckhardt bedeutsam heraustreten, und zwar einfach, weil sie sich ihm beim Quellenstudium ergaben, nicht aus irgendwelchen vorgefaßten Dogmen heraus. Politische Isolierung und Ausmerze der „Rassenfamilien" erscheinen als entscheidende Faktoren beim Untergang der griechischen Gesellschaft, — Faktoren, die ihrerseits natürlich auf das herrschende System der Sitten und Einrichtungen, insbesondere der politischen Konstellationen bezogen werden, wie sich das für den echten Ge-

schichtsforscher von selber versteht. Wieviel ganzer, einheitlicher lebensvoller und damit auch biologisch relevanter als Gobineaus Werk ist das Geschichtsbild Burckhardts! — unbeschadet natürlich der Fortschritte moderner historischer Forschung.[8])

Es wäre wünschenswert auch für die Vertreter des Faches der Anthropologie, wenn sie sich ins Bewußtsein riefen, daß sich wertvolle Erkenntnisse in der historischen Dimension für sie auch da, und gerade da finden lassen, wo zwar nicht emphatisch von der „Rasse" geredet, wohl aber den Tatsachen nach von der Rasse gehandelt wird. In diesem Sinne möchte der Hinweis auf Burckhardt in dieser Arbeit genommen sein.

---

[8]) Es ist auffällig, wie völlig Ludwig Schemann, der sich im 3. Bande seines Werkes „Die Rasse in den Geisteswissenschaften" (München 1931) die Aufgabe stellt, die Äußerungen aller erreichbaren Denker über die Bedeutung der Rasse zu sammeln, bezüglich Burckhardts versagt! Die hier zitierten Stellen hat Schemann offenbar übersehen, denn er zitiert keine davon, mit Ausnahme einer über den Rassenglauben der Griechen (Gr. K. III, 65). Auch in seinem an sich sehr verdienstlichen Buche „Gobineaus Rassenwerk" (Stuttgart 1910) verweist Schemann nur einmal kurz auf Burckhardts Kritik der Palis und der Demokratie (Fußnote auf S. 357), offensichtlich ohne auf ihre rassenbiologische Bedeutung aufmerksam geworden zu sein. Darin dokumentiert sich deutlich, wie wenig im Grunde eine dogmatische Rassentheorie, im Unterschied zur exakten Forschung, an die wirklichen Lebensvorgänge herankommt.

HANS E. KINCK

VON ERNST ALKER

I.

In der Geschichte der norwegischen Literatur zeigt sich ein Phänomen von größtem historischen Interesse: nach einer unvergleichlichen Blüte im Hochmittelalter folgt ein fast vierhundertjähriges Schweigen, an das sich im 19. Jahrh. eine zweite Blüte schließt, die gerade in der Gegenwart sich üppig entfaltet. Zu diesem Phänomen tritt ein anderes. Seit 1389 war Norwegen mit Dänemark politisch verbunden; die Auflösung der Kalmarunion durch den Abfall Schwedens brachte keine Veränderung für Norge. Die politische Abhängigkeit wirkte sich auch auf kulturellem Gebiet aus, zunächst dadurch. daß die in der Reformationszeit ausgebildete dänische Schriftsprache nicht nur das amtliche, sondern auch das Idiom aller Eruditierten wurde, daß also in den Städten ein Sprachwechsel vor sich ging; die altnorwegische Sprache blieb auf dem Lande lebendig, spaltete sich rasch in eine Menge von Dialekten, die bis zum Ende des 18. Jahrh. keinen literarischen Ausdruck fanden. Die sprachlichen Verhältnisse zeigen die Herrschaft der landsfremden dänischen Kultur an, deren Träger die Beamten waren, entweder gebürtige Dänen oder danisierte Norweger. Der Einfluß Dänemarks war so stark, daß der einzige norwegische Dichter von Weltformat, den die Jahrhunderte der nationalen Unselbständigkeit hervorbrachten, Ludwig Holberg, so innig in die dänische Atmosphäre hineinwuchs, daß man begründete Bedenken hat, ihn als eine Gestalt des norwegischen Schrifttums anzuerkennen. Die bekannte „landsmaal"-Bewegung im 19. Jahrh. kämpfte um die Rückgewinnung der nationalen Sprache, sie kämpft noch immer darum, obwohl längst die politische Abhängigkeit von Dänemark und die sich an diese anschließende Union mit Schweden aufgehört hat. In einem national einheitlichen Staat gibt es zwei Sprachen: das „riksmaal" (die norwegisch modifizierte dänische

Sprache), das Idiom der Städte sowie der traditionsgebundenen Oberschichten und das „landsmaal“, die noch immer nicht einheitlichen Bauerndialekte, in denen die alte nationale Sprache weiterlebt. Beide Sprachstämme haben sehr wertvolle Literaturen hervorgebracht; auch in ihnen waltet eine Doppelheit in kultureller Hinsicht, ohne daß aber die linguistische Zugehörigkeit zu einem der beiden Sprachstämme schon Beweis für die unbedingte Verhaftung an die dänische Kolonial- bzw. norwegische „Allmoge“-Kultur[1]) wäre; durchaus nationale Dichter wie Ibsen und Björnson, Hamsun und Sigrid Undset bedienten sich bzw. bedienen sich des riksmaal, während andererseits das landsmaal, Idiom des großen Epikers Olav Duun, trotz eines fast in chauvinistischer Weise betonten Nationalismus u. a. die Sprache der radikalen Sozialisten ist . . .

Man kann an dieser flüchtigen Übersicht ermessen, wie kompliziert die sprachlich-kulturelle Situation Norwegens ist, die in vieler Beziehung eine paradoxale Umkehrung kontinentaler Verhältnisse darstellt; dies war auch der Fall in der Vergangenheit; nach dem Aussterben des alten Königshauses im Jahre 1319 wurde die anderswo übernational orientierte katholische Kirche der Rückhalt der nationalistischen Strömungen, der Erzbischof leitete den Reichsrat. Und als Norwegens letzter katholischer Erzbischof im April 1537 das Land verließ, da war die kulturelle Selbständigkeit Norwegens für Jahrhunderte vorbei, die Reformation wurde der wichtigste Faktor bei der Unterdrückung des nationalen Eigenlebens. Einen ähnlichen Einfluß übte der Renaissancegeist aus, von dem Import volksfremden Bildungsgutes aus den Mittelmeerländern ganz abgesehen, welches Norwegen niemals wirklich rezipierte.

Die historische Forschung ist sich durchaus noch nicht einig über die wesentlichen Ursachen des Unterganges der altnorwegischen Kultur — die oben vorgebrachte Ansicht ist nur eine unter vielen —, doch unbegreiflich ist dieser Untergang nicht. Anders verhält es sich mit der Erkenntnis der tieferen Gründe für die neue Blüte des norwegischen Schrifttums seit dem 19. Jahrh., die an

---

[1]) Das unübersetzbare schwedische Wort wird hier angewendet, da es den Gesamtinhalt des Begriffes restlos erfaßt und bereits zum festen Term geworden ist.

Umfang und Ergebnissen alle ähnlichen Erscheinungen bei erwachenden „jungen" Völkern übertrifft. Der Däne Jörgen Bukdahl hat in seinem Buch „Det skjulte Norge" (Aschehoug og Co., Köbenhavn 1929) darauf hingewiesen, daß die toten Jahrhunderte nur eine politische Realität waren, dagegen in nationaler und kultureller Hinsicht als Fiktion betrachtet werden müssen. Außerhalb der Städte gab es ein nationales Geistesleben, anonym, unliterarisch, heimlich, oft verschüttet; aber die Tradition von der Zeit der Sagas setzte sich fort, meistens sehr mühsam, manchmal elend vegetierend, doch niemals ganz untergegangen. Bei dieser Betrachtungsweise ist die neue Hochblüte der norwegischen Literatur in geistesgeschichtlicher Hinsicht kein Rätsel mehr.

Aber ihre Problematik bleibt bestehen. Denn die alte autochthone Kultur, die sozusagen unterirdisch weiterlebte, hat sich durch ihre erzwungene subterrane Existenz naturnotwendig einigermaßen zersetzt, was offenkundig wurde, als sie wieder ausgegraben, d. h. literarisch wurde; dazu kam, daß ihre Pflege vor allem in den Händen Halb- und Viertelgebildeter lag, namentlich der Volksschullehrer, die voll tiefen Verachtes gegen das „birnenweiche" Dänische und voll Haß gegen die städtische Beamtenkultur (sozial oder religiös bedingter Haß der Unterschicht gegen die Oberklasse) den status quo ante erzielen wollten; maßloses Archaisieren nicht bloß in sprachlicher Hinsicht war die Folge (oft verbunden mit parteipolitischem oder sektirerischem Fanatismus), ferner gewaltsame Provinzialisierung durch die Überbetonung der sprachlichen und kulturellen Sonderart jeden Tales und Abwendung von den traditionellen Bildungsmitteln, welche bei der Lage der Dinge nur die dänische Kolonialkultur bieten konnte, die bereits ein unentbehrlicher Faktor im Geistesleben der Nation geworden war; die Verquickung der landsmaal-Bewegung mit Politik hat ihre äußere Durchsetzung entschieden gefördert, aber sie innerlich geschwächt: der Gegensatz zur riksmaal-Kultur wurde übermäßig verschärft, das an sich furchtbar schwere Problem der Erstellung eines gemeinsamen landsmaal vorläufig unlösbar gemacht, die Frage der Formgebung für die aus alten Wurzeln neu und wild aufschießende landsmaal-Literatur sehr erschwert (sogar die größte Leistung eines genialen Dichters, Duuns Prosaepos „Die Juwikinger", ist in dieser Hinsicht nur halb gelungen).

Noch schwerwiegender ist aber der Zusammenstoß zweier geschichtlicher Epochen der Vergangenheit in der Gegenwart. Denn der Geist der unterirdisch weiterlebenden Bauern-(Allmoge-) Kultur ergab sich aus einer Synthese altgermanischen und christlich-mittelalterlich-halbkatholischen Lebensrhythmus, der Geist der dänischen Kolonialkultur aber ist Ausdruck einer protestantisch-renaissancehaft-humanistischen Seelenlage, nicht ganz frei von aufklärerischen Akzenten (die freilich, nur anders verteilt, auch der Gegenbewegung nicht fehlen). Gesehen unter solchem Aspekt bietet die seelische und kulturelle Situation Norwegens einen ebenso chaotischen wie tragischen Anblick; die reiche Dichtung des Landes ist Ausdruck innerer Zerrissenheit, die noch verschärft wird durch das Vordringen anglosächsisch-amerikanischer Zivilisation, welche Hamsun — der der landsmaal-Bewegung feindlich gegenübersteht — voll Erbitterung bekämpft. Man darf vielleicht auch der Konversion einer Dichterin vom Range der Sigrid Undset (welche in riksmaal-Sprache die Vergangenheit der Nation unerhört verlebendigte) jenseits aller privaten Gründe eine symptomatische Bedeutung zumessen, darin eine Rückkehr zur autochthonen Kultur erkennen, welche eben mehr mit dem Katholizismus verbunden ist als landsmaal-fanatische sozialistische oder freikirchliche Absolventen von Lehrerbildungsanstalten und beredte Politiker sich träumen lassen.

Niemand hat dieses Problembündel schärfer und kritischer angefaßt und durchsehen als Hans E. Kinck, der Schriftsteller und Dichter. Er war als Künstler eine Begabung zweiten Ranges, als geistige Persönlichkeit steht er einzig im Kulturleben des neuen Norwegen da. Weil er weniger aus Gründen wissenschaftlicher Objektivität als aus innerem Zwang zur Gerechtigkeit jedem Ja ein Nein, jedem Nein ein Ja gegenüberstellte, war er eine allseitig unpopuläre, ja gehaßte Erscheinung. In seinem Lebenswerk spiegelt sich die ganze Problematik Norwegens, nur durch seine Vermittlung kann ein Nicht-Norweger sie erfassen. Rein ästhetische Gesichtspunkte sind ihm gegenüber unzulänglich, nur geistesgeschichtliche, sein Gesamtwerk erfassende Sicht vermag ihm gerecht zu werden. Er hat die ganze Problematik norwegischer Dualität durcherlebt und in seinen Werken eine gründliche Auseinandersetzung mit ihr versucht. Daß sein Dichten herb und

spröde war, sei ebenso gern anerkannt wie die Tatsache, daß nicht alle seine kulturkritischen Einsichten sich im Lichte historischer Forschung bewähren werden. Aber ohne eine genaue Kenntnis seines Schaffens wird Geistesgeschichte und Kulturhistorie, die sich mit Norwegen beschäftigt, vielfach falsche Wege gehen; daß dies der Fall ist, zeigt die neue deutsche Literatur über Ibsen, welche zwar wertvolle Beiträge zur Erkenntnis des Dichters bietet, aber hinsichtlich der national-geistigen Hintergründe allzu oft versagt.

Die deutsche literarische Kritik hat mit den vorliegenden Übersetzungen Kinckscher Werke („Die Auswanderer", Roman, Jena 1906; „Wenn die Liebe stirbt", Novelle, Leipzig 1913; „Die Anfechtungen des Nils Brosme", Roman, Leipzig 1926; „Herman Ek", Roman, Leipzig 1927; „Renaissance", Novelle, Leipzig 1927) nicht viel anzufangen gewußt und die tiefen Probleme in ihnen nicht selten ganz verkannt, was ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, da ihr die allein klärende Sicht auf das Gesamtwerk fehlte.

Die nachfolgenden Ausführungen maßen sich nicht an, Höhe und Tiefe der Persönlichkeit Kincks geisteswissenschaftlich und kulturkritisch abzumessen, sie wollen nur sein weiträumiges Schaffen durchmustern und in eine einigermaßen übersichtliche Ordnung bringen, wobei allerdings der Versuch gemacht wird, die Hintergründigkeit seiner Themen und die Doppelbödigkeit seiner Auseinandersetzungen zu beleuchten. Die sehr enge Verbindung von Kincks Leben und Werk bringt es mit sich, daß auf seine, in Deutschland bisher kaum bekanntgewordene vita näher eingegangen wird.

2.

Die Familie Kinck stammt väterlicherseits aus Schottland; sie wanderte vor 1600 nach Norwegen ein, wo sie den intellektuellen Berufen als Beamte, Prediger, Offiziere, Kaufleute und Ärzte angehörten. In dieser Eigenschaft lebten ihre Mitglieder dauernd in der Sphäre der dänischen Kolonialkultur, welche zwar vom Wesen des Landes nicht unbeeinflußt blieb, die aber der autochthonen Kultur fremd, vielleicht feindlich gegenüberstand. Verschärfend trat wohl bezüglich der Familie die Tatsache ihrer schottischen Herkunft hinzu, welche ihre Distanz gegenüber der einheimischen Bevölkerung vergrößerte, von der sie wie alle Intellektuellen norwegischer

oder dänischer Herkunft ein Bildungsabgrund trennte. Eine norwegische Universität gab es nicht; nur der Besuch der Kopenhagener oder einer kontinentalen Hochschule ermöglichte den Zutritt zur geistigen Oberklasse. So kam es, daß die Kincksche Sippe ihre seelische Ausländerschaft trotz Einheiraten in heimische Familien unverkennbar bewahrte. Des Dichters Vater, Otto Theodor Kinck, der Rittmeisterssohn, sollte Maler werden, aber er fand seinen Lebensberuf — ob ganz aus freiem Willen sei dahingestellt — als Arzt, der freilich mit leidenschaftlichem Interesse als Dilettant mit den Farben umging. Der Priester Nils Brosme hat viele Züge, die für des Dichters Vater bezeichnend sind, ohne daß dieser Modell gewesen wäre. Dr. Otto Theodor Kinck verfügt über alle Merkmale eines späten, überfeinerten Abkömmlings eines alten Geschlechts, das in seiner Lebenskraft ermattet ist: daher diese Sorglosigkeit in allen materiellen Fragen, diese Uninteressiertheit seiner Laufbahn gegenüber, das Unpraktische, die ästhetische und ethische Feinfühligkeit, die Achtung vor der seelischen Selbständigkeit anderer. Daher auch — ein Zeichen der Selbstauflösungstendenz — das brennende Interesse für alles Volkliche, die Tendenz zur Demokratie, die im Widerspruch stand mit seiner patrizischen Herkunft und seiner patrizischen Lebensführung. Doktor Kinck verstand trotz aller heißen Bemühungen das Volk nicht, und ihn ebensowenig das Volk. Zu welchen Konsequenzen das führen mußte, kann man in „Nils Brosme" nachlesen, wo allerdings die Folgen dieses Konflikts aus künstlerischen Gründen überschärft sind. Doktor Kincks geistige Welt war im letzten Grund ein Ergebnis der Bildungsmächte der Renaissance, die norwegischen Bauern aber, unter denen er sich bewegte, gehörten noch einer vorrenaissancehaften Zeit, dem gotischen Mittelalter an, das in seiner norwegischen Gestalt wieder enge Verbindungen mit der vorchristlichen Sagazeit besaß. Eine Verständigung war zwischen diesen beiden Kulturepochen, die durch eine seltsame Laune des historischen Schicksals dort oben im Norden nebeneinandergestellt wurden, eigentlich unmöglich, solange wenigstens, als ihre Repräsentanten sich der gegebenen Verschiedenheit nicht bewußt wurden und sie nicht wenigstens subsidiär abreagieren konnten.

Hans Ernsts Mutter kommt aus unverfälschtem Bauernblut, aus den — wie man so sagt — „anonymen" Tiefen des Volks. Dok-

tor Kinck lernte sie als das Dienstmädchen eines Redakteurs kennen. Diese Heirat zwischen einem Mann höchster Bildung und einer Frau aus der ganz primitiven Sphäre wurde für die damaligen norwegischen Zustände als charakteristisch bezeichnet. Die Spannung zwischen den beiden auch in einer Doppelsprache sich ausdrückenden Nationalkulturen und ihren verschiedenen Lebensformen wollte sich gleichsam durch eine Synthese befreien. Dieses Bauernmädchen war es, dessen unbeugsame Energie und unabänderlich gute Stimmung den ärztlichen Haushalt aufrecht hielt, deren Mutterwitz alle bösen Folgen der typischen Exzentrizität des nur geistigen Menschen überwand. Christian Gierlöff, der erste Biograph des Dichters, der offenbar mit den Verhältnissen der Familie Kinck sehr gut vertraut ist, sagt glatt heraus, daß Doktor Otto Theodor gemessen an seiner Frau ein großes Kind war.

Hans Ernst wurde 1865 am Öksfjord in Finnmarken geboren, in einer Landschaft, deren bekanntester Punkt das Nordkap ist. Dort praktizierte der junge Doktor als Amtsarzt. Gierlöff behauptet in seinem Buch über „Kinck" (H. Aschehoug og Co, Kristiania 1923), daß der Junge, obwohl er schon als Zweijähriger diese unwirtlichen und grandiosen Regionen am Rande Europas verließ, sich im Oberbewußtsein einige Erinnerungen an die finnmarkische Heimat bewahrt hätte: die schwierige Übersiedlung auf einem großen offenen Boot, ein Streit zwischen seinen Eltern und skrupellosen Kaufleuten, welche die naiven Lappen betrügen wollten, Schneestürme, die das Haus begruben, das man nur mit Hilfe von Tunnels verlassen konnte. Wir wissen, daß frühe Kindheitseindrücke in der geheimnisvollen Welt des Unterbewußten eine bedeutsame Rolle spielen. Daher darf vielleicht die Vermutung vorgebracht werden, daß eine Eigentümlichkeit Kinckscher Landschaftsdarstellung, seine Neigung, ein dämonisches Element in sie einzuführen, ihren Rhythmus zu überhöhen, auf ferne Erlebnisse im Kinderland zurückgehen, eine Annahme, die durch die Existenz oberbewußter Erinnerungen aus jener Zeit gestützt wird.

1876 wurde Doktor Kinck nach Namdalen versetzt, in eine mehr südlich gelegene, sehr waldreiche Landschaft im östlichen Norwegen. Dort war das Leben weniger einsam, dort machte der empfängliche Junge seine ersten Menschenbekanntschaften. Besonders als Norwegen während des deutsch-französischen Krieges ein Gold-

zeitalter erlebte, das Bauern und Händlern einen unerwarteten und ungeahnten Wohlstand brachte. Nach gut nordischer Sitte bemühte man sich, das schnell erworbene Geld möglichst rasch aufzuzehren; Fest folgte auf Fest, Gelage auf Gelage, bei denen es recht toll zugehen konnte. Doktor Kinck war kein Kostverächter; und Frau Kinck, die ihren Pappenheimer kannte, richtete es ein, daß Hans Ernst seinen Vater auf diese Gastereien begleitete — „als eine Art Anker und Vertauung unter den kommenden Stürmen", wie Gierlöff sich ausdrückt. Der Sinn dieser merkwürdigen Pädagogik war die Erfahrung, daß Doktor Kinck stets seinen Sohn beobachtete und sich daher nicht vergessen konnte. Aber auch Hans Ernst machte seine Beobachtungen; und vielleicht haben diese den Grund gelegt zu dem bitteren Reichtum der Gestalten in den Dichtungen des Mannes.

1872 muß Doktor Kinck nach Setesdalen übersiedeln, und läßt sich in Fröisnes nieder. Immer wieder hat der Dichter die Eindrücke, die er da empfing, als entscheidend für die Eigenart seines Wesens bezeichnet. Setesdalen gehörte in jener Zeit zu den entlegensten Gegenden des südlichen Norwegens. Infolge dieser Abgeschiedenheit hatte sich dort mehr wie anderswo die mittelalterliche Bauernkultur in jeder Hinsicht bewahrt; das einsame Tal war sozusagen in balladenhafte Poesie eingehüllt. Mit allen Kräften seiner Seele wuchs Hans Ernst in eine Gegenwart hinein, die eigentlich eine konservierte (wenn auch durchaus nicht museale) Vergangenheit war. Er empfand mit mittelalterlichen Menschen, er nahm ihre Anschauungen und Vorurteile in sich auf, er eignete sich ihre Sprache in dem Maß an, daß er sich kaum mehr mit seinen Eltern verständigen konnte. Der Sohn eines Mannes, der ganz dem dänischen Kulturkreis (also deutscher Kolonialkultur) und europäischer Gegenwartszivilisation angehörte, wurde Gotiker, hatte das Erlebnis (nicht nur die Beobachtung) gotischen Menschentums, das hier noch aus halbem Heidentum herausgewachsen war. Nun bildete sich jene schmerzhafte Spannung in der Seele Kincks aus, die den Rhythmus seines ganzen Lebens bestimmte. Und um das Maß voll zu machen, beschäftigte sich der erste Unterricht, den er empfing, mit nichts anderem als isländischen Sagas und der Genesis. Vor allem in den großen Romanen hat Kinck stets Setesdalen als den eigent-

lichen Hintergrund der Ereignisse und Menschen vor Augen, besonders in „Herman Ek“ und in die „Anfechtungen des Nils Brosme“.

1876 folgt der nun Zehnjährige seinen Eltern nach Strandebarm im Regierungsbezirk Hardanger, dem neuen Arbeitsfeld seines Vaters. Unendlich schwer war für Hans Ernst der Abschied von einer Umwelt, in der er sich so tief eingewurzelt hatte. Setesdalen bedeutete für ihn mehr als der Ort der Spiele seiner Kindheit. Dort war sein mütterliches Bluterbe mächtig aufgeblüht, dort waren seine Jugendjahre mit einer jugendlichen Epoche der europäischen Kultur zusammengetroffen, dunkle Erinnerungen, die sich in der Kindheit eines jeden Europäers bemerkbar machen (bemerkbar machen müssen), hatten sich auf unerhörte Weise verwesentlicht, genährt durch die Kraft einer ihr adäquaten Umwelt. In Hardanger aber herrschte 19. Jahrh., frisch bliesen die Winde vom Meer und von Europa, schmiegsam und anstellig waren die Menschen hier, so ganz anders wie in Setesdalen. Ein Zufall wollte es, daß aber dennoch der Knabe wieder in eine, wenn auch stark abgeschwächte, mittelbar archaische Atmosphäre geriet: die pietistische (nach Skandinavien ausgewanderter Pietismus zeigt deutlicher als in der deutschen Heimat seine Herkunft aus vorprotestantischen, mittelalterlichen Schichten). Hans Ernst und seine Brüder — in Strandebarm gab es keine Schule — wurden bei einem Lehrer in Kost und Quartier gegeben, einem einarmigen, orgelspielenden Seminaristen, der Odne hieß und sich Arne nannte. Dieser verwendete als Grundlage seines Unterrichtes nur zwei Bücher, Pontoppidans „Kleinen Katechismus“ und ein Gesangsbuch mit dem orthodoxen Titel „Harfentöne und Posaunenstimmen“. Seine pädagogische Methode bestand in pietistischer liebevoller Strengheit (Akzent auf Strengheit) und schmaler Kost. Dieser Unterricht hatte auf jeden Fall Erfolg: Hans Ernst war ein richtiger Pietist voll verzehrender Angst vor der Sünde geworden, der mit echter Überzeugung zum Konfirmationsaltar schritt. (Später hat er sich freilich sehr verändert. Vom Vater ererbte Renaissance-Mächte brachen besonders auf religiösem Gebiet radikal durch.)

Doktor Kinck wollte aus seinem Sohn einen Arzt oder doch wenigstens einen aus der Staatskrippe lebenden Wissenschaftsmann machen. Versäumte Mittelschulgegenstände mußten nun

rasch nachgeholt werden. Unter der Leitung eines tüchtigen Hauslehrers machte sich Hans Ernst erstaunlich bald mit dem Latein vertraut, und dieses gab ihm das große künstlerische Erlebnis seiner scheidenden Kindheit: Sallust. Sein Stil, seine Kraft, seine Echtheit berauschte den Fünfzehnjährigen (der bereits begonnen hatte, sich als Schriftsteller zu versuchen), dem Cicero nichts und Tacitus nicht übermäßig viel bedeutete. In Bergen bestand er mit Glanz das Examen, das ihn zum Eintritt ins Gymnasium berechtigte. In Kristiania, wo er die Gelehrtenschule besuchte, waren seine Lieblingsgegenstände — bezeichnend genug für seine scharfe intellektuelle Anlage — Latein, Griechisch und Mathematik; in diesen Gegenständen holte er sich stets die besten Zensuren. Nach absolviertem Artium-Examen (Abiturium) begann er das Studium der Medizin, das er aber schon im dritten Semester aufgab, um zur Philologie und Philosophie umzusatteln. Doktor Kinck gehörte zu den damals wenigstens nicht häufigen Vätern, die es begreiflich fanden, daß ihre Söhne sich ihren eigenen Weg suchen wollten.

Norwegens Hauptstadt führte in jener Zeit ein intensives geistiges Leben. An der Spitze der radikal-revolutionären Individualisten stand Hans Jäger, der Dichter der „Kristiania-Bohême", ein entschiedener Gegner der herrschenden, staatlich und akademisch anerkannten Hegelschen Philosophie. In diese wurde Kinck durch die Vorlesungen des Professor Monrad eingeführt, eines Hegelepigonen, zu welchen die Vorträge des Schweden Pontus Wikner ein Gegengewicht bildeten. Daneben wurde klassische und französische Philologie sowie norwegische Geschichte eifrig betrieben und darüber das Studentenleben nicht vernachlässigt, wobei Kinck bereits seine erstarkende geistige Selbständigkeit zeigte.

Im Herbst 1886 ließ sich Kinck in Halle inskribieren. Sein Freund Sten Konow hat in dem Sammelwerk „Hans E. Kinck, Et Eftermæle" (H. Aschehong og Co., Oslo 1927) einen interessanten Bericht von der deutschen Studienzeit Kincks gegeben, einen authentischen Bericht, denn er begleitete den jungen Gelehrten. In Hamburg machten sie die erste Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache; ein Mann richtete an sie die dunkle Frage „Wie viel Uhr ist es?"; erst mit Hilfe plastischer Gesten konnten die Norweger den geheimnisvollen Satz begreifen.

Das erste Schild, das sie bei der Einfahrt in Halle sahen, verkündigte die Offenbarung „Bierhalle", was die Freunde als ein Omen auffaßten. Sie belegten Vorlesungen über klassische Philologie; den Gräzisten Dittenberger konnten sie nur schwer verstehen, besser ging es mit den Kollegs des Latinisten Keil. Außerdem hörten sie Vorlesungen über die Edda bei Gering, über Faust bei Burdach; vermutlich besuchte Kinck auch Hayms Kollegien. An den Nachmittagen beschäftigten die Freunde sich gewöhnlich mit der Lektüre altgriechischer Literatur, und in Kursen, welche die philologische Vereinigung veranstaltete, studierten sie Lukian und Quintilian. Außerdem bemühte sich Kinck mit Tolstoi und Turgeniew, und mit Kant und Hartmann. In der philologischen Vereinigung wurden sie zu Füchsen degradiert und in die Geheimnisse des deutschen Studentenlebens eingeführt, unter Leitung eines als Biertrinkers berühmten Fuchsmajors. Dieser war mit einem Metermaß bewaffnet und prüfte nach, wie tief er und seine Diszipeln in die Krüge nach jedem Schluck kamen; denn, so sagte er: „man muß mit Maß trinken". Auch über die anderen Typen amüsierte sich Kinck köstlich: über die Herren, die nur ans Examen dachten, über solche, die für Philosophie und bleiche Lyrik oder von der Unbesiegbarkeit Deutschlands schwärmten, über eine Mondschein-Seele, die jeden Abend tief ergriffen weinte, da die kaiserliche Familie so stark gewachsen war, über stolze Arrivierte, die nach arbeits- und bierreichen Jahren endlich die Staatsarbeiten erhalten hatten. Obwohl Kinck unzweifelhaft seinen deutschen Kommilitonen mit einer gewissen ironischen Überlegenheit gegenüberstand, fühlt er sich doch — oder gerade deswegen — sehr wohl unter ihnen; er war ihr Liebling und immer hieß es: „Ach, wie war der Eskimo fidel." Zu Weihnachten besuchte er Dresden, dessen Galerie er drei Tage lang studierte; den stärksten Eindruck machte auf ihn Batonis „Büßende Magdalena". Zu Ostern unternahm er einen Abstecher nach Berlin; im Schauspielhaus sah er Goethes „Iphigenie", und — wie er recht respektlos sagte — „schlief".

Die Studienzeit in Halle brachte Kinck in nahe Berührung mit der deutschen Kultur. Durch deutsche Wissenschaft wurde sein Lebenswerk in starkem Grad beeinflußt, durch deutsche Kunst viel weniger. Wohl blieb er dauernd ein Verehrer Goethes und

Kleistens (dessen erzählerische Methode nicht spurlos an dem Novellisten Kinck vorbeiging), doch diese vermochten nicht gegen den überwältigenden Eindruck aufzukommen, den die altisländisch-norwegische und die italienische Renaissance-Literatur auf Kinck ausübte. Die Ambivalenz seiner Herkunft und seines Blutes, seiner Jugendeindrücke und Erziehung war das Pendel in seinem Leben und Wirken; ihr gegenüber hatten alle sonstige Mächte sekundäre Bedeutung.

Nach dem deutschen Ausflug wurde das philologische Studium energischer als früher betrieben. Latein und Griechisch, Deutsch und Altnordisch waren nun seine Fächer. Damals lernte er auch Burckhardts Renaissance-Bücher kennen, und sie gaben ihm wohl das tiefste geistige Erlebnis seines Daseins. Kinck hat Burckhardt auf eigenartige Weise seinen Dank abgestattet; in dem Roman „Die Anfechtungen des Nils Brosme“ trägt Nils Vater deutlich Burckhardts Züge; und was in dem Buch über die Renaissance gesagt wird, steht, obwohl einigermaßen modifiziert, in ziemlicher Abhängigkeit von den Gedanken des Schweizers.

Fast gegen seinen Willen wurde Kinck auf die unsichere Bahn des freien Schriftstellers gedrängt. Obwohl er schon zu Beginn der 90er Jahre seine ersten Bücher herausgegeben hatte, dachte er nicht daran, von seiner Feder leben zu wollen, schon deshalb nicht, weil er wußte, daß seine Schreibweise niemals populär werden könnte. Ursprünglich dachte er wohl an die akademische Laufbahn, und viele sahen in ihm den zukünftigen Professor des Norwegischen. Aber da er weder das Universitätsstipendium noch die erhoffte Auszeichnung für eine Preisarbeit erhielt, verzichtete er auf diesen Plan. Die tiefer liegende Ursache dieser Haltung war wohl die in ihm herrschende unterbewußte Überzeugung seiner dichterischen Berufung. Seine Versuche in der Universitäts-Bibliothek oder im Reichsarchiv unterzukommen, schlugen fehl; von einer Betätigung als Mittelschullehrer hielten ihn üble Erfahrungen ab, die er als Probekandidat in Hinsicht auf Disziplin und auf kleinliche Vorgesetzte gemacht hatte. So blieb dem Vermögenslosen, der seinem kinderreichen Vater nicht weiter auf der Tasche liegen wollte, nur karg entlohnte Zeitungsschreiberei als Existenzgrundlage übrig. Auch dieses Brot hatte einen bitteren Beisatz, aber es gewährte doch eine größere Freiheit in räumlicher

Beziehung und geistige Unabhängigkeit. Freilich aber, Kinck blieb sein Leben lang ein armer Mann, so fleißig er auch war. Er hatte sich einst vorgesetzt, erst spät zu zweiten Auflagen zu kommen; dieser Vorsatz wurde nur zu genau eingehalten. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die großen Erfolge anderer norwegischer Dichter, denen sich Kinck in geistiger und künstlerischer Hinsicht überlegen fühlte (er hatte Recht und irrte gleichzeitig), ihn verbitterten. Andererseits erfüllte es ihn mit berechtigtem Stolz, daß er das beste intellektuelle Publikum in Norwegen um sich sammelte, dazu ein paar bedeutende Dänen, Schweden, Deutsche, Holländer und Franzosen, und daß die Jugend seines Landes ihn in den letzten Jahren als ihren Führer betrachtete.

Sehr bezeichnend für Kinck sind seine häufigen und langen Italienreisen. Seine erste Südenfahrt im Jahre 1896 wurde ihm ein Erlebnis, die Entdeckung seines anderen Vaterlandes. Deutlicher kann sich die Dualität seines Wesens kaum ausdrücken! Zunächst sei festgestellt, daß Kinck so eine typisch norwegische Eigenschaft manifestiert, welche in dem bekannten Wort „Evig utlængsel, evig hjemvé" ausgedrückt wird. In der Heimat das ständige Sehnen nach den Fernen, und in den Fernen ewiges schmerzliches Heimweh. Aber darüber hinaus lag doch ein ganz individuelles Problem vor, eine ganz einzigartige Einstellung, die tief mit seinem Wesen und seiner Herkunft verwachsen war. Wie nur wenige hat er Italien und das italienische Volk verstanden und es auf seine Weise geliebt: nach der Art des biblischen Gottes, der züchtigt, wen er liebt. Mit den Norwegern verfuhr Kinck nicht anders. So kam er in den Ruf, ein genialer Hasser zu sein, was er nicht war. Gerade die ungeheuerliche Spannung zwischen Gotik und Renaissance, die ihn erfüllte, zwang ihn, die tiefsten Geheimnisse der norwegischen und der italienischen Volksseele zu erforschen, sich rücksichtslos in mysteriöse Schächte einzubohren, ohne zu achten, ob es schmerzte. Nicht das mittelalterliche Italien interessierte ihn, nur jenes seit Beginn der Renaissance; dort fand er das, was sich in dem von dänischer Kultur oberflächlich und doch hemmend beherrschten Norwegen nur als eine undeutliche Morphose ausgebildet hatte, der er doch mit der einen Hälfte seines Wesens angehörte. Dadurch wurde auch seine gotische Kraft,

die vorher durch Renaissancemächte dumpf gebunden gewesen war, erlöst und befreit und verklärt.

Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, daß sein Verhältnis zu aller rein klassischen Kunst ein recht kühles wurde. Er strebte mit Notwendigkeit nach jener Epoche hin, in der gotische und Renaissance-Kräfte neben-, mit- und gegeneinander wirken, zum Barock, in dem die große Spannung zwischen Norden und Süden einen synthetischen Ausgleich erfuhr. Schon während seiner ersten Italienreise schrieb er an einen Freund, daß ihn von der antiken Skulptur am meisten die Werke aus der sog. Decadence-Zeit interessierten, Arbeiten aus der Kaiserzeit, da Realismus und Porträtähnlichkeit vorherrschten. „Diese Genre-Statuen und Porträtbüsten haben etwas von der gleichen wohltuenden Menschlichkeit über sich wie die besten Werke der Malerei, die ich kenne, Rembrandts und Millets; da gibt es keine drückende Bezugnahme auf Moral oder Unmoral, auf schön oder häßlich." Rembrandt steht überhaupt im Mittelpunkt des künstlerischen Glaubensbekenntnisses von Kinck, der die Bedeutung des Kolorits und des magischen Spiels zwischen Licht und Schatten als Ausdruck seelischer Bewegungen auffaßte. In Kincks erzählendem und dramatischem Werk zeigt sich das immer wieder. Während eines Aufenthaltes in Paris, im Winter 1893/94, hatte er Gelegenheit gehabt, den genialen Niederländer gründlich zu studieren. Der eigentliche Durchbruch seines persönlichen Stiles, der sich damals ereignete, geschah aber unter dem Eindruck von Puvis de Chavannes „La Prière de Sainte Geneviève", dessen pastoser, dickflüssiger Auftrag mit der schlichten, melancholischen Linie ihm unvergeßlich blieb.

Über das weitere Leben Kincks ist nicht viel zu sagen; lange Aufenthalte in Italien wechselten mit arbeitsvollen Monaten in Bestum bei Kristiania, wo er sein Heim hatte. Kinck war physisch und psychisch eine Kraftnatur und ein unermüdlicher Arbeiter, der sich niemals Ruhe gönnte. Am 13. Oktober 1926 starb er, zwei Tage nach seinem Geburtstag, im 61. Jahre seines Alters, an den Folgen einer Herzschwäche, verursacht durch geistige und körperliche Überanstrengung.

3.

Kurz vor seinem Tode war Kincks 40. Buch erschienen, die Novellensammlung „Foraaret i Mikropolis" (Frühjahr in M.). Außerdem liegen einige Werke in starker Überarbeitung vor. In seinem Nachlaß sind ferner druckfertige Manuskripte vorhanden, die acht bis neun Bände füllen dürften; 1927 wurde die erste Veröffentlichung aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben, der Lyrikband „Mands hjerte" (Das Herz des Mannes), an den sich 1929 schloß „Torvet i Cirta" (Der Markt in C.), zwei Novellen. Und die Bibliographie jener Arbeiten, die Kinck in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte, nimmt, ohne erschöpfend zu sein, zehn Quartseiten in Anspruch. Ein so umfangreiches Œuvre kann im Rahmen eines Zeitschriftartikels nur seinen Hauptzügen und Höhepunkten nach behandelt werden, mit besonderer Betonung jener Bücher, die für Kincks Eigenart besonders repräsentativ sind.

Es hat symbolische Bedeutung, daß der Dichter zuerst mit Gedichten und Skizzen vor die Öffentlichkeit trat, die im Dialekt, im Hardangermaal, geschrieben waren; unter ihnen befand sich auch „Thule-kongjen", eine Dialektübertragung von Goethes Ballade. Den jungen Akademiker zog es zum Volk, zum unverbildeten Instinkt der unteren Schichten. Zu Kincks Eigenheiten gehörte es übrigens, daß er, obwohl er einige der wichtigsten norwegischen Dialekte vollkommen beherrschte (und sie zu Charakterisierungszwecken heranzog), doch bestrebt war, unabhängig vom riks- und landsmaal dazustehen, eine ganz persönliche, einmalige, unnachahmliche Ausdrucksmöglichkeit zu finden, die aus dem mundartlichen Reichtum herausgewachsen war und doch als bewußtes Produkt seines Kunstwillens hoch über der bloßen Nachahmung eines Landschaft-Idioms stand. Diese ungewöhnliche Sprachbegabung des Autors war und ist aber ein bedeutsames Hindernis für das Verständnis und die Verbreitung seiner Bücher, deren kapriziöser, oft dunkler Stil und sprunghafter Vortrag, deren schwieriger Inhalt und groteske (wenn auch durchaus wahre) Menschengestaltung an sich dem Leser schwer fallen. Oft können nur Norweger vollständig verstehen, was Kinck meint — und nicht einmal diese immer. Dänen und Schweden vermögen ihm im allgemeinen nicht mehr zu folgen. Und für die Übersetzer ist es oft

unmöglich, die Schwierigkeiten zu bewältigen, welche die Mauer einer gleichzeitig dialektisch breiten und kunstmäßig konzentrierten Sprache aufrichtet. Um einen relativ unkomplizierten Fall zu nennen: die Übersetzerin Ellinor Drößer hat in „Die Anfechtungen des Nils Brosme“ die Bauernsprache durch einen Dialekt wiedergegeben, der ans Bayrische erinnert. Obwohl man zugeben muß, daß sie damit die einzig mögliche Lösung des Problems bot, kann diese doch nicht anders als unbefriedigend genannt werden. Denn durch das bayrische Idiom wird wenigstens für den süddeutschen Leser das zum Verständnis dieses ausgesprochen norwegischen Buches (mag seine Problematik noch so große europäische Bedeutung haben) durchaus notwendige Pathos der Distanz zerstört, die symbolische Bedeutsamkeit der Ereignisse verringert und der dargestellte Ablauf eines tragischen Menschenschicksals in die untiefe Sphäre des Unterhaltungsliteratur-Motivs der komischen Mißverständnisse zwischen Städtern und Bauern gerückt.

Der Epiker Kinck begann — wie zu erwarten ist — als naturalistischer Milieu-Schilderer, ist es auch fühlbar, daß er mehr gibt als eine bloße Nachzeichnung und Abpausung der Wirklichkeit. Nach „Huldren“ (Die Waldfee) kam 1893 der Roman „Ungt folk“ (Junges Volk). In diesem „Bild aus dem Westland“ ist das skrupellose Treiben einer Kirchspielgröße dargestellt, die mit allen Mitteln die Macht erwirbt und bewahrt. Gierlöff erzählt, daß Doktor Kinck, der Vater des Dichters, in seinem Heim in Strandebarm den Besuch dreier bäuerlicher Kirchspiel-Oberbonzen erhielt, die nach langen einleitenden Reden sich zu der überraschenden Frage aufrafften, ob Doktor Kinck ein langes Teleskop besäße? Als er versicherte, ein solches hätte niemals seiner Fahrhabe zugehört, beruhigten sich die Bauern sichtlich. Das Buch, das der Doktorssohn geschrieben hatte, behandelte also nicht ihr Kirchspiel! Hans Ernst Kinck hatte diesen frühen Roman unzweifelhaft nach einem lebenden Modell gearbeitet, dessen Bedeutung allerdings beträchtlich überhöht worden war.

In den Jahren 1893/97 überwand Kinck den Naturalismus des Jünglings. Wohl hatte er auch später Modelle, aber das objektive Erlebnis, vermittelt durch Beobachtung, verwandelte er in ein ganz subjektives Ereignis, in dem die nackte Wirklichkeit überwunden und geläutert war. Freilich, zur Darstellung dieser

höheren Realität verwendet er oft ausgesprochen naturalistische Mittel, was seinen Gestalten nicht selten eine naturalistische Maske aufdrückt (die nicht Naturalismus ist), welche an die spätgotische Plastik erinnert. Damit stimmt überein, daß jede seiner Gestalten einen Typus repräsentiert und die Hauptgestalten eigentlich stets den gleichen Typus, dargestellt mit der reichen Dialektik des von verzehrender Spannung leidenschaftlich Ergriffenen.

1896 erschien der höchstwahrscheinlich 1894 geschriebene Roman „Sus" (Sausen), der zusammen mit „Hugormen" (Die Schlange) von 1898 eine Einheit bildet. Dieses Doppelwerk, entstanden während der großen Krise im Dichter Kinck, repräsentiert seinen neuen Stil, der freilich öfters — und besonders in „Sus" — einen nur zögernden und unsicheren Ausdruck fand. Die Geschichte eines Mannes, den sein Schicksal zwischen zwei Welten gestellt hat, denen er sich enthusiastisch zu nähern versucht und an deren Zwiespalt er selbstzerstörerisch zugrunde geht. Mittelalterliche Gotik primitiver Art und moderne Zivilisation von 1880 bis 1890 stoßen zusammen, Jahrhunderte, die durch Abgründe getrennt sind, deren Berührung einen Weltuntergang verursacht. Herman Eks Jugend war vom Sausen der einsamen Nadelwälder seines Heimattales erfüllt (das wir wohl Setesdalen nennen dürfen), von balladenhafter Lebensmelodie, welche die Gewalt der umgebenden Natur als Mythos empfand, und deren Ethos durch die Sittlichkeit — hier ein relativer Wert! — der mittelalterlichen Massenpsyche bestimmt wurde. Aber dieser Mann, der mit bitterer Ironie Ek, d. i. Eiche, genannt ist, er gehört einer anderen Welt an. Seine unkritische Jugend konnte von Stimmungen leben und sich mit Existenzformen zufriedenstellen, die er überwinden mußte. Sein Unglück ist es, daß er ein bloßes Entwicklungsstadium als Endgültiges nimmt. Am Transitorischen auf das tiefste enttäuscht, fällt er zügellos in den Gegensatz. Er haßt seine Vergangenheit (die immerhin doch einmal für ihn existierte und die er täglich vor Augen hat). Sie zu erobern, umzugestalten, zu vergewaltigen und zu vernichten ist nun die Aufgabe seines Da-Seins geworden, die er voll des konsequenten Hasses des Renegaten (Renegat war er aber auch in seiner Jugend, nur auf andere Art) durchführt, bis zur Vernichtung seines eigenen Lebenswerkes. Der balladisch gestimmte Gotiker wird Techniker, der mit allen kapitalistischen

Mitteln und unter Mißbrauch der Methoden moderner Zielstrebigkeit die Menschen, die Natur und den Mythos seines Jugendlandes (nach dem er trotz allem ein schmerzliches Sehnen empfindet) zu zerstören sucht. Es scheint, als würde ihm dies gelingen. Aber an der inneren Unsicherheit des Gewaltmenschen ohne seelischen Mittelpunkt und mit nur negativer Aufgabe scheitert er. Der erdnahe Widerstand des Tales und seines traditionsgebundenen Volkes siegt über alle Künste der Technik und der Methode, siegt noch im Untergang. Innerlich hohl und morsch sind die sich bekämpfenden Kulturstadien, beide in einem Auflösungszustand. Der Dichter berichtet nicht, ob aus dem schließlichen Chaos etwas Neues, eine höhere Synthese sich gebären wird.

Die äußeren Vorgänge dieser Bücher sollen den reichen Gedankeninhalt und die tiefen Probleme illustrieren. Sollen — denn sie erfüllen diese Aufgabe so schlecht, wie ein Künstler, der ein Buch bebildern muß, das er nicht verstand. Kinck selbst fühlte dies; als das Werk erschien, merkte er, daß man es nicht begriff (was man den Rezensenten übrigens nicht zum Vorwurf machen kann). Das Mißverhältnis zwischen Handlung und Ideeninhalt, zwischen der unerhört schleppenden Exposition und der in unerhört gedrängter Brutalität sich ausgebenden Katharsis, die weder durch Meditation oder durch Gestaltung hinreichende geklärte seelische Entwicklung des Helden, die einmal Schneckengang hat, dann wieder die Schnelligkeit eines fallenden Steinblocks (doch nicht seine Wucht), die stumpfen, luftlosen Farben — alle diese Fehler und Schwächen waren dem Urheber klar. Er schob sie auf die innere Bedrückung in jener Zeit, da er das Werk verfaßte. Die tiefere Ursache ist aber wohl in dem Umstand zu suchen, daß Kinck mit eisenharter Energie und doch innerlich schwankend — so wie Herman Ek — eine Arbeit aus sich herausriß, die noch nicht in ihm gereift war, so wenig wie er selbst. 1923 gab er eine umgearbeitete und zusammengezogene Edition der beiden Bücher unter dem Titel „Hermann Ek“ heraus, welche freilich das im Protoplasma verunglückte Werk nicht retten konnte. Doch eine Verbesserung ist vorhanden, die Vorrede, die tief in Kincks Wesen und Weltbild blicken läßt. Kann es eine herbere Kritik eines erzählenden Werkes geben, wenn man dessen theoretische Einleitung als seinen eigentlichen Höhepunkt in jeder Hinsicht bezeichnen

muß? In der deutschen Übersetzung, die vor einiger Zeit erschien, treten die vielen Schwächen, Halbheiten, Fehler und Absurditäten noch peinlicher hervor als im Original, das an seinen stärksten Stellen doch gelegentlich etwas vom Hauch nordischer Gebirgsnatur, von mittelalterlichem Menschentum und von den harten Linien einer technischen Anlage hat. Dieses Buch hat auch — begreiflich genug — manchen Protest gegen weitere Verdeutschungen Kinckscher Werke hervorgerufen. Und doch — man kann es kaum vergessen, auch wenn man es nur einmal las; es haftet im Gedächtnis wie ein besonders widerwärtiger Tag, da alles mit dämonischer Sicherheit mißlang.

In künstlerischer Hinsicht steht der nächste Roman „Fru Anny Porse" (Frau A. P.) aus dem Jahre 1900 viel höher; es mag an der weniger schwierigen thematischen Einstellung dieses Buches liegen, daß Kinck hier seine erzählerischen Kräfte viel ungezwungener und deshalb recht nachdrücklich anwenden konnte. Es handelt sich um den Einbruch der Stadtzivilisation (schon zersetzter) in ländliche Verhältnisse; das Resultat ist grenzenlose Entartung, aber auch eine momentane Beschleunigung des Lebensrhythmus, der an „Gösta Berling" erinnert, doch härter und grausamer ist. Eine gewisse Unsicherheit in der Charakterisierung der Zeitatmosphäre war aber doch vorhanden — wie so oft bei Kinck. Die Kritik nahm z. B. „Fru Anny Porse" als ein Gegenwartsbuch, während es um 1850 spielt; man nannte es deshalb roh und abstoßend, voll von Übertreibungen, während es doch einen Durchschnitt durch soziale und moralische Zustände gab, die ein halbes Jahrhundert zurücklagen.

Ungefähr auf gleichem künstlerischen Niveau hält sich der Künstlerroman „Doktor Gabriel Jahr" (1902), der in technischer Hinsicht einen bedeutenden Fortschritt bedeutet. Die Lebensgeschichte eines künstlerisch begabten Menschen während einiger entscheidender Jahre wird berichtet. Doktor Jahr verzichtet auf seine Kunst, als er sieht, daß er den Erfolg nur durch den Zufall außerkünstlerischer Umstände errungen hat, daß man ihm eine moralische Absicht unterlegte, die ihm ganz ferne lag. Weil er seinen Charakter und seine Persönlichkeit nicht durch ein Phantasieleben zersetzen lassen will, das schließlich und endlich nur dem Haschen nach der Gunst des Publikums dient, ergreift ihn der große Ver-

acht, die Sehnsucht nach reiner Einsamkeit, wohin der Schmutz norwegischer Symbiose nicht kommen kann. Doktor Jahrs psychologische Leidenschaft, seine Sucht in die Geheimnisse fremde Seelen einzudringen, sie zu leiten und zu beherrschen, wird sich in einer mehr sympathischen Sphäre ausleben und erfüllen: im Irrenhaus, dem der Arzt Jahr in siegreichem Verzicht seine Kräfte weiht. Kein geringerer als Henrik Pontoppidan, damals schon Dänemarks großer Dichter, bewillkommte dieses Buch enthusiastisch. Er schrieb u. a. an Kinck: „Durch diese tief persönliche Abrechnung mit der bürgerlichen Gesinnung der Zeit erwecken Sie für mein Ohr ein Fanfare. In Ihnen sehe ich den kommenden Mann norwegischer Dichtung."

Zwei Jahre später legte Kinck den Roman „Emigranter" (Auswanderer) vor. In diesem schwierigen Werk behandelt er ein Problem, das sich eigentlich in allen seinen Dichtungen findet, das Problem der ungenützten Kraft, die sich entweder in sinnlosen Ausbrüchen ausgibt oder — eine typische Gegenreaktion — in allzu groß angelegten Unternehmungen, die das anscheinend unversiegbare Kraftreservoire bald erschöpfen und in sich zusammenbrechen, eine Erscheinung, die nicht nur für Norwegen, sondern auch für Schweden gilt. In ihr ist die Ursache für jenen „nordischen Größenwahnsinn" zu suchen, von dem Strindberg sprach. Die ungeheure Entschlossenheit des Wikingermuts mischt sich mit hohler Prahlerei, die den Traum als Erfüllung nimmt. Stets sind es starke Persönlichkeiten voll eigensinnigen Tatendrangs, die mit eruptiver Energie das Volk oft genug über Irrwege weiterführen, einem unbekannten und doch durch ein geheimnisvolles Gesetz bestimmtem Schicksal entgegen, das einmal in einer fernen Zukunft sich erfüllen muß.

Kinck ist konsequenter Individualist. Diese seine intellektuelle Einstellung ist eine Ambivalenzerscheinung, denn gerade er fühlt sich mit allen Kräften an sein Volkstum gebunden: Gotiker und Renaissance-Mensch finden Platz in seiner Seele, die allerdings dadurch zu Schlachtfeld und Wunde wird.

Doch Kinck weiß, daß der Individualismus zwei Seiten hat. Daß der Nur-Individualist trotz seiner schizophrenen Einstellung impressionistisch orientiert ist, daß er in seiner Einsamkeit nicht den Mächten einer aller Eigenwilligkeit feindlichen Natur und der

Massenpsyche widerstehen kann. Um dieses Thema dreht sich der Roman „Præsten" (1905), die Geschichte von den Anfechtungen und Versuchungen des Landpastors Brosme. Brosme hat die Leitung seiner städtischen Privatschule aufgegeben, um in der schönen Einsamkeit eines norwegischen Gebirgstales ein Wirkungsfeld zu finden, wo ihn Konvention und Kompromiß weniger schmerzlich binden. Kinck gelang es hier in seiner gleich psychologisch wie erzählerisch fesselnder Darstellung zu zeigen, wie eine städtische Seele von Naturgewalten chaotisch zersetzt wird, wie in ihr verborgene, dunkle Urtriebe aufwachen, gerade deswegen zerstörerisch, weil sie keine Stütze in einer Gemeinschaft findet, deren Kraft wie ein Pfad durch dunklen Wald und zerklüftetes Gebirge leitet. Dadurch kommt Brosme auch in doppelter Hinsicht in Konflikt mit seiner Gemeinde. Als Stadtmensch, als Vertreter einer Kultur, die viele Jahrhunderte entfernt ist von der Mentalität seiner Talbauern, deren naturnahe — und natürliche — Habsucht allen ethischen Forderungen eines Priesters im 19. Jahrh. Hohn spricht. Und als zurückverwandelter Urmensch, der sich rücksichtslos seinen Trieben hingibt: denn als solcher verletzt er die bäurische Sittlichkeit, hinter deren traditionsgebundenen Formen möglicherweise keine großen Werte zu finden sind, die aber dem kollektiv orientierten Menschen unverlierbar bleiben. Als eine Pfarrhof-Idylle beginnt dieser Roman; aber schon im Beginn leuchten unbedeutende, schmerzende Konflikte auf, um sich schließlich zu einem kleinen Weltuntergang zu verdichten: die Gemeinde in Aufruhr gegen ihren Seelenhirten, dem Absetzung droht, eine Ehe zerstört durch wilde Erotik und die Kinder den Eltern entfremdet. Wie nie zuvor und wie kaum später wieder gelang es Kinck, Mysteriöses im engen Rahmen strenger Kunstform zu sammeln, zu belichten, zu klären und mit der Handlung in Verbindung zu setzen. In die ewige Fremdheit der Menschen gleicher und verschiedener Kulturen leuchtet die üppige, sinnlos verschwenderische Pracht nordischen Gebirgssommers. Es bedeutet viel, wenn man bekennt, daß die Naturschilderungen dieses Buches an die besten Leistungen heranreichen, welche das norwegische Schrifttum aufzuweisen hat. Ohne daß die Komposition je schematisch würde, ohne daß sie die Fülle des Lebens und der Welt bedrängen würde, sind die Vorder- und Hintergrundsfiguren zielbewußt in die Front-

linien zweier sich bekämpfenden Welten hineingestellt. Vom rein ästhetischen Standpunkt ist wohl „Præsten" Kincks beste Leistung großen Formats; in diesem Buch ist die Kunst des Dichters — ohne sich untreu zu werden — weniger schroff als sonst, der Vortrag ungezwungen und von erzählerischer Freude getragen, die Menschenschilderungen zwar stark persönlichkeitsbetont, doch nicht nur subjektiv. Schade, daß ein matter Schluß dieses bedeutsame Werk verunziert.

Nach einer langen Pause in der Romanproduktion veröffentliche Kinck in den Jahren 1918—19 die grandiose Trilogie „Sneskavlen brast" (Die Schneewächte brach). Im Roman „Ungt folk", welcher ein Vierteljahrhundert früher herauskam, hatte Kinck vom Gegensatz der Talbewohner und der Einödbauern berichtet. Für diese ist das Tal die Vollkommenheit selbst, das ferne Ziel ihrer heißen Wünsche. Sjurd Björntveit personifiziert dieses Streben: seinen Ödhof gibt er auf, um ins Tal zu übersiedeln, wo er sich mit unerhörter Energie und rücksichtslos wie eine Naturkraft, unterstützt durch Frauen, ökonomische Interessen und den Einfluß seiner Sekte zur Macht und Herrlichkeit vordrängt: zur Stellung des Bankkassierers. „Ungt folk" ist ein ernstes, objektives Buch, ganz erfüllt von der kühlen Sachlichkeit seines scheinbaren Naturalismus. Doch in „Sneskavlen brast" kommt eine andere Sachlichkeit zum Ausdruck, das verstehende Lächeln über die ewigen — und vielleicht notwendigen — Torheiten der Menschen. Niemals können die Ödhofmenschen wirklich zu den Talbewohnern kommen und an ihrem Leben teilnehmen, denn zwischen den Angehörigen verschiedener Kulturen kann es keine Verständigung geben. Der sonderbare Titel des Buches deutet an, daß es den Bergbauern so ergeht wie den Bergschafen im Teufelstal: eine Schneewächte, die überhängt, sperrt dieses, an der die Schafe bis zu einer bestimmten Höhe hinaufklettern können, dann den festen Grund unter den Füßen verlieren, in die Tiefe zurückgleiten und ohne Fluchtmöglichkeit zugrunde gehen müssen. Aber im Titel steckt noch mehr: der durch den neuen Kapitalismus verursachte Auflösungszustand der einander bekämpfenden Jahrhunderte wird angedeutet und damit der Zusammenbruch der vorhandenen Verhältnisse. Tiefer als einst drang Kinck in die Geheimnisse des Nationalen ein, in die Geheimnisse der Volksseele, deren Erforschung

allezeit die große Leidenschaft seines Lebens war. Auf der einen Seite stehen die Bauern mit ihrem primitiven Ethos, das seine tiefsten Wurzeln in der Wikingerzeit hat, ein Ethos, das sich in den Worten ausdrückt: „Es ist keine Sünde außerhalb des Kirchspiels zu stehlen"; sie können es nicht fassen, daß die Staatsgewalt sie für Taten straft, die sie im feindlichen Ausland, d. h. in anderen Kirchspielen verübt haben. Und den Beamten wieder ist die wikingsche Mentalität unverständlich. Durch diesen Hinweis hat Kinck den für die neuere Geschichte Norwegens so charakteristischen Konflikt zwischen Staatsgewalt und Bauerntum in seinen eigentlichen Ursachen aufgezeigt. Gleichzeitig aber wollen die Bauern in die höheren Schichten eindringen und sich — ohne deren Lebensrhythmus zu haben — ihre Lebensformen aneignen. Für diese Bestrebung ist Övsthus charakteristisch, ein neuer Björntveit, nur größer im Bösen und Guten, mit weiteren Plänen und stärkerer Phantasie. Vergessen darf man auch nicht, daß dieses Herausdrängen des bäurischen Menschen aus seiner Schicht und ihrer Gebundenheit ein unzweideutiges Zersetzungsphänomen ist, wie, daß es sich andererseits um eine Konsequenz des kosmischen Rhythmus der Landschaft handelt: denn in ihr ist alles Größe und Schönheit; doch die sich aus ihr mit Notwendigkeit gebärende Traumwelt geht an der Enge und Kleinheit der Lebensverhältnisse zugrunde. Das Erlebnis des Nationalen ist in Bauernseelen dumpf verkapselt, liegt unter der Schwelle des Bewußtseins, als eine rohe, aber gerade deswegen vitale Macht. In diesem dreibändigen Roman gibt es Stellen von hohem künstlerischen Wert, sind Partien vorhanden, die rein erzählerisch in die Regionen großer Epik hineinreichen; doch der eigentliche Wert des Buches liegt in der Erforschung des nationalen Problems, in allen seinen Höhen und Tiefen, leidenschaftslos und doch voll Leidenschaft. In dieser Hinsicht steht es in dem norwegischen Schrifttum wie in der Weltliteratur einsam.

4.

Man hat ganz richtig bemerkt, daß man den Menschen Kinck und den weiten und reichen Umkreis seiner Interessen am besten durch seine Romane erfaßt. Die breit hinflutende Erzählung bot ihm ein Gefäß, in dem er seine psychologische Leidenschaft mit

der Lust an Gesellschaftskritik, seinen Reichtum an Visionen mit tiefen Einblicken in den historischen Schicksalsablauf seines Volkes vermischen konnte.

Man hat weiter treffend vorgebracht, daß der Dichter Kinck als Dramatiker glücklicher war denn als Epiker. Denn im Drama konnte sich seine von Antithesen erfüllte Natur voll ausleben. Hier bot sich ihm eine Form, die für sein stürmisches Temperament vortrefflich paßte, wo seine quälerische Ambivalenz sich mit allen Mitteln der Dialektik aussprechen konnte.

Doch damit soll nicht gesagt sein, daß Kinck ein wirklicher Dramatiker war. Das Drama bedeutete ihm als Ausdrucksform ein erweitertes episches oder lyrisches Gefäß — es war ihm nicht in erster Linie selbständiges Erlebnis. Dies drückt sich auch in der Tatsache aus, daß der Dichter kein lebendiges Verhältnis zum wirklichen Theater besaß, daß er dessen technische Anforderungen souverän und bewußt mißachtete, daß seine Spiele für eine imaginäre Bühne berechnet sind, die alle Anforderungen einer reichen Phantasie erfüllen kann, und für ein Publikum, das Anstrengung als Mittel zum künstlerischen Genuß nicht verabscheut. Es kann daher nicht verwundern, daß die Leiter der Schauspielhäuser sich nur selten an die Werke Kincks herantrauten, der für ein Volk schrieb, dessen szenische Möglichkeiten ebenso begrenzt sind wie seine dramatische Berufung groß.

Der Romandichter Kinck hat eigentlich niemals den heimischen Boden verlassen, der Dramatiker Kinck ihn wenigstens der Stoffwahl nach nur selten betreten. Im erzählerischen Werk äußert sich vor allem der Gotiker, in den italienischen Dramen der Renaissance-Mensch.

Das erste dieser ist „Agilulf der vise" (A. der Weise), aus dem Jahre 1906. Das Motiv des Werkes ist aus einer Novelle Boccaccios geholt. Der Langobardenkönig Agilulf, der nicht mehr der jüngste ist, hat sich mit seinem blutjungen Weib und einem kleinen Gefolge nach einem toskanischen Jagdschloß begeben. — In der Nacht dringt der Falkenier Guido, der in heißem Begehren nach der Königin schmachtet, in ihr Gemach ein, und sie schließt ihn in ihre Arme, in der Meinung, ihr König und Herr, der bisher ein etwas kühler Bettgenoß gewesen war, hätte sie besucht. Des Morgens begrüßt sie ihn dankbar voll liebeheißer Zärtlichkeit.

Agilulf ist noch hinreichend Mann, um dadurch zu entflammen, aber erfahren und klug genug, um schmerzvoll zu verstehen, daß er eine Glut in Empfang nimmt, die ein anderer entfacht hat. Des Königs Eifersucht richtet sich instinktiv sofort gegen Guido, und in seiner Erbitterung befiehlt er ihn auf eine gefährliche Bärenjagd, die ihm den Tod bringen soll. Doch Guido erlegt das Raubtier und nicht dieses ihn. Nach der Heimkunft muß er auf den Wunsch seines Königs vor den versammelten Höflingen eine Weise über die Jagd singen. Aber Guido, der nicht länger Knecht sein will, nachdem er die Gunst einer Königin genossen hat, singt ein glühendes Liebeslied, daß Agilulfs Frau Teudelinga versteht, in wessen Armen sie in der letzten Nacht lag. Dann stürzt sich Guido in den Speer, mit dem er den Bären getötet hat. Die Königin — ihr verborgen gewesene Zusammenhänge nun überblickend — bricht in Verachtung gegen ihren Mann aus. Jetzt weiß der König, daß er seine Frau endgültig verloren hat — eben weil er sie niemals ganz besaß. Überwältigt von dieser plötzlichen greisenhaften Einsamkeit sucht er Trost bei einer der Dienerinnen der Königin. Sie weigert sich, sie flieht. Die Königin sieht beide zusammen, und voll infernalischen Hohnes schenkt sie die Magd einem trunkenen Greis unter den Gästen. Da wallt in Agilulf noch einmal Mannesmut auf, er befreit sie und tötet sich selbst.

Leidenschaft, Kraft und Bewegung ist in diesem dramatischen Gedicht, dessen Schöpfer sich tief mit allen dunklen Geheimnissen des Eros vertraut zeigt. Unzweifelhaft kann man gegen die psychologischen Grundlagen der Dichtung berechtigte Einwände erheben, die aber nicht ihren Kern treffen, besonders wenn man bedenkt, daß sie in einer Zeit spielt, deren Menschen über seelische Vorgänge nicht reflektieren konnten und deshalb ungezügelt sich an diese hingaben. Doch in seiner Gesamtheit verfügt das Drama trotz seiner komplizierten Erotik über große und überzeugende Linien. Vom metrischen Standpunkt aus ist dieses Werk eines der merkwürdigsten der norwegischen Literatur. Jamben, Anapäste, Daktylen und so ziemlich alles, was bei Minkwitz und Konsorten genannt wird, ist vertreten, dazu Reime, die gelegentlich auftauchen. Was soll das bedeuten? Kinck selbst hat in einem theoretischen Buch eine Erklärung gegeben. Seine Verse wollen den natürlichen Rhythmus des Atems hauchen, singen, schreien oder brüllen — je

nach der gemütischen Lage der agierenden Person. Der Dichter, der Hohn und Spott über die skandierenden Poeten ausgießt, die durch ihre kunstmäßigen metrischen Abschleifungen vulkanische Eruptionen zu einem kleinen Explosionsmotor degradieren, vermochte formellen Zwang nicht ertragen. So sehr er Shakespeare bewunderte — der einzige Dichter des anglosächsischen Kulturkreises, der ihm etwas bedeutete —, niemals konnte er sich entschließen, konsequent dessen nicht gerade enge Blank-Verse anzuwenden, da ihm diese einen unnationalen Import bedeuteten. Man kann wohl sagen, daß in dieser Beziehung Kinck einen echt norwegischen Eigensinn entwickelte, eine Eigenbrötelei, die für seinen schizophrenen Habitus recht bezeichnend ist. Denn in späteren Dramen scheute sich Kinck durchaus nicht, Vers — Verse aller Art freilich — und Prosa zu mischen, was vor ihm schon ein gewisser Shakespeare tat, freilich mehr motiviert. Immerhin war „Agilulf der vise" das einzige Werk der Kinckschen dramatischen Produktion, das mit Hilfe einer arbeitsfreudigen und verständnisvollen Regie einen starken Bühnenerfolg errang. Und das ist vielleicht sogar in metrischer Hinsicht eine Rechtfertigung.

1910 erschien das zweite seiner italienischen Dramen „Den siste gjest" (Der letzte Gast). Im prunkvollen Palast Pietro Aretinos in Venedig sammeln sich alle Vertreter jener Menschheit, die irgendwie mit dem mächtigsten Mann der Zeit in Berührung kommen wollen: Gesandte und Gierige, Hilfesuchende und Heilige, Dichter und Dirnen, Maler und Mäkler. Die ungeheure Fülle und Vielfalt des fast ekstatisch bewegten Lebens aus dem beginnenden italienischen Barock offenbart sich, an die dynamische Rhythmik der großen Malereien Paolo Veroneses erinnernd. Der Mittelpunkt dieses Wirbels ist Aretino, nie verlegen, nie ermüdet, nie verwirrt, nie sich vergessend und niemals ehrlich. Aber auch dieser Tatmensch, Held und Schuft, Prahler und Lügner hat ein Herz, das stärker ist als sein zynischer und genialer Intellekt. Ein armes schwindsüchtiges Mädchen, Perina Riccia, das seine Hilfe suchte, gewinnt Gewalt über ihn, ohne es zu wissen. Aretino beschenkt sie reich und will den von ihr angebotenen Tribut ihrer Dankbarkeit — ihren Leib — nicht entgegennehmen: denn er liebt sie (und anders als alle die Frauen vor ihr). Nach dem Festland sendet er sie, damit sie dort Heilung suche. Nach einiger Zeit kann Aretino

die Sehnsucht nach ihr nicht mehr bezwingen. Er sucht sie. In einer schlechten Herberge erfährt er, daß Perina eine Dirne geworden ist. Er kehrt nach Venedig zurück. Wieder feiert er in seinem Haus ein Fest mit ungeheurem Aufwand, wieder beherrscht er die unabsehbare und bunte Schar seiner Gäste. Aber es ist etwas in ihm gebrochen, in seine prahlerische Kraftpose ein unechter Ton gekommen. Denn Angst quält ihn, große Einsamkeit ist über ihn gefallen. Er, der alle verraten hat, ist von allen verraten worden, der einen, die er liebte. Und das ist für ihn Tod und Vernichtung. Er ruft seine Gäste herbei, und er sagt ihnen, wer er war: der Mann ohne Wahrheit, der getreueste Diener der Lüge. Erschrocken fliehen alle vor ihm: das Fest ist aus, und Aretino stirbt.

Durch diese Inhaltsangabe kann man wohl begreifen, daß dieses Drama, dessen psychologischer Ablauf nur wenig durch die sinnenhafte Symbolik der Handlung unterstützt wird, auf den Brettern bloß einen Achtungserfolg errang. Die malerischen Qualitäten dieses Freskos sind stärker als die tragischen — wie nicht selten in der Renaissance-Dichtung Kincks.

Schon im nächsten Jahre — 1911 — läßt er „Bryllupet i Genua“ (Die Hochzeit in G.) erscheinen. Zeit und Lokalität kann man trotz der Ortsangabe im Titel umschreiben „Wo und wann ihr wollt“ — aber die heiße Luft und Lust der Renaissance liegt fühlbar über den Ereignissen, die nicht so wenig von einer oder mehreren Novellen Sacchettis abhängig sein dürften. In einem vornehmen genuesischen Haus treten diese Paare auf: der Kapitän Ghirello, der Sohn eines Normannenherzogs, mit seiner Braut Veronica; und der Prinz von Genua und seine Kebse Lætizia. Der Fürst begehrt nach Veronica, welche der träumerische, künstlerisch begabte Ghirello kaum verteidigt; erst ihr Hohn erweckt ihn aus seiner Traumwelt, zu Tat und Abenteuer, doch nicht zum Kampf gegen den Prinzen. Ghirello verläßt seine Braut, die eine leichte Beute des Genuesers wird; ihm folgt Lætizia, welche die neuen Möglichkeiten leidenschaftlich erregt. Nach einem Halbjahr sehen wir sie auf der Liebesinsel im Ägäermeer wieder; Ghirello hat sie dem Herrn des Eilands, einem alten Piraten und Schürzenjäger, verkauft. Auf einem Raubzug, den Ghirello mit dem Seeräuber unternimmt — während dessen Lætizia beide mit einem Knecht

betrügt — erschlägt er diesen einer Tscherkessin willen, die ihm aber durch Selbstmord entflieht. Mit Lætizia, die sich als Tscherkessin verkleiden mußte, fährt er nach Genua, um sie bei der Hochzeit des Prinzen als Gabe darzubringen. Ghirello sucht das bunte Menschengewimmel des Markts gegen den Prinzen zu beeinflußen: da sieht er seine einstige Braut Veronica von einem verliebten Mönch verfolgt, den Ghirello tötet. Den nun im Hochzeitszug auftauchenden Prinzen verhöhnt er mit schändlichen (und wahren) Worten. Schon wendet sich der Pöbel gegen den Herrscher, da greift Lætizia ein, voll Haß gegen Ghirello, und sie stimmt die Menge um. Jetzt kann der Fürst von Genua wieder Fürst sein, und hoheitsvoll verurteilt er auf offenem Markt Ghirello zum Feuertod, um sodann in triumphierender Laune Hochzeit zu halten.

„Mot karneval" (Gegen Karneval) — im Gegensatz zu den vorhergehenden Stücken chemischfrei von Erotik — will die andere Seite der Renaissance-Medaille geben (es erschien 1915), die politisch-unethische. Den Kampf der italienischen Kleinstaaten gegen einander behandelt dieses Stück. Macchiavelli steht im Mittelpunkt der Dichtung, der florentinische Staatsmann und Diplomat, der Mann der tausend Listen und Ränke, der die grausame Sentenz prägt: „Jede Tat des Dunkels überglänzen die Sterne des Ziels". Auf die Höhe seines Lebens steigt er während der Verhandlungen mit Cesare Borgia, in dem er einen würdigen Partner findet. Aber, der Italien einen will, Macchiavelli, spielt noch ein anderes Spiel: er zettelt eine Verschwörung gegen die Medici an; wohl ist er so vorsichtig, seinen Namen nicht auf jene Liste zu setzen, auf der er die Namen seiner Anhänger sammelt, und trotz Tortur läßt er sich kein Geständnis erpressen — doch florentinischer Diplomat darf er nicht ferner sein. Er wird aufs Land verbannt und erhält den Auftrag, den Hof mit Arbeiten seiner Feder zu erheitern. Deshalb muß er zur Karnevalszeit einen Maskenaufzug organisieren, in dem er persönlich als groteske Gestalt auftritt, die er selbst als seine Karikatur auslegt. So bringt er die wesentliche Nüchternheit und moralfreie Sachlichkeit des Renaissancemenschen schonungslos zum Ausdruck, denn er hält sich selbst für verkommen, da ihm der Erfolg entglitten ist, jener Stern unerreichbar geblieben, der jede Tat des Dunkels überglänzt.

Der Schluß dieses Dramas ist stark, mitreißend — aber als Ergebnis von sage und schreibe 400 Druckseiten doch etwas mager, die an die Geduld des Lesers (um vom Theaterbesucher gar nicht zu sprechen) ungeheure Anforderungen stellen. Das Werk mutet oft wie eine dialogisierte und in eine ungefähre dramatische Form gegossene wissenschaftliche Abhandlung über Renaissance-Politik; es ist lehrreich, aber kein Kunstwerk. Gobineau hat wenig glücklich auf diese Arbeit Kincks eingewirkt.

Wie Ragnar Hauger in einem Aufsatz in der norwegischen Literaturzeitschrift „Edda“ bewiesen hat, steht die Fabel von „Lisabettas brødre“ (L.s Brüder) in engem Konnex mit einer Novelle Boccaccios (Dec. IV—5) und vermutlich auch mit Dec. IV—1 und Dec. VIII—7. Die Voraussetzungen des Dramas sind jedenfalls auf der Geschichte der jungen Lisabetta von Messina aufgebaut, die einen armen Knecht des Fürsten liebt; ihre Brüder ermorden den Erwählten ihres Herzens und vergraben den Körper im Wald. Lisabetta aber findet die Leiche, trennt den Kopf ab, den sie in einen Blumentopf legt, den sie täglich mit ihren Tränen netzt; ein Rosenbäumchen wächst aus der Erde, welches die Brüder ihr wegnehmen und vernichten: da bricht ihr Herz, und alle Kirchenglocken der Stadt beginnen zu läuten, ohne daß eine Hand sie in Bewegung gesetzt hätte.

Wie so oft bei Kinck, sind die Männer des Stückes nicht mehr jung, befinden sich im Klimakterium. Für Lisabettas Brüder Sandro, Rinaldo und Landolfo gilt dies. Und ihre Problematik interessiert den Dichter am meisten, sie führt er in allen Details aus, oft genug auf Kosten der dramatischen Ökonomie. Sandro, der einst ein wildes Leben in der Levante führte, tröstet sich nun mit dem goldenen Wein aus seinen Liebesjahren, Rinaldo reagiert durch Liebeslieder seine ungelöschte Erotik ab, aber Landolfo ist widerstandslos den Mächten des Eros preisgegeben: in ihm brennt die unerfüllte Liebe zu einer Kreterin, die gerade dadurch furchtbar wird, daß er sie als altes, verfallenes Weib wiedersieht, das rachsüchtig verderbliche Liebestränke in der Stadt ausbietet. Landolfo hat einst tiefe Liebe erweckt in der schönen Ghismonda, die sich ihm hingab: doch für ihn war dies nur eine flüchtige Episode, nicht das große Erlebnis. Der Sohn Rinaldos, Ghismondas junger Verehrer, kommt in die Stadt, er hat eine vergiftete Blume

mit, zum Andenken an Lisabetta. Er überreicht sie Ghismonda und Landolfo, der sich bei ihr befindet, sie berühren die Blume mit ihren Lippen und sterben.

Mit großer Sorglosigkeit hat Kinck hier Motive miteinander verbunden, die sich fremd sind und wohl auch fremd bleiben. Die logischen Zusammenhänge kann man oft nicht begreifen, nur ahnen. Kinck scheint sich in diese südliche, bunte, phantasiereiche Welt mit solcher Begeisterung eingelebt zu haben, daß für ihn eine bloße Andeutung genügt, wo das Kunstwerk ein ausgeführtes Motiv bedurft hätte. In einem magischen Wortstrom ergießen sich die Gefühle und reißen das schwache Gerüst der Handlung mit sich. Als Ganzes ist das Drama — das 1919 erschein — unzureichend, doch es hat Stellen voll Größe und Schönheit, voll überzeugender Symbolkraft, die von umfassendem Wissen um die dunklen und gefährlichen Mysterien des Eros erfüllt sind, die singen und sagen von „der Liebe dunklem Los". Der ewige Kampf zwischen Mann und Weib ist meisterlich geschildert, und der Ausbruch der Instinkte, die unter den Listen und Ränken des Alltags und seiner Verwirrung liegen.

Der dänische Kritiker Sven Lange, der im Gedächtnisbuch für Kinck einen ausgezeichneten Aufsatz über die italienischen Dramen veröffentlichte, spricht den Wunsch aus, daß Kinck als Gegenstück zum Aretino-Drama „Den siste gjest" nicht eine Tragödie über Macchiavelli (der er nicht wirkliches Leben einzuhauchen vermochte) geschrieben hätte, sondern eine über Savonarola, welche ihm einen für sein Talent sehr geeigneten Vorwurf geboten hätte. Dadurch — das kann man hinzufügen — hätte Kincks italienische Dramenreihe wirkliche Totalität gewonnen, denn dann wäre auch die religiöse Seite des italienischen Kosmos dargestellt worden. Wie wir aus einem Aufsatz von Dina Lea (im Gedächtnisbuch) erfahren, hatte Kinck wirklich die Absicht, diese Lücke zu füllen und zu diesem Zweck schon bedeutende Vorstudien gemacht. Freilich galt der bereits festumrissene Plan nicht dem Mönch Savonarola, sondern dem „Genie des Glaubens" Giordano Bruno, Pendant zum „Genie der Phrase" Pietro Aretino und zum „Genie der Vaterlandsliebe" Niccolò Macchiavelli. Diese historischen Dramen bilden ein Gegengewicht gegen die anderen mehr lyrisch gefärbten italienischen Stücke. Der letzte Akt der unge-

schriebenen Tragödie ereignet sich in Rom, wo der Ketzer zum Feuertod verurteilt wurde. In Giordano wollte er die Andacht und Demut vor der Erkenntnis des Unendlichen darstellen, ein gotisches Lebensgefühl, ausgesprochen mit dem kampfbereiten und kraftvollen Trotz des Renaissancemenschen, der nüchtern logisches Denken und Schwung der Phantasie so seltsam vereinen kann. In diesem Drama hätte Kinck beide Komponenten seines Wesens voll ausschwingen lassen dürfen, und erst dann hätte er zu zeigen vermocht, was er als Tragiker eigentlich konnte, unterstützt durch seinen reifen Kunstverstand, fern der radikalen Neuerungssucht seiner Jugend, und reich an schriftstellerischer Erfahrung. In diesem Werk hätte er auch sein Glaubensbekenntnis aussprechen müssen — ob es Christentum oder Heidentum gewesen wäre, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber es hätte auf jeden Fall tiefe Einsichten in das Wesen Kincks und seiner Kunst vermittelt, wenn er gezeigt haben würde, auf welche Weise er um die bekannte Klippe aller Giordano Bruno-Dramatik herumgekommen wäre, um den gefühlvollen, aber verschwommenen Pantheismus.

Kincks dramatische Produktion ist jedoch nicht nur auf Italien beschränkt. Nach dem tiefsten Wesen seiner Heimat und seines Volkes sucht er in dem umfangreichen dramatischen Gedicht „Driftekaren“ (Der Viehhändler), das im Jahre 1908 erschien und in dem „dramatischen Nachspiel“ „Paa Rindalslægret“ (Im Lager von R.) 1925 eine Fortsetzung fand.

Man hat oft dieses schwerverständliche Werk, dessen eigentliche Meinung nur wenigen Lesern klar geworden sein dürfte, oft mit Ibsens „Peer Gynt“ verglichen. Vraal — der Held des Kinckschen Dramas — wie Gynt sind repräsentativ für das norwegische Volk (ihnen kann man auch Vendt, Hamsuns Mönch, beigesellen). Aber der Unterschied ist nicht zu verkennen, daß sich Gynt vom Romantiker zum Rationalisten, vom Abenteurer-Wiking zum Betrüger und Hochstapler entwickelt, Vraal jedoch trägt beide Welten in seiner Seele, die voll von schöpferischen Visionen ist, was ihn nicht hindert, gleichzeitig üble Geschäfte mit ihr zu machen, Pferdehändler und Dichter, der er ist.

Vraal hat aber noch einen Verwandten: Faust — den Goethischen. J. A. Refsdal hat in einem gehaltvollen Aufsatz in der „Edda“

nachgewiesen, daß Vraal ein umgewendeter Faust ist (und um 100 Jahre jünger). Das Faustproblem wurde von Kinck von der anderen Seite gesehen, und außerdem macht sich der Umstand bemerkbar, daß Kinck Nordgermane mit keltischem Bluteinschlag ist. Vraal repräsentiert nicht nur die Höhen und Tiefen des norwegischen Menschentums in seiner Größe und Begrenzung, er wächst zum Menschheitstypus überhaupt heran. Er hat die Frucht vom Baum der Erkenntnis gegessen. Dadurch gewinnt Vraal den großen Überblick über die Vielfalt der Lebenserscheinungen, die innere Überlegenheit und geistige Freiheit, die faustischen Adlersflügel. Doch einen teueren Preis mußte er dafür bezahlen, er verlor alle unmittelbare Naivität, alles aus dem Augenblick geborene Lebensglück. Die intellektuelle Qual des Menschensinns erfüllt ihn, und der unerlöste Drang zu sensueller Universalharmonie. Aus dieser Qual kann ihn — den Mann unserer Zeit — kein Weib erlösen, denn die Negation seiner Reflexion übertönt ständig seine unmittelbare Lebensbejahung. Dadurch wird er ein schizophrener Typus, der Mensch mit der gespaltenen Seele, der sich selbst beobachtet und belauert, der von Gedanken und Erkenntnis zerfressen ist, der Mann mit dem Tasso-Komplex.

Vraal Reiorsen Litveit ist schon an die 50 Jahre alt, als das Stück beginnt. (Das Problem des alternden Manns taucht immer wieder beim späteren Kinck auf.) Vraal wuchs auf einem Bauernhof im westlichen Norwegen auf, der in die große und erhabene Fjordlandschaft eingebettet war. Sie wirkte auf die träumerische Art des Knaben erregend und niederdrückend zugleich. Da lernte er auch, auf seine Weise die Wirklichkeit zu überwinden: ein hoher Berg versperrt die Aussicht auf das unendliche Meer; wohl konnte der Junge diesen nicht wegsprengen, aber bestieg er ihn, dann gab gerade das Hindernis die Möglichkeit zum großen Fernblick. Und dort oben auf dem Berg wurde der Dichter in Vraal geboren, ein Dichter ganz ursprünglicher Art, der mit der Zunge gestaltet und nicht mit der Feder. Erwachsen erwählt sich Vraal den Beruf eines Viehhändlers, der seiner Bewegungsfreude, Lust zum Fabulieren und Betrügen samt Neigung zu praktischer Psychologie sehr entspricht. Auf seinen ruhelosen Wanderfahrten lebt er wild und stürmisch. Auf einer durch eine Liebesangelegenheit verursachten Reise lernen wir Vraal kennen. Trotz aller seiner erotischen

Ausschweifungen ist in seinem Herzen noch der Platz für die große Liebe offen. In Kari Bjönnabö glaubt er sie gefunden zu haben, der jungen Frau des Lauern Ulv, der die heiße Leidenschaft ihres brennenden Blutes nicht völlig hat stillen können. In einer magisch-hellen Sommernacht lernte er sie kennen. Doch nicht um sie kämpfen will Vraal, der lebenskünstlerisch jeder ernsthaften Bindung ausweicht. Er ist nur das gierige Raubtier, das schonungslos die gebotene Möglichkeit ausnutzt. Der alternde Vraal ist innerlich überzeugt, daß eine sitzt und harrt — und ihr geträumtes Bild trifft seltsam auf Kari Bol, der er diesen Frühling begegnete. Aber sie, die Solvejg-Verwandte, hat eine resolute Mutter: Frau Dordi weiß es einzurichten, daß Kari Bol vom Pferdehändler Vraal zum Krämer Brigt sachte hinübergleitet. Vraal will resignieren (oder seine Lust zur Ungebundenheit), doch er wird von den Bewohnern des Kirchspiels verhöhnt. Sinnt auf Rache; gibt ihnen eine Kirchspiels-Idee ein, den Gedanken, einen Vernichtungsfeldzug gegen die Lappen zu unternehmen, deren Renntiere den Pfarrbezirk verheeren. Der Krämer Brigt und der geborene mittelmäßige Führer aller Mittelmäßigkeit Leateigen, der Organist, eilen an der Spitze ihrer Anhänger in den Kampf. Nur Vraal, der doch das Ganze angeregt hat, bleibt zurück, Kari Bol, die ihn beobachtete, wird seltsam von seinem gefährlichen Spiel ergriffen. Obwohl Brigt und Leateigen sonderbarerweise als Sieger aus dem gemeindlichen Lappenkrieg heimkehren, gelingt es Vraal Bol zu beweisen, welcher elende Fant Brigt, ihr Mann, eigentlich ist. Und da gewinnt Vraal sie, genießt den größten Triumph seines Lebens. Doch dann kommt große Müdigkeit über ihn: er wirft alle Gelegenheiten zu bürgerlicher Bergung von sich, und er winkt mehr als deutlich der Werbung Dordis ab, Bols Mutter, der wohlhabenden Witwe, die ein Auge auf ihn warf, nachdem Brigt als schäbiger Schwindler entlarvt wurde. Mit Kirchenwein berauscht er sich. Und dann beginnt das trostlose Leben des Altgewordenen. Nach vielen Jahren, an einem nebligen Oktoberabend, trifft er am Rand einer Großstadt Bol; und er findet, daß seine flüchtige Liebe sie groß und reich und gut gemacht hat. Sie wird ihm ein später Abglanz der Feuer seiner Jugend und ein letztes Glück — so scheint es wenigstens.

Das dreiteilige Nachspiel „Paa Rindalslægret" zeigt uns die letzte Lebenszeit des 70jährigen Vraal. Sein Gegenspieler ist ein

50jähriger spleeniger Lord, der sich in norwegische Gebirgseinsamkeit zurückgezogen hat. Im Gegensatz zum nordischen Don-Juan Vraal hat er nie eine Frau berührt: doch gerade deswegen hat sie ungeheure Macht über ihn, sie macht ihn zum grüblerischen Einsiedler und verfolgt ihn in die Einöde. In einem Anfall von Melancholie ist der Lord ins Hochgebirge gewandert, wohl in Todessehnsucht. Vraal und Steinar Steinarssön von Bjönnebö (einem Ort, der in der Lebensgeschichte Vraals große Bedeutung hatte) suchen den grilligen Briten und bringen ihn nach seinem Gehöft, wo eine junge, unangenehm energische Lady auftaucht, deren Brief den Lord zu den Gletschern trieb. Auf dieser Expedition zog sich Vraal eine Lungenentzündung zu, die tödlich verläuft.

Mit der trockenen Wiedergabe des Handlungsablaufs ist natürlich der Inhalt des Stücks nicht erschöpft, in das Kinck reichlich viel hineingeheimnißt hat, und zwar auf eine Art, die (wenn auch mit Zurückhaltung) vermuten läßt, daß die typisierenden Schemen der deutschen radikalen Expressionisten-Dramatik an ihm nicht spurlos vorübergingen. „Paa Rindalslægret" ist entschieden eine schwächere Leistung als „Driftekaren"; zu ganz unmittelbarer und daher überzeugender Wirkung erhebt sich das Nachspiel nur in der ersten Szene des zweiten Teiles, wo Vraal und Steinar in den sommerlichen Adler-Bergen den Lord suchen: hier ist norwegische Gebirgsstimmung auf wunderbare Weise herausgebracht und wird dem Leser zu dauerndem Erlebnis.

Mit diesen beiden dramatischen Gedichten suchte Kinck seine rein persönliche und seine national-norwegische Problematik zu sammeln. Er hat weder sich noch das norwegische Volk bei dieser Arbeit geschont. Trotz des hohen Stils dieser Werke ist die Annäherung an die naturalistische Darstellungsweise sehr deutlich; sie reicht gerade bis an jene Grenze, wo der Stilbruch eintreten kann. Die innere Verwandtschaft dieser Dichtungen mit Ibsens „Brand" und „Peer Gynt" kann nicht bezweifelt werden. Man hat vielleicht nicht mit Unrecht gesagt, daß Vraal die höhere Synthese der beiden Antithesen darstellt, die Brand und Peer Gynt benannt sind, und daher mehr wie jede andere Gestalt norwegischer Dichtung als Typus und Symbol verbindliche Geltung hat für Norges Volk. Die Zukunft wird lehren, ob das Drama von Vraal — das bisher noch nicht zu einer Aufführung kam — so starke Bühnen-

werte enthält wie das von Peer Gynt (das man ja ursprünglich für unspielbar hielt). Immerhin sei aber der Zweifel an der Bühnenwirksamkeit von „Driftekaren“ ausgedrückt: denn es beweist etwas gegen ein Drama, wenn manche Kritiker es ein dialogisiertes Epos nennen . . . Mit noch größerem Recht könnte man diese Bezeichnung für „Paa Rindalslægret“ anwenden.

An zwei dramatischen Arbeiten Kincks, dem Schauspiel „Mellem togene“ (Zwischen den Zügen) von 1898 und „Paa Ekre'rnes gaard“ (Auf dem Hof der Ekre), einem vieraktigen Trauerspiel von 1913, kann man rasch vorübergehen, da sie sicher die schwächsten Werke der Muse des Dichters sind. Beide behandeln das Emanzipations-Problem. Unter den nachgelassenen Papieren befindet sich übrigens eine Umarbeitung des erstgenannten Bühnenwerks, die als durchaus gelungen bezeichnet wird. Die Hinterlassenschaft birgt ferner auch eine Volkskomödie und ein Erstlingsdrama, das schon im Jahre 1885 entstand.

5.

Als Künstler im engeren Sinne des Wortes war Kinck ohne Zweifel am glücklichsten im Bezirk der Novelle. In diese kleine Form konnte er ohne innere Widerstände seine Leidenschaft und seinen Gedankenreichtum pressen, seine Tendenz zu atemloser Darstellung und tiefsinniger Meditation. Hier bot sich der Eigenart seiner Begabung ein Gefäß, das er niemals sprengte. Kleist — mit dem er überhaupt manche Wesengemeinschaft hat — war ihm charakteristischerweise das Vorbild. Den Puls des keltischen Blutes in Kinck fühlt man da mehr als in seinem sonstigen Arbeiten.

Obwohl noch fern aller Meisterschaft hat doch die Sammlung kurzer Geschichten „Flaggermusvinger“ (Fledermausschwingen), die im Jahre 1895 erschien, einen ganz persönlichen Stil. Helldunkel liegt über diesen Erzählungen, die bald in tiefschwarze Nacht versinken, bald wieder in phantastischem Glanz aufleuchten. Doppeltönig ist ihre Melodie. Vom großen Pan handeln sie alle. Vom Troll im Menschen, vom Tier, das im Unterbewußtsein gefangen liegt, das oft genug über den Wächter Gehirn herrscht, und das zerstörerisch ausbrechen kann mit der Siegerkraft der ewigen Naturgewalt. Menschenschicksale sind zutiefst mit den Geheimnissen von Wald und Moor und Meer und Berg verwachsen. Aus-

gesagt wird von dem großen Sehnen nordischen Volkes nach allen Weiten der Himmel und Ozeane, von der trollhaften Magie und erotischen Glut der hellen Sommernächte, vom Kriegersinn der späten Wiking-Nachfahren und ihrer leidenschaftlichen Lust zum Untergang.

Im folgenden, zwei Jahre später erschienenen Band „Fra hav til hei" (Vom Meer zur Heide) ist an die Stelle des steilen Pathos ein eigentümlicher grotesker Humor getreten, der das Skurrile und Bizarre, das sich auch im ersten Novellenband in Fülle findet, übermäßig stark betont. Jedenfalls hat Kinck in diesen zwei Sammlungen zuerst seinen eigenen und unnachahmlichen Stil gefunden — viel früher als in den Romandichtungen.

Doch schon 1899 gab der Dichter in „Trækfugle og andre" (Zugvögel und andere) schlechthin Vollendetes. Das allzu große Dunkel hat einer schönen Luzidität Platz gemacht, das gekünstelt Bizarre ist verschwunden. In diesem Band stehen zwei Meisterwerke: „Chrysanthemum" und „Renæssance". In „Chrysanthemum" wird von einem jungen Mädchen berichtet, dem das Lebensglück entgleitet, da ihre erste große Liebe einem vertrockneten Schulmeister galt, dem „ältesten Faun im Wald"; der primäre erotische Eindruck prägt sich so in ihr ein, daß er sie vollständig beherrscht und sie nach mancher Liebes-Unbeständigkeit zu einer Heirat mit einem ältlichen kinderreichen Witwer veranlaßt — zu einer Opferhandlung, die Ausdruck schmerzvoller Resignation einer zerstörten Jugend ist. Germund, der Held der Novelle „Renæssance", ist der Sohn eines kunstreichen Schlossers, der sich in einem sagenumraunten Wasser ertränkte, als er das von ihm gearbeitete Kirchenschloß nicht öffnen konnte. Germund verfertigt ein bemaltes Halbrelief aus Holz, das ein schmerzdurchwühltes Kinderantlitz darstellt; „Naturangst" nennt er es. Kristianier Kunstprofessoren loben das Werk, doch tadeln sie den Mangel an klassischen Proportionen. Ein Mäzen sendet Germund nach Italien, nach Rom. Nach mühevollen Studien gelingt dem jungen Künstler ein Herakles, in dem der klare Verstand die dunklen Mächte des Innern und die große Angst überwindet — ein Werk, das allgemeine Anerkennung gewinnt. Aber Germund hat sich selbst entfremdet, das Schöpferische ist in ihm zerbrochen. Er kehrt in sein heimatliches Kirchspiel zurück, das ihm zu

Ehren ein großes Fest veranstaltet. Doch nun bekommen die geheimnisvollen Elfen jenes Flusses, in dem sein Vater den Tod fand, Gewalt über ihn. Germund zündet seine Werkstatt an und verbrennt in ihr samt allen seinen Werken und Entwürfen.

Die folgenden Sammlungen, ,,Vaarnætter", ,,Naar kærlighed dør", ,,Livsaanderne", ,,Masker og mennesker", ,,Kirken brænder", ,,Guldalder" und ,,Fra Fonneland til Svabergsveen" (Frühlingsnächte, Wenn die Liebe stirbt, Lebensgeister, Masken und Menschen, Die Kirche brennt, Das goldene Zeitalter, Von F. nach S.) bewegen sich meistens auf dem gleichen hohen Niveau; sie zu lesen ist Genuß und Freude, nicht Anstrengung und Mühe. Kincks Novellen bieten den leichtesten Zugang in seine schwere Kunst und sein differenziertes Weltbild.

1926 erschien Kincks letzte Novellensammlung ,,Foraaret i Mikropolis" (Das Frühjahr in M.), die die steigende Bitterkeit und den tiefen Pessimismus des alternden Dichters beweist, der bereits selbstzerstörerisch mit der Form zu spielen beginnt. Das Gleiche läßt sich von den posthum (1929) veröffentlichten Novellen ,,Torvet i Cirta" (Der Markt in C.) behaupten, in denen ebenfalls Menschen und Zustände der Spätantike ironisch unsere Gegenwart widerspiegeln.

6.

Ein norwegischer Kritiker sagte, daß Kinck der gelehrteste Dichter der Gegenwart gewesen wäre. In dieser Behauptung steckt zwar sicher ein gut Stück echt norwegischer Übertreibungssucht, doch man könnte sie immerhin zur Diskussion stellen, und in bezug auf Kincks Heimat ist sie sicher richtig. Der Dichter wollte ja ursprünglich die akademische Laufbahn als Lebensberuf wählen; nur der Umstand, daß er für seine (ungedruckt gebliebene) Abhandlung über das Verhältnis der mittelalterlichen Ballade zur mythisch-heroischen Dichtung der Sagazeit — eine Arbeit, welche die Qualifikation ,,Accessit" erhielt — die Goldmedaille der Universität nicht bekam, soll ihn von seinen akademischen Plänen abgebracht haben. Man kann aber doch als gegeben annehmen, daß Kinck in diesem Ereignis ein Symbol sah, das die tiefsten Ahnungen seines Innern bestätigte.

Seine reiche Essayistik beschäftigt sich — wenn man von der Literaturkritik absieht, die er in Tagesblättern betrieb — eigent-

lich nur mit diesen Problemen: norwegisches Volk, italienische Renaissance und Rassentheorien.

Immer wieder stellte sich Kinck die Frage: was ist das Wesentliche des norwegischen Volkes, worin äußert es sich, was ist der Sinn seiner Existenz und der Logos seines geheimnisvollen historischen Schicksals? Diese Fragen machen auch den Mittelpunkt der dichterischen Werke aus, soweit sie sich auf nordischer Erde ereignen. Kinck hat tiefe Schächte in jene Abgründe der Volksseele gegraben, in denen die Kräfte sich entwickeln, die das Schicksal einer Nation jenseits von Oberbewußtsein und Menschenlogik bestimmen. Nicht nur als Gestalter und Schöpfer kämpfte er in Liebeshaß und Haßliebe um den Sinn seines Volkstums, auch in theoretischen Abhandlungen suchte er sich damit auseinanderzusetzen. Man darf das als sehr charakteristisch ansehen, und als bezeichnend für den Umstand, daß er in gleichem Maß Dichter und Träumer wie Gelehrter, Grübler und Denker war. Auch hier zeigt sich die Ambivalenz seines Wesens, die manchmal ins Schizophrene hinübergleiten kann; sie tritt neben seine schon konstatierte Dualität, die sich im Schwanken zwischen der Geistesaristokratie der beamteten Oberklasse und der rohen, doch zukunftsstarken Vitalität des Bauern ausdrückt, aus dem für ihn die Antithese Gotik-Renaissance erwächst. In dem 1922 erschienenen Buch „Storhetstid“ (Zeit der Größe) sammelte er seine durch Studien eines Menschenalters erworbenen Kenntnisse und Erkenntnisse, Einsichten, Zweifel und Polemiken. Schon der Titel hat ironischen Klang; das norwegische 13. Jahrh., die Epoche Håkon Håkonssons, ist nach der Ansicht des Autors eine Niedergangs-, Verfalls- und Auflösungszeit. Scharf wendet er sich gegen die Auffassung, die Professor Paasche in seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Sigrid Undset in ihren historischen Romanen vertritt. Christliche Legenden und Dichtungen in altnorwegischer Sprache sind nach Kinck nur unbedeutende Imitation der echten mittelalterlichen Literatur Norwegens, die noch heidnisch orientiert ist. Eine Sprachrevolution fand damals in Norwegen statt, das Dänische begann bereits seinen Siegeszug nach Norden, der im Reformationsjahrhundert zu einem vollen Triumph wurde. In den Sagas standen die Sätze einsam, unverbunden und monumental nach einander; das Wesentliche der neuen christlichen Dichtung

aber ist Melodie und Rhythmus. Dies mußte das Volk — wenigstens die gebildete Oberklasse — sehr tief berühren: denn sie las nun Bücher, anstatt dem mündlichen Vortrag der Sagas zu lauschen. (In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß der eigenartige, oft verkünstelt anmutende Stil des Dichters aus dem Bestreben hervorging, den Sagastil aus der gegenwärtigen Umgangssprache, repräsentiert durch die Dialekte, herauszuheben und künstlerisch brauchbar zu machen, ohne zum bedenklichen Mittel des Archaisierens zu greifen). An Stelle der alten heidnischen Kultur, ihrer ernsten Monumentalität, ihrer Tiefe und Menschlichkeit tritt eine überzuckerte Roheit und eine importierte Sentimentalität, die mit den Tugenden und Lastern kokettiert. Es ist nicht zu verkennen, daß sich Kincks Anschauungen stark mit denen der modernsten Skandinavistik berühren, welche die christlichen und keltischen Einflüsse auf die „Edda", die nach der Meinung der Wissenschaft früherer Jahrzehnte von höchster Bedeutung waren, in den Hintergrund schiebt. Zwei Menschen stehen in dieser schicksalsschweren Zeit einander gegenüber, Skule und Håkon Håkonsson; Skule, der Mann der alten Zeit, die sich schon überlebt hat, die aber doch alle nationalen Werte verkörpert, und Håkon, der König, der sein Land mit allen Kräften europäisierte, da er keine nationalen Ziele hatte und bloß ein sich selbst betrügender Nachahmer war. Norwegens gotische Zeit ist also nach Kinck bereits vom Verfall gekennzeichnet. (Hier haben wir die Erklärung, warum er in seinen Romanen der bäuerischen Kultur ebenso feindlich und kritisch gegenübersteht wie der dänisch-deutschen Beamtenkultur, die erstere fast 400 Jahre lang unterdrückte: der ganze Radikalismus seiner grenzenlosen Wahrheitsliebe zeigt sich da, denn er sägt sozusagen durch die schneidende Kritik beide Äste ab, auf denen er sitzt und fällt in den leeren Raum, ins Chaos; deshalb wurde seine Einstellung nur ganz selten dem Leser vollkommen klar, der instinktiv je nach seiner Herkunft Parteinahme für eine der beiden norwegischen Kulturen erwartete.) Ohne leugnen zu wollen, daß Kinck in seinem Buch höchst beachtenswerte Gedanken vorbringt, muß doch gesagt werden, daß er die Dinge allzu zuspitzt und daß seine Quellendeutungen (und -Zitierungen) nicht immer ganz objektiv sind. Dies gibt auch Kincks persönlicher Freund und warmer Bewunderer Professor Edv. Bull zu in einem lichtvollen

Aufsatz in dem schon so oft erwähnten Erinnerungsbuch. Bull zieht auch einen Vergleich zwischen Kinck und Sigrid Undset, der Gestalterin historischer Romane, welche die Welt eroberten. Nachdem er die Prägnanz und Stichhaltigkeit ihrer Umweltsschilderung voll anerkannt hat, sagt er, daß ihre Menschengestalten nicht mittelalterlich, sondern modern wären. Kristin Lavranstochter „ist offenbar mehr verwandt mit den Heldinnen in Sigrid Undsets modernen Romanen[1]) als mit den Frauen der Edda und der Sagas. Sie reagiert dem Dasein gegenüber nicht so, wie jemand, der auf einem mittelalterlichen Hof im Gudbrandsdal aufgewachsen ist, sondern wie eine, die in der Welhavensgasse[2]) sich entwickelte, die in ihrer Jugend in einem Kontor saß und die Natur von Sonntagsausflügen nach Nordmarken kennt . . . Ihre Moral und ihr Gewissen ist in gleicher Weise unendlich fern vom Heidentum und vom mittelalterlichen Katholizismus; protestantischer Puritanismus ist — mirabile dictu bei Bezugnahme auf Sigrid Undsets starke katholische Interessen — eine der stärksten moralischen Triebkräfte in ihr.“ Professor Bull hat durchaus nicht in jeder Beziehung Unrecht — aber gerade darin besteht das unvergleichliche Verdienst der Undset, daß sie eine ganz einzigartige Synthese zwischen Gotik und 20. Jahrh. schuf; nur mit Hilfe eines Kompromiß kann man die Menschen jener Zeit verstehen, in der sich Kristin Lavranstochter und Olav Audunssohns Geschick erfüllte. Die natürliche psychologische Tendenz der modernen Kunstform des Romans modernisiert bis zu einem gewissen Grad den mittelalterlichen Stoff, der sonst überhaupt kein Gefäß gefunden hätte. Kinck hatte nicht die Gestaltungskraft, welche die Spannung in eine höhere Einheit hätte auflösen können, die Begrenztheit seines dichterischen Vermögens beweist sich hier.

Kinck hat noch öfters über das norwegische Problem gesprochen; so in der Sammlung von Aufsätzen „Steder og folk“ (Städte und Menschen), die 1924 erschien, da und dort in seinem Kriegsbuch von 1920, „Rormanden overbord“ (Der Steuermann über Bord), und schließlich in den für das Verständnis seiner Kunst und Weltschau so wichtigen Einleitungen zu einigen seiner Romane.

---

[1]) „Jenny“, „Frühling“, „Frau Hjelde“ und „Harriet Waage“ — nur ältere Werke der Undset kommen hier in Frage — sind dem deutschen Publikum bekannt. [2]) In Oslo.

Tief ist der Dichter in die Landschaft und Seele der Mittelmeervölker, vor allem der Italiener eingedrungen; dafür zeugen die Reisebücher „Italienere“ (von 1904) und „Spanske høstdøgn“ (Tag und Nacht im spanischen Herbst) — 1912 —, die kulturhistorische Plauderei „Italien og vi“ (I. und wir), eine für die Dante-Gesellschaft 1925 verfaßte Gelegenheitsschrift, und die feinen, mit temperamentvoller Hand gezeichneten Dichterprofile in „Stammens røst“ (Die Stimme des Stamms), die nach Kriegsende erschienen. Doch als die Hauptwerke dieser Abteilung seiner Schriften muß man die Geschichte von Niccolò Macchiavelli (1916), „Renæssance-mennesker“ (Renaissance-Menschen) und das Buch über Pietro Aretino (1911) „En penneknægt“ (Ein Federknecht), nennen. In diesen Arbeiten hat er die Ergebnisse seiner tief eindringenden Studien in die Welt der italienischen Renaissance und des italienischen Barock niedergelegt, die wohl dauernde Bedeutung haben werden. Das ist echt Kinck, daß er sich nicht begnügte, sein italienisches Erlebnis dramatisch zu gestalten, daß er die ganze Welt vor sich aufbaute, welche die Heimat und der Boden seiner Helden war. Dieser Dichter hat es sich niemals leicht gemacht. In dem 1907 herausgekommenen Bündel Essays „Gammel jord“ (Alte Erde), das in diesem Zusammenhang anzuführen ist, findet sich ein Passus, der in mancher Beziehung Kincks Glaubensbekenntnis darstellt. „Renaissance ist die Vermischung des nördlichen transalpinen Volksschlages mit den Menschen des Südens, ist der germanischen oder gotischen oder angelsächsischen Träume männliches Zusammentreffen mit der Tatsache des Südens — ist der geläuterte Traum von Sonne, Wein, Liebe — ist der kostbare Tropfen Sehnsucht im gesättigten Römerblut; . . . das, was Renaissance heißt, kommt von innen, aus Fleisch und Blut des Volkes, wunderbar und natürlich wie das Steigen des Saftes unter der Rinde des Baumes.“ Der Dichter war von den Rassetheorien Wagners, Gobineaus, Chamberlains und Woltmanns nicht ganz unberührt geblieben, stand er ihnen auch kritisch gegenüber; er gebraucht auch an Stelle des schillernden Worts „Rasse“ den klaren Ausdruck „Stamm“. Bei der Verworrenheit und Unsicherheit der gegenwärtigen Rassenforschung kann man es nicht wagen, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Kinckschen Anschauung zu prüfen. Immerhin fehle der Hinweis nicht, daß Kinck,

der Kelte mit dem nordgermanischen Einschlag, das Rassenproblem in eigenem Blut erlebte, was viel erklärt und — wenn man so will — auch viel entschuldigt.

Endlich sei noch der 1921 herausgegebene Band „Mange slags kunst“ (Mancherlei Kunst) genannt, in dem sich Kinck über ästhetische Dinge ausspricht, die ihm am Herzen liegen; am wichtigsten in diesem Buch — von dem prophezeit ist, daß es allein Grundlage mehrerer norwegischer Dissertationen werden wird — sind die gehaltvollen Ausführungen über die Literaturart der Familiengeschichten. Im Nachlaß befinden sich Manuskripte über literarische und kunstgeschichtliche Themen, die noch zwei bis vier Bände füllen dürften — ein Beweis für den fast fanatischen Fleiß Kincks, der (wie er selbst sagte) gewohnt war, mühevoll seinen schweren „Karren“ zu ziehen.

7.

Kein norwegischer Dichter vor Kinck hat ein wirkliches Verhältnis zur italienischen Renaissance gehabt. Ibsen, Bjørnson und Jonas Lie hielten sich zwar längere Zeit im Süden auf, doch dieser wurde ihnen nicht zu einem Erlebnis, welches die letzten Tiefen ihrer Seele berührte. Sie waren und blieben dort Touristen. Kinck aber fand in Italien sein anderes Vaterland. Sein Geschick war es, daß er die eine Urkraft der gegenwärtigen Kultur, die Renaissance, ganz auszuleben vermochte, mit einer Intensität, wie kaum ein anderer zeitgenössischer Norweger, Skandinave oder Europäer; nicht weniger schicksalsbedeutend ist es, daß er auch die andere wirkende Grundkraft in der gegenwärtigen europäischen Symbiose, die gotische, in seiner Jugend auf eine unerhörte Weise erfüllt hatte. Nur durch diese Einsicht kann sein Werk begriffen werden, das europäische Bedeutung besitzt. Nicht vom nur ästhetischen Standpunkt aus, der ihm nur einen bedeutenden, aber keinen absoluten Vordergrundsplatz in Norwegens Schrifttum einräumen muß.

Man kann die Frage aufwerfen, welchem Dichter seiner Heimat Kinck am nächsten steht. Die Antwort erfolgt ohne viel Zögern; Henrik Ibsen. Wie dieser, so war auch Kinck stark durch Hegel beeinflußt, freilich mit der Einschränkung — sie gilt auch für Ibsen — daß Thesis und Antithesis bei Hans Ernst Kinck wohl zusammenstoßen, doch ohne daß sich der Konflikt in die höhere

Einheit der Synthesis auflöst; an ihre Stelle setzt Ibsen den tragischen Untergang, Kinck das große Chaos, in dem die Menschen und Kulturen verschwinden. Wie Ibsen ist er einer, der fragt, aber keine Antwort gibt. Die inneren Bezüge, die zwischen „Driftekaren“ und „Paa Rindalslægret“ auf der einen Seite, und „Peer Gynt“ und „Brand“ auf der anderen vorliegen, können ohne alle Schwierigkeit erkannt werden. Nicht so deutlich wirken sich die Konnexe zwischen Kincks italienischen Dramen und Ibsens „Kaiser und Galiläer“ aus, doch dürften sie nicht weniger intensiv sein. Auch auf die eine und andere Verbundenheit der Grundmotive in „Der Volksfeind“ und „Rosmersholm“ mit dem wesentlichen Gehalt der Romane „Herman Ek“ und „Die Anfechtungen des Nils Brosme“ sei hingewiesen — sonstige Übereinstimmungen zwischen anderen Gesellschaftsdramen Ibsens und weiteren Romanen Kincks könnten in Fülle gefunden werden —; freilich steht Ibsen seinen Problemen relativ naiv und unkompliziert gegenüber, er übt Gesellschaftskritik schlechtweg aus, ohne sich immer bewußt zu sein, welches Chaos unter seinem Schlachtfeld braust und brodelt.

Kinck, der schwächere Gestalter, hat tiefere Schächte gegraben als Ibsen, der nur in seinen frühen Arbeiten und den drei Dramen ganz großen Stiles seine eigentliche dichterische Berufung erfüllte: den Sinn norwegischer Symbiose zu finden. Man weiß, daß er am Abend seines Daseins, nach beendigtem Lebenswerk, selbst seine soziologisch orientierte Gesellschaftsdramatik als Irrweg und Fehle bezeichnete.

Was Ibsen gab, das war nach Marianne Thalmanns Definition (Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen, Marburg 1928) „das Drama der Gewesenen, das erschütternde Spiel derer, die nicht mehr werden noch sein können“; er, der „unehrfürchtige Mensch um jeden Preis“ schrieb die dramatischen Abgesänge der bürgerlich-individualistischen Gesellschaft; im „Brand“ heißt es „Wen Gott vernichten will, den macht er zum Individuum, und dann lacht er“. Kinck ist universaler, er mißt die Kraft des bewußten Individuums an der Kraft des dumpfen Volkskollektivs oder, wie er es formuliert, das befreite souveräne Individuum der Renaissance an der seelisch gebundenen, triebhaften Allmoge. Er ist Dichter von Renaissance-Dramen, beheimatet an den hellen Küsten des Mittelmeers, und von Erzählungen voll dunkler pa-

nischer Waldangst; treffen diese Antithesen zusammen — in den Romanen „Herman Ek“, „Nils Brosme“, „Die Schneewächte brach“ und in der ungemein charakteristischen Novelle „Renaissance“ — so bricht Chaos und Untergang herein. Der Zusammenstoß der beiden Mächte — er hat sie innerlich erlebt — ist seiner Meinung nach in Norwegen unvermeidlich; in anderen Ländern kamen sie nacheinander, hier stehen sie nebeneinander. Bei aller seelischen Ambivalenz ist der Dichter mehr Repräsentant einer renaissancehaften Weltschau als der mittelalterlichen (gotischen — wie er sagt), die ihm nicht angeboren, die in Setesdaen vom kindlichen Unterbewußtsein erworben wurde. Dort eine fast nachlässige Vertrautheit, hier ein verbissenes, oft mit brutalen Mitteln arbeitendes Sich-Bewußt-Machen, die Fremde wird Heimat und die Heimat bei wachsender Erkenntnis stets mehr Fremde. Daher sein sehr kritischer, wenn auch durchaus nicht verständnisloser, jedenfalls aber unehrbietiger Blick auf den seit Björnson etwas idealisierten norwegischen Bauern, daher seine etwas unkritische Schau auf den nun nicht wie früher allgemein überschätzten Renaissance-Menschen. In den beiden „Vraal“-Dramen hat Kinck die Synthese versucht, sie mißlang. Vielleicht weil er die latente geistige Kraft des Volkes unterschätzte, weil er die vitale Roheit des Pferdehändlers überbetonte, weil er die Gottverbundenheit der ehedem und heute mittelalterlichen norwegischen Volksseele nicht anerkannte, die freilich in einem entscheidenden Stadium ihrer Entwicklung durch einen Glaubenswechsel erschüttert wurde, dessen notwendige Nachwirkungen ihre an sich problematische Neubelebung noch problematischer machen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt der Sprachenstreit und der Gegensatz der beiden Kulturen in Norwegen eine übernationale Bedeutung, deren Ergründung für die historische Forschung ebenso fördernd sein kann wie ihre Beziehung auf andere allgemein europäische Antithesen verwandter Art. Es wird Kincks Verdienst bleiben, jenseits des ästhetischen Wertes seiner Dichtungen und der methodischen Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Untersuchungen, jenseits auch der unmittelbaren Korrektheit seiner Behauptungen Probleme auf neue Art gesehen und damit neue Wege für historische und kulturhistorische Geisteswissenschaft eröffnet zu haben.

LITERATURBERICHTE

GESCHICHTE DER POLITISCH-RECHTLICHEN KULTUR

Die Erkrankung des früheren Berichterstatters hat eine unerwünscht lange Pause seit dem letzten Bericht (Bd. XVI, 1926, 83ff.) eintreten lassen. Die Absicht, den Zwischenraum durch eine ausführliche Behandlung aller neu aufgetauchten oder erheblich geförderten Probleme auf dem Gebiet der politisch-rechtlichen Kulturgeschichte ohne Rücksicht auf den Eingang von Besprechungsstücken bei der Schriftleitung zu überbrücken, ließ sich nicht durchführen; doch habe ich hier und da auch auf Neuerscheinungen hingewiesen, die mir nicht vorlagen oder die in Zeitschriften veröffentlicht sind. Insbesondere konnte die Zeitschriftenliteratur nicht in dem an sich notwendigen Maße berücksichtigt werden, da hier eben Buchanzeigen verständlicherweise im Vordergrund stehen. Doch sei wenigstens daran erinnert, daß das fortlaufende Studium der Aufsätze wie der Rezensionen in der ,,Zeitschrift der Savigny-Stifung", vor allem in deren Germanistischer Abteilung, die unerläßliche Bedingung für jedes tiefere Verständnis aller rechtsgeschichtlichen Fragen ist.

I. Frühes Mittelalter. Die bedeutendste Arbeit zur frühmittelalterlichen Rechtsgeschichte aus den Berichtsjahren ist Alfred Schultzes Untersuchung über den Freiteil im germanischen Erbrecht.[1]) Der Freiteil steht am Anfang des gewillkürten Erbrechtes bei den Germanen überhaupt; die Sorge für das Seelenheil durchbricht die ursprüngliche Hausgemeinschaft am Wirtschaftsgut zwischen Vater und Söhnen und führt zu einem einseitigen Abteilungsrecht des Vaters, das sich später in eine Pflicht gegenüber der Kirche umwandelt. Die Auseinandersetzung mit Ficker und vornehmlich mit Brunner, der den Freiteil auf einen germanisch-heidnischen ,,Totenteil" zurückführen wollte, hat Schultze zu einer Nachprüfung des Erbrechtes bei allen germanischen Völkern veranlaßt, die in ihrer souveränen Stoffbeherrschung von Island bis Sizilien, von der iberischen Halbinsel bis in den Ostsee-

[1]) Alfred Schultze, Augustin und der Seelteil des germanischen Erbrechts. Studien zur Entstehungsgeschichte des Freiteilrechtes. Leipzig, S. Hirzel 1928. (VIII, 246 S.) = Abh. d. Phil.-hist. Kl. d. Sächs. Ak. d. Wiss. Bd. 18, 4. RM 15.80.

raum schlechthin Bewunderung erheischt. Die Fülle der neugewonnenen oder vertieften Erkenntnisse für Recht und Sitte, Volkstum und Glauben läßt sich durch keine Einzelhinweise ausreichend kennzeichnen; die Klarheit der Fragestellungen und die Schärfe ihrer Lösung machen die Lektüre dieses wahrhaft geistesgeschichtlichen Buches zu einem hohen Genuß. Nur gegen eine These — leider wohl gerade die dem Verfasser besonders am Herzen liegende — möchte ich Bedenken anmelden: die Rückführung der Seelgaben auf Augustin scheint mir insofern mißlungen, als der direkte Einfluß Augustins von Schultze überschätzt wird; Justinian, Ivo von Chartres und Gratian — deren vermittelnde Wirkung von Schultze keineswegs übersehen wird — dürften für die Durchsetzung des Freiteilrechtes wichtiger als Augustin selbst sein. Denn man muß, wie das im Hinblick auf die einförmige Modellsuche der Bernheim-Schüler schon früher betont worden ist, die Nachwirkung Augustins im Mittelalter weit weniger aus direkter Kenntnis seiner Gedankengänge als aus einer allgemeinen und latenten Bekanntschaft mit ihnen erklären. Das bekannte Epigramm Lessings „Wer wird nicht einen Klopstock loben . . .“ könnte wohl als Leitspruch über einer solchen künftigen, sehr wünschenswerten Untersuchung stehen.

Die in Auseinandersetzung mit Bruno Krusch um die v. Schwindsche Ausgabe der Lex Baiwariorum erwachsene Untersuchung E. Mayers[2]) führt den Nachweis, daß Lex und Pactus Alamannorum, Lex Baiwariorum und Edictum Rothari (letzteres 643 abgeschlossen) auf eine gemeinsame oberdeutsche Quelle zurückgehen, die aus einem älteren, zur Zeit Theudeberts I. entstandenen, und einem jüngeren, 616 auf dem Reichstag von Bonneuil erlassenen Stück besteht; die Lex Baiwariorum sei dann unter Herzog Hugbert (728—737) abgefaßt. Die Folgerungen aus Mayers Ausführungen, z. B. für den Einfluß der fränkischen Synoden auf die königliche Gesetzgebung, lassen sich noch nicht übersehen, da die Kontroverse keineswegs abgeschlossen ist.[3])

II. Reichsgeschichte. Eines der wichtigsten Probleme der abendländischen Geschichte hat durch Karl Heldmann eine in gewissem Sinn abschließende Behandlung erfahren: das Kaisertum Karls d. Gr.[4]) In gewissem Sinn abschließend, das will be-

[2]) Ernst Mayer, Die oberdeutschen Volksrechte. Leipzig, A. Deichert 1929. (VIII, 156 S.) RM 10.—.

[3]) Vgl. etwa F. Beyerle, Zschr. d. Savigny-Stiftung G. A. 49, 1929, 265—432; ders., Dt. Lit.-Ztg. NF. 6, 1929, 1979—1983; M. Lintzel, Jahresberichte f. dt. Gesch. 5, 1929, 319f.

[4]) Karl Heldmann, Das Kaisertum Karls d. Gr. Theorien und Wirklichkeit. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. 1928. (VII, 446 S.) = Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte, begr. v. K. Zeumer. Bd. VI, 2. RM 13.50.

sagen: Heldmann hat die Quellen und die Literatur über das Ereignis vom Weihnachtstage 800 in einer bewundernswerten Vollständigkeit und methodischen Exaktheit ausgeschöpft — es dürfte kaum einen Autor der letzten 150 Jahre über dieses Thema geben, dessen nicht in irgendeiner Fußnote gedacht würde —, und für die gesamte bisherige Forschung ist Heldmanns Buch in der Tat ein fester und zuverlässiger Schlußstein. Von bleibendem Wert sind darüber hinaus die Angaben über die verfassungs- und verwaltungsrechtliche Stellung Roms (und des Papsttums) zu Byzanz in den dunkelsten Perioden, dem 6. bis 8. Jahrh.; und nicht weniger die restlos gelungene Klärung zahlreicher Einzelvorgänge: die Bedeutung von Akklamation, Adoration, Krönung und Salbung im römischen Reichs- und Kirchenrecht ist hier m. W. erstmalig völlig klargestellt. Aber ist mit dieser Bereinigung des Vorgeländes tatsächlich das Problem des karolingischen Kaisertums gelöst? Gewiß: Heldmann hat viel Schutt beiseite geräumt, und die subtile — gelegentlich allerdings an ein advokatorisches Kreuzverhör erinnernde — Kleinarbeit verdient den Dank aller derer, die sich ihr nicht unterziehen möchten; aber Heldmann schießt doch allzu häufig mit Kanonen nach Spatzen und nicht selten nach bereits toten Spatzen. Sein Hauptergebnis ist dieses: „Nicht der romantische Zauber des universalen Imperiums, nicht auch die dankbare Verehrung für den treuesten Sohn der römischen Kirche haben das Kaisertum Karls d. Gr. geschaffen, sondern eine nüchterne Erwägung rein lokaler, ja sogar rein persönlicher Art", nämlich die Zwangslage des Papstes, „gerade vom Boden des römischen Reiches und seiner Rechtsordnungen aus seiner Gegner in Rom unter allen Umständen so schnell und so sicher wie möglich Herr zu werden" (S. 240). Heldmann schiebt also den Gedanken, Karl zum Kaiser zu erheben, ausschließlich dem Papste zu und erklärt seine Entstehung lediglich aus der für Leo ungünstigen Lage in dem Prozeß mit seinen lokalrömischen Gegnern; mit besonderer Schärfe wird die „universalistische" Theorie abgelehnt, „weil es überhaupt kein Kaiserprojekt gegeben hat, das aus dem universalen Verlauf der Dinge und aus allgemeinen Hoffnungen und Wünschen, Strömungen und Bedürfnissen der Zeit hervorgewachsen wäre" (S. 67). In diesem schroffen Verdikt enthüllt Heldmann aber die Schwäche seiner Position: er ist blind und taub für alle irrationalen Bewegungen, für populare Unterströmungen — kurz für alles, was nicht mit den Mitteln der diplomatischen Kritik „erklärbar" ist. Wie stark dieser Positivismus jeder tieferen Einfühlung entgegensteht, erhellt aus einer bezeichnenden Bemerkung: das Vorkommen biblischer Wendungen in Briefen u. dgl. ist für Heldmann bedeutungslos, weil es sich dabei um „altes kirchliches Phrasengut" handelt (S. 17, A. 3). Es bedarf nicht erst der

Anführung ganz verunglückter historischer Parallelen (S. 18, A. 2; S. 47, A. 3), um die innere Wesensfremdheit zwischen Heldmanns modernem Rationalismus und mittelalterlichen Denkformen aufzuzeigen. Was mit den Mitteln eines jetzt überwundenen Logizismus erreichbar ist, das hat Heldmann erreicht — und unser Dank dafür ist sicher nicht gering; aber im Grunde muß doch von einer neuen Basis aus das gesamte Problem noch einmal angegriffen werden: Karls Kirchenpolitik (sein Verhältnis zu Rom) und Karls Außenpolitik (seine Beziehungen zu Byzanz) vom ersten Tage seiner Herrschaft an müssen dabei den Ausgangspunkt, die Idee der Renovatio den Hintergrund zu allem Geschehen bilden; das Ergebnis wird zweifellos die Rückkehr zur universalistischen Theorie „in irgendeiner Form" sein.[5])

Innerhalb der spätmittelalterlichen Reichsgeschichte gehört der Fund der Briefsammlungen des kurtrierischen Notars Rudolf Losse durch Edmund E. Stengel zu den kostbarsten Entdeckungen der letzten Jahrzehnte — war doch Losse einer der vertrautesten Helfer des Erzbischofs Balduin, dessen Schlüsselstellung zwischen Reich und Kurie, zwischen seinen luxemburgischen Verwandten und Ludwig dem Baiern bekannt genug ist. Jetzt beginnt Stengel mit der Auswertung der Losse-Akten[6]), und sofort wandelt sich das gewohnte Bild der ersten Hälfte des 14. Jahrh. in entscheidenden Punkten. Die Fülle des neuerschlossenen Materials gestattet nunmehr, die vielfältig verschlungenen Pfade der kaiserlichen, kurfürstlichen, päpstlichen und französischen Politik manchmal Zug um Zug zu verfolgen. Was geradlinig und eindeutig schien, enthüllt sich als ein kompliziertes Spiel raffinierter Diplomatie. Das gilt z. B. für die Stellungnahme Klemens' V. zur Wahl Heinrichs VII. Das Eintreten des Papstes für die französische Kandidatur Karls von Valois ist nur unter dem harten Druck Philipps des Schönen erfolgt; in Wahrheit hat Klemens den kurfürstlichen Wählern vorsichtig, aber deutlich genug sein Einverständnis mit dem luxemburgischen Königtum zu erkennen gegeben. Scheinbar zusammenhanglose oder wenigstens schwer miteinander vereinbare Ereignisse ordnen sich jetzt durch den Fund der

---

[5]) So H. Hirsch, Dt. Lit.-Ztg. 1930, Sp. 32—35. Die Auseinandersetzung zwischen Eugen Rosenstock und Heldmann (Zschr. d. Savigny-Stiftg. G. A. 49, 509—524; 50, 625—667) hat einiges neue Material beigebracht; im übrigen hat sich H.s Stellung gegenüber den beachtenswerten Ausführungen Rosenstocks nur versteift, wie das in Repliken so üblich ist.

[6]) Edmund E. Stengel, Avignon und Rhens. Forschungen zur Geschichte des Kampfes um das Recht am Reich in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1930. (XX, 242 S., 1 Taf.) = Quellen u. Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches, begr. v. K. Zeumer, Bd. 6, 1. RM 13.50.

Zwischenglieder zu einem planvollen politischen System. Bezeichnend hierfür ist die von Stengel lückenlos verzahnte Abfolge der Aktionen des Bischofstags von Speier, des Ständetags von Frankfurt, des Kurfürstentags von Rhens und der Reichstage von Frankfurt und Koblenz (März bis September 1338). Die völlig voneinander abweichenden Erläuterungen des Trierers und des Mainzers zu den Rhenser Beschlüssen werden beide als Arbeiten Losses entlarvt, die durch Vereinbarung der beiden Kurfürsten zustande gekommen sind, um sich nach allen Seiten hin zu decken. Auch der Text des Kurvereins stammt von Losse, und das heißt: Balduin „hat damals das Recht am Reich in die Form gebracht, die sich behaupten sollte" (S. 153). Der Einwand, daß die Losse-Akten nur die Triersche Seite der Politik beleuchten und daß ein gleichwertiger Fund etwa aus der Mainzer Kanzlei das Bild wesentlich verschieben könnte, ist nicht stichhaltig: es ist zwar möglich, daß der Baier oder auch Heinrich von Virneburg selbständiger und aktiver vorgegangen ist, als Stengel hier und da zugunsten Balduins annimmt[7]) — aber im großen Ganzen dürfte seine Schilderung der Ereignisse und des ausschlaggebenden Anteils Balduins an ihnen nicht mehr umzustoßen sein. Das für die deutsche Verfassungsgeschichte wichtigste Ergebnis der Stengelschen Studien ist die gelungene Klärung des sich in dieser Zeit vollziehenden Auseinanderfalls der Begriffe „Kaiser und Reich": er ist die fast unvermeidliche Folge der kurfürstlichen Bemühungen, in dem Streite Ludwigs des Baiern mit der Kurie die Reichsrechte gegen die Ansprüche Avignons zu verteidigen, wobei man um der nationalen Sache willen das Reich als solches von der angefochtenen Person des König-Kaisers zu trennen suchte.[8]) Kaum weniger bedeutsam sind die Ansätze Ludwigs des Baiern zu einer Fortbildung der Reichsverfassung im Sinne des englischen Parlamentarismus (S. 88), die allerdings bald in der Kläglichkeit seiner letzten Regierungsjahre untergegangen sind. Hatte dazu das zeitweilig sehr lebendige deutsche Nationalbewußtsein brauchbare Handhaben geboten mit dem Ziel seiner dauernden Stärkung durch eine ständische Repräsentation, so ermöglichte es schließlich dieselbe wachgewordene und von Balduin gepflegte nationale Gesinnung, daß — wiederum unter Balduins Einwirkung — auch bei der Aufstellung Karls IV. im Jahre 1346 die Rechte des Reiches weit besser gewahrt werden konnten, als man bisher annahm: der „Pfaffenkönig" hat den in den Kämpfen der vorangegangenen Jahre errungenen reichsrechtlichen Standpunkt gegenüber der

[7]) So meint Fr. Bock, Hist. Zschr. 147, S. 396—399.

[8]) Zu diesem Problemkreis sei hingewiesen auf den vor Stengels Untersuchung erschienenen Aufsatz von Ernst Bock: Monarchie, Einung und Territorium im späten Mittelalter (Hist. Vjschr. 24, S. 557—572).

Kurie keineswegs preisgegeben, sondern von vornherein den Weg eingeschlagen, den er bis zur Goldenen Bulle so gradlinig fortgesetzt hat, wie es ihm die Verhältnisse eben gestatteten.

Ein die gesamten neueren Jahrhunderte umfassendes Handbuch, der Grundriß der deutschen Verfassungsgeschichte der Neuzeit von Fritz Hartung, liegt in 4., bis zum Dezember 1932 fortgeführter Auflage vor.[9]) Das Buch ist ein unentbehrliches Hilfsmittel, um sich über Einzelheiten der Verfassungsentwicklung im Rahmen der allgemeinen Geschichte — die Verfassungsgeschichte ist, wie Hartung unterstreicht, „keine Hilfsdisziplin der Staatsrechtslehre" — sowie über wissenschaftliche Kontroversen schnell und zuverlässig zu unterrichten. Kleine Charakteristiken wie etwa der Auffassung v. Belows vom „staatlichen" Charakter des alten Reiches oder des Begriffes „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation" zeigen eine prachtvolle Klarheit und Treffsicherheit des Ausdrucks. Eine begrüßenswerte Neuerung der letzten Auflage ist die Einbeziehung der (deutsch-)österreichischen Verfassungsgeschichte seit 1804. Die kritischen Literaturübersichten und der Text der älteren Partien des Buches sind sorgfältig überarbeitet und überall auf den neuesten Stand gebracht — in der Darstellung der jüngsten Vergangenheit mit bemerkenswerter Einsicht in die Notwendigkeit mancher seit der Drucklegung eingetretenen Änderungen im Aufbau des Reiches.

Einen gleich großen und gleich verdienten Erfolg wie Hartungs Grundriß haben die ursprünglich von Felix Salomon herausgegebenen „Deutschen Parteiprogramme" gehabt, deren Neubearbeitung so einschneidend (und in jeder Beziehung erfreulich) ist, daß die früheren Auflagen dadurch völlig überholt und z. B. im Seminargebrauch fast unbenutzbar geworden sind.[10]) Mommsen und Franz haben statt der Bewegung von 1848 bereits die preußische Reformzeit zum Ausgangspunkt gewählt und, wie schon dieser Anfang zeigt, viele Zeugnisse jenseits der offiziellen Parteiprogrammatik herangezogen (Wahlreden, Zeitungsartikel, Briefe u. dgl.); das letzte Heft reicht bis zu den Wahlen vom September 1930 und schließt mit der Programmrede Gregor Straßers bei Eröffnung des damaligen Reichstages (Oktober 1930).

---

[9]) Fritz Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrh. bis zur Gegenwart. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1933. (VII, 235 S.) = Grundriß der Geschichtswissenschaft II, 4. RM 9.—.

[10]) Die deutschen Parteiprogramme, begründet von Felix Salomon †, hrsg. v. Wilhelm Mommsen und Günther Franz. H. 1: Vom Erwachen des politischen Lebens in Deutschland bis zur Reichsgründung 1871 (4. Aufl. 1932); H. 2: Im Deutschen Kaiserreich 1871—1918 (4. Aufl. 1932); H. 3: Das Deutsche Reich als Republik 1918—1930 (5. Aufl. 1931). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. (VIII, 179; VIII, 147; VI, 139 S.) RM 3.96; 3.80; 3.60.

Wenn man die sachlich aufs beste unterrichtenden Anmerkungen zu den einzelnen Stücken und die statistischen Anlagen hinzunimmt, gewinnt der Leser geradezu eine fortlaufende Geschichte der deutschen Innenpolitik, gesehen aus dem Gesichtswinkel der politischen und sozialen Gruppen; und diese Darstellung in Dokumenten besitzt den Vorzug höchster Objektivität.

III. Kirchenrecht. Unter den neusten Arbeiten zu kirchenrechtlichen Fragen verdient das Werk von Siegfried Reicke über „Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter" an erster Stelle genannt zu werden.[11]) Zum erstenmal ist hier die vierte große geistliche Institution — neben Kirche, Stift, Kloster — auf hre verfassungs-, verwaltungs- und rechtsgeschichtliche Bedeutung hin untersucht und im Zusammenhang dargestellt worden. Und dieser erste Griff hat sogleich eine abgerundete Darstellung gebracht, die im ganzen schwer zu überholen sein wird. Auf breitester lokalgeschichtlicher Grundlage aufbauend, gibt Reicke gleichzeitig der ortsgeschichtlichen Forschung so viele Anregungen zurück, daß künftige Einzeluntersuchungen immer von ihm werden ausgehen müssen; das ausführliche Gesamtregister gibt gute Ansatzpunkte dafür. Der erste, historische Teil schildert Werden und Wesen der verschiedenen Spitalarten: vom Kloster- und Stiftsspital über die ritterlichen und nichtritterlichen Spitalorden bis zur Verbürgerlichung des Spitalwesens. Die Geschichte einiger unbedeutender und sonst fast nie genannter Orden, wie der Antonier oder der Kreuzträger mit dem roten Stern, wird hier erstmalig abgehandelt. Das Kapitel über das bürgerliche Spital aber greift tief in die Fragen der Stadtverwaltung und des Stadtkirchentums ein und gibt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der sozialen Fürsorge in Deutschland: denn die sozialen Aufgaben sind von der Stadt schärfer erkannt und ihre Lösung besser in Angriff genommen als von der Kirche; ein Ruhmestitel der städtischen Wohlfahrtspflege ist es, daß ihre Maßregeln, wie etwa die richtige ärztliche Betreuung, die Lepra zum Erlöschen gebracht haben. — Der zweite, systematische Teil bringt eine Übersicht über den ganzen inneren Betrieb in den verschiedenen Spitalgattungen wiederum mit einer Fülle von Einzelbelegen. Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Pfründenwesen, Seelsorge (in dem weiten Umfang dieses Begriffes im Mittelalter) und die Lebensordnung der Insassen werden berücksichtigt, das Leprosenrecht besonders eingehend und für die Medizingeschichte fruchtbar. Aus dem von Reicke erschlossenen Material, dessen Reichhaltigkeit hier nur eben angedeutet werden kann, wird die Kulturgeschichte noch vielfältige Anregungen schöpfen.

[11]) 1. Teil: Geschichte und Gestalt; 2. Teil: Das deutsche Spitalrecht. Stuttgart, F. Enke 1932. (XI, 326; V, 320 S.) = Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, Heft 111/112 und 113/114, je RM 29.—.

Die Anfänge der kirchlichen Organisation Deutschlands und ihr Ausbau bis in das hohe Mittelalter hinein werden am Beispiel des größten und wichtigsten Erzbistums, des Mainzer, im Verhältnis zu seinen sächsischen Suffraganen in einer theologischen Dissertation (aus der Schule Hillings) vorgeführt, die einen bedeutsamen Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche bildet.[12]) Hatte Bonifaz die Erzbischöfe zu Mittlern zwischen Papst und Bischöfen machen wollen, so war Karls d. Gr. Ziel, sie zur Zwischeninstanz zwischen König und Bischöfen zu machen. Außer den großen Entwicklungslinien der Metropolitanverfassung zwischen diesen beiden Grenzlinien bringt Wenner wertvolle Sonderuntersuchungen über den Gandersheimer Streit und über die Hammersteinsche Ehe, einen nützlichen Bischofskatalog, gute Charakteristiken einzelner Bischöfe (besonders Aribos), Vergleiche mit den westfränkischen Verhältnissen — alles durch ein sorgfältig gearbeitetes Register leicht erschließbar.

Den Einbau der Kirche in den staatlichen Organismus der ottonischen Reichsverfassung führt Otto am Beispiel der Wandlung des Vogteiwesens im 10. Jahrh. vor.[13]) Das sächsische Vorbild vor Augen, bringt Otto I. in den ersten beiden Jahrzehnten seiner Herrschaft überall mit Ausnahme Baierns die Vogtei in die Hände des Hochadels, der Grafen. Nicht daß dadurch die Kirche dem Laienadel ausgeliefert worden wäre! Der Zweck war vielmehr, der Kirche ihr Eigenleben zurückzugeben, das durch das Eigenkirchenrecht der Laien erstickt zu werden drohte; jetzt trat der hochadlige Vogt als Organ des Staates neben die Kirche. Damit erst war der Weg freigemacht, um die Kirche in den Staat völlig einzugliedern und gleichzeitig den Staat mit ihrem christlichen Universalismus zu erfüllen, und auf dieser Basis bedeutete dann das ottonische Kaisertum „eine Lösung, bei der das Problem des Gegensatzes zwischen Kirche und Staat grundsätzlich unmöglich und aufgehoben war".

Für die innere Geschäftsführung der Erzdiözese Mainz ist die Geschichte der stiftischen Kanzlei wichtig[14]); aus ihr ergibt sich

---

[12]) Joseph Wenner, Die Rechtsbeziehungen der Mainzer Metropoliten zu ihren sächsischen Suffraganbistümern bis zum Tode Aribos (1031). Ein Beitrag zur Geschichte der Metropolitanverfassung in Deutschland. Paderborn, F. Schöningh 1926. (XVI, 230 S.) = Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft der Görres-Gesellschaft H. 46. RM 8.40.

[13]) Eberhard F. Otto, Die Entwicklung der deutschen Kirchenvogtei im 10. Jahrh. Berlin, W. Rothschild 1933. (XV, 171 S.) = Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 72. RM 6.—.

[14]) Paul Kirn, Das Urkundenwesen und die Kanzlei der Mainzer Erzbischöfe im 15. Jahrh. Heidelberg, C. Winter 1929. (88 S.) = Sonderdruck aus: Archiv f. hessische Gesch. u. Alt. NF. Bd. 15. RM 3.50.

mancherlei für den Anteil des Domkapitels an der Verwaltung. Die Arbeit Kirns ist auch insofern beachtenswert, als sie zeigt, wie man ein an sich rein hilfswissenschaftlich-deskriptiv angelegtes Thema gefällig und interessant behandeln kann; sie übertrifft darin die meisten ähnlichen Schriften und setzt die Tradition Gerhard Seeligers auf das Beste fort.

Eine kirchenrechtlich einzigartige Sonderheit hat seit der Reformation in den simultan gewordenen norddeutschen Gebieten bis zum Untergang des alten Reiches bestanden: der gemeinsame Besitzstand der Konfessionen an Klöstern, Kapiteln und Kirchen mit dem daraus folgenden gemeinsamen oder alternierenden Vollzug von Kulthandlungen, wofür sich ein merkwürdiges, von der katholischen Kirche geduldetes Gewohnheitsrecht ausbildete.[15])

Einen Ausschnitt aus einem Zentralproblem der innerdeutschen Entwicklung des 19. Jahrh., der Regelung der Rechtsbeziehungen zwischen Staat und Kirche, gibt A. Hagen in seiner außerordentlich detaillierten Abhandlung über das Verhältnis zwischen Staat und katholischer Kirche in Württemberg um die Jahrhundertmitte.[16]) Die Streitigkeiten setzten schon mit der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz 1821 bzw. 1827 ein und zogen sich bis zu dem Staatsgesetz von 1862 hin, das zwar von der Kurie verworfen wurde, aber bis zur Neuregelung auf Grund der Weimarer Verfassung gültig geblieben ist. Die aus den Akten erarbeitete, allerdings nicht selten in den Akten steckenbleibende Darstellung ist für die ganze württembergische Innenpolitik aufschlußreich, vor allem auch für das Wechselspiel zwischen Regierung, Parlament und öffentlicher Meinung, und natürlich besonders reich an Einblicken in die Politik des römischen Stuhles.

Die Neuordnung des kirchlichen Patronatsrechtes nach der Staatsumwälzung von 1918/19 hat eine Reihe von Darstellungen des früheren und des jetzigen Rechtszustandes hervorgebracht, von denen diejenigen mit dem Schwergewicht auf der Gegenwart nur anmerkungsweise aufgeführt seien.[17]) Historisch befriedigend

[15]) Hermann Nottarp, Zur Communicatio in sacris cum haereticis. Deutsche Rechtszustände im 17. u. 18. Jahrh. Halle, M. Niemeyer 1933. (IV, 19 S.) = Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftl. Klasse IX, 4. ℛℳ 1.80.

[16]) August Hagen, Staat und katholische Kirche in Württemberg in den Jahren 1848—1862. 2 Bde. Stuttgart, Ferd. Enke 1928. (X, 272; VI, 334 S.) = Kirchenrechtl. Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, H. 105/106 und 107/108. ℛℳ 22.— und 27.—. Für die Vorgeschichte dieser Auseinandersetzung ist jetzt noch heranzuziehen: Aug. Hagen, Der Mischehenstreit in Württemberg 1837—1855. Paderborn, F. Schöningh 1931. (XVI, 259 S.) ℛℳ 16.—.

[17]) Karl Hermann, Das Recht des Kirchenpatronats in Preußen. Berlin, Union Deutsche Verlagsanstalt o. J. (194 S.) ℛℳ 6.50 („in erster Linie für

ist hingegen die Bearbeitung dieses Themas für Böhmen durch Schlenz, der den gesamten Zeitraum vom 9. Jahrh. bis zur Gegenwart — mit dem Hauptakzent auf der Zeit vom 15. bis zum 17. Jahrh. — aus den Quellen heraus aufgearbeitet hat.[18])

Eine Vorstufe des Patronats, das Eigenkirchenwesen, untersucht ein Schüler Georg v. Belows für die bischöflichen Eigenklöster der Diözese Passau.[19]) Bei aller Anerkennung mancher Einzellösungen sind dem Verfasser von der Kritik „krasse kirchenrechtliche Verstöße" vorgeworfen worden, die vor allem die Unkenntnis der verschiedenen Wurzeln von Patronat und Inkorporation aus dem Eigenkirchenrecht von Laien bzw. Kirchen, den Abschnitt über die Klostervogtei u. a. m. betreffen.

Kirchenrechtlich zuverlässig, aber in den historischen Teilen nicht auf der Höhe der Forschung ist eine nun zu nennende Arbeit über die Diözese Hildesheim.[20]) Die Anordnung — zunächst Einzelbetrachtung aller Klöster und Stifte der Diözese, dann Einzelbetrachtung der verschiedenen Formen und Auswirkungen von Patronat und Inkorporation — läßt im ersten Abschnitt die mangelhafte Kenntnis der neueren hochstehenden ortsgeschichtlichen Literatur erkennen und gibt im zweiten Abschnitt keinen wirklichen Überblick über die hildesheimischen Eigenheiten.[21])

Die volle Ausschöpfung des ortsgeschichtlichen Materials ist es dagegen nicht zuletzt, die einer von W. Levison angeregten Arbeit

den praktischen Gebrauch bestimmt"). — Gottfried Langer, Landesherrliches Patronatsrecht und staatliches Oberaufsichtsrecht gegenüber der katholischen Kirche Sachsens. Leipzig, S. Hirzel 1929. (VIII, 251 S.) = Sächs. Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte, Rechtsgeschichtl. Abhandl. 2. RM 10.— [„behandelt vor allem Fragen, die sich bei der Vorbereitung des neuen sächsischen Oberaufsichtsgesetzes ergeben haben"; mit knapper, aber trefflicher Einführung in die geschichtlichen Grundlagen, an der ein Landeshistoriker (H. Löscher, Neues Archiv f. sächs. Gesch. 52, 159ff.) jedoch die Nichtberücksichtigung der Militärseelsorge tadelt].

[18]) Joh. Schlenz, Das Kirchenpatronat in Böhmen. Beiträge zu seiner Geschichte und Rechtsentwicklung. Reichenberg, Fr. Kraus 1928. (XI, 488 S.) = Quellen u. Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Bd. 4. RM 10.—. Vgl. dazu die Anzeige von H. F. Schmid, Zschr. d. Savigny-Stiftung. K. A. 50, 814—834.

[19]) Gerd Tellenbach, Die bischöflich passauischen Eigenklöster und ihre Vogteien. Berlin, E. Ebering 1928. (XI, 224 S.) = Historische Studien H. 173; dazu vgl. die Rezensionen von A. Scharnagl (Zschr. d. Savigny-Stiftung. K. A. 50, 738—749) und Joh. Hollnsteiner (MÖIG 43, 469—474).

[20]) Joseph Ahlhaus, Geistliches Patronat und Inkorporation in der Diözese Hildesheim im Mittelalter. Freiburg i. B., J. Waibel 1928. (VIII, 188 S.) RM 8.—.

[21]) Zur Erklärung sei gesagt, daß die Arbeit schon 1913 als Dissertation eingereicht und 1922 teilweise in Maschinenschrift veröffentlicht ist; eine gründliche Neubearbeitung vor der Drucklegung wäre gleichwohl notwendig

ihren bleibenden Wert verleiht, und zwar ebendeshalb nicht nur für die Kirchengeschichte Kölns und des Niederrheins, sondern überhaupt als nachahmenswertes Modell für künftige Untersuchungen der hier von Heinemann erstmalig durchforschten Kollationsrechte.[22] Der Verfasser versteht hierunter im weitesten Sinn des Wortes alle Rechte eines Stiftes, seiner Dignitäre und Ämter, an Pfarreien, und er hat dabei fortlaufend die allgemeine Geschichte, die rechtliche Stellung und — ein wichtiger Punkt für Erwerb oder Abgabe der Kollationsrechte — die wirtschaftliche Lage sowohl des Stiftes wie der einzelnen Pfarreien von den Anfängen St. Kuniberts im 8. Jahrh. bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1802 einbezogen.

IV. Ständewesen. Grundlegender für die germanische Rechts- und Verfassungsgeschichte, als der Titel erwarten läßt, sind die sorgfältigen Untersuchungen Lintzels über das Ständewesen bei den Sachsen vor ihrer Unterwerfung durch die Franken.[23] Viele landläufige Anschauungen, die, weil sie sich in ein konstruiertes Schema trefflich einfügen, ohne Bedenken seit Jahrzehnten weitergereicht worden sind, müssen aufgegeben werden. Was an ihre Stelle zu treten hat, ist in Kürze folgendes: die verschiedenen germanischen Stämme sind in ihrer sozialen und rechtlichen Gliederung nicht so gleichförmig gewesen, wie das bisher infolge falscher Analogien durchweg angenommen wurde; gerade der Ausgangspunkt jener Ansicht, die bei den Franken sich findende Gemeinfreiheit, darf bei den übrigen Germanen nicht vorausgesetzt werden. Die Begriffe „Adel" und „Freie" bedeuten überall etwas im Wesen Verschiedenes, sind also an sich völlig nichtssagend: jeder Stamm hat seine eigene Ständegeschichte. Der Unterschied zwischen den Ständen war am größten bei den Sachsen infolge der völkischen Verschiedenheit: hier ist der Adel die dünne Erobererschicht über der ständisch stark gedrückten Masse der Urbewohner; Edlinge, Frilinge und Laten bei den

---

gewesen. Die vorzügliche Arbeit von J. Machens, Die Archidiakonate des Bistums Hildesheim im Mittelalter (Hildesheim 1920) wird von A. zwar zitiert, ist aber nicht mehr benutzt worden; die ausgezeichnete Marburger Dissertation von E. Katz, Mittelalterliche Altarpfründen der Diözese Bremen (Bremisches Jahrbuch 30, 1926, 1—160) ist ihm ebenso wie die Untersuchungen von Karl Frölich über Goslar unbekannt geblieben.

[22]) Carl Heinemann, Die Kollationsrechte des Stiftes S. Kunibert zu Köln. Bonn, P. Hanstein 1932. (196 S., 4 Abb., 4 Karten) = Veröffentlichungen des Historischen Museums der Stadt Köln, Heft 3. RM 5.—.

[23]) Martin Lintzel, Die Stände der deutschen Volksrechte, hauptsächlich der Lex Saxonum. Halle, Max Niemeyer 1933. (VI, 113 S.) RM 4.40; vgl. ferner die treffliche Zusammenfassung der bisherigen Forschungen desselben Verfassers: Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken (Berlin 1933).

Sachsen sind daher fast eher als Kasten denn als Stände anzusprechen. Der fränkische Staat und die christliche Kirche haben dann die ursprünglichen Unterschiede ausgeglichen und damit eine wesentliche Vorbedingung für die wirkliche Volkwerdung der Deutschen geschaffen.

Weniger ergiebig für die Ständegeschichte des hohen Mittelalters als man erwarten sollte, ist eine Arbeit über die Ministerialen Heinrichs des Löwen.[24]) Ihr Hauptwert ruht auf den wohl lückenlosen Nachweisen jedes einzelnen Ministerialen in beiden Herzogtümern Heinrichs und auf den genealogischen Zusammenstellungen. Die Untersuchungen über die von den Dienstmannen bekleideten Hof- und Verwaltungsämter, ihre militärische Tätigkeit usw. bringen dagegen nichts Bemerkenswertes. Altfreiheit läßt sich nur für ein einziges Geschlecht (v. Schildberg) nachweisen, zunehmende soziale Angleichung der Ministerialen an die freiadligen Herren dagegen allgemein beobachten. Erwähnt sei noch der (wohl endgültig gelungene) Nachweis, daß der Dichter des Tristant mit dem welfischen Dienstmann Eilhart von Oberge gleichzusetzen ist.[25])

V. Territorialgeschichte. Eine umfängliche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark aus der Feder Anton Mells ist nunmehr abgeschlossen.[26]) Durch die volle Beherrschung der allgemeinen Probleme wie der besonderen steirischen macht das Werk manche ältere Arbeit überflüssig und erfüllt damit eine immer erstrebenswerte Aufgabe.

Drei große Gebiete des böhmischen Rechtslebens haben in den letzten Jahren zusammenfassende Darstellungen gefunden, denen allen die zuverlässige Aufarbeitung von Quellen und Literatur (deutsch und tschechisch!), glückliche Heraushebung der Probleme, Einordnung der besonderen böhmischen in die allgemein deutschen Verhältnisse nachzurühmen sind. Neben der oben erwähnten Geschichte des Kirchenpatronats handelt es sich um die

---

[24]) Otto Haendle, Die Dienstmannen Heinrichs des Löwen. Ein Beitrag zur Frage der Ministerialität. Stuttgart, W. Kohlhammer 1930. (V, 96 S., 1 Karte) = Arbeiten zur deutschen Rechts- u. Verfassungsgeschichte, H. 8. RM 4.50.

[25]) In diesem Zusammenhang sei auf G. Swarzenski, Der Kulturkreis um Heinrich den Löwen (Städel-Jb. VII/VIII, S. 241ff.) aufmerksam gemacht — es ist die beste Geschichte der künstlerischen Kultur Niederdeutschlands im 12. Jahrh., die wir besitzen, auf breiter allgemeingeschichtlicher Grundlage. Kulturgeschichtlich ertragreich ist auch der noch ohne Kenntnis von Swarzenskis Arbeit geschriebene Aufsatz Herbert Meyers, Bürgerfreiheit und Herrschergewalt unter Heinrich dem Löwen (Hist. Zschr. 147, 277—319), auf den nachher noch zurückzukommen ist.

[26]) Anton Mell, Grundriß der Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte des Landes Steiermark. Graz-Wien-Leipzig, Leuschner & Lubensky 1929. 720 S., 1 Karte.

Fortsetzung seiner Geschichte des öffentlichen Rechts von Peterka und die Geschichte des sächsischen Bergrechts in Böhmen.[27] Für die deutsche Geschichte, nicht nur die Verfassungsgeschichte, ist das Buch Peterkas besonders nützlich. Die Entwicklung Böhmens ist infolge des starken deutschen Bevölkerungsteils neben der kulturell rückständigen tschechischen Mehrheit stets durch das Nationalitätenproblem mitbestimmt worden, so daß das Verfassungsleben in den Ländern der Wenzelskrone seit der Hussitenzeit immer zugleich unter nationalpolitischen und religionspolitischen Einflüssen sich fortbildet — Gesichtspunkte, die von Peterka ausgezeichnet dargetan werden. Die Schlacht am Weißen Berge (1620) bedeutet den entscheidenden Wendepunkt in der böhmischen Verfassungsgeschichte: die Stände, deren Herrschaft die Geschichte der zwei vorangehenden Jahrhunderte trotz des Wechsels der Dynastien bestimmt hat, werden dem zentralistischen Absolutismus unterworfen.

Ein wichtiger Rückhalt des Deutschtums in den böhmischen Ländern ist schon im späten Mittelalter der Bergbau gewesen; das maßgebende Bergrecht, das von Iglau, trägt deutschen Charakter. Dasselbe gilt für die Zeit der Neuaufnahme des Bergbaues nach den Verheerungen der Hussitenkriege: die Silberfunde von Joachimsthal (1516) zogen eine neue deutsche Siedlungswelle aus Obersachsen und den Alpenländern nach sich, und auch diese bergmännische Bevölkerung genóß ihres eigenen deutschen Bergrechts, eben des von Joachimsthal, dem Weizsäckers Untersuchung gewidmet ist. Sie setzt die rühmlichst bekannte Arbeit von Zycha fort[28], so daß jetzt der Wunsch erfüllbar scheint, nun einmal die gesamte Verbreitung des deutschen Bergrechtes in den Ländern der Wenzels- und der Stefanskrone literarisch und kartographisch zu fixieren.

Die „Grundlage und Quelle für das Recht des Deutschordenslandes“, das eigentliche „Grundgesetz für den ganzen Deutschordensstaat“ ist die zunächst als Stadtrechtsprivileg für Kulm und Thorn im Jahre 1233 aufgestellte Kulmer Handfeste geworden. Ihre erste wissenschaftliche Textausgabe durch Guido Kisch mit

[27]) Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, in ihren Grundzügen dargestellt. Bd. II: Geschichte des öffentlichen Rechtes und die Rechtsquellen von der hussitischen Zeit bis zum theresianischen Zeitalter. Reichenberg, Gebr. Stiepel 1928. (198 S.) RM 5.30; der 1. Bd. ist Arch. f. Kulturgesch. 16, 1926, S. 95 angezeigt. — Wilhelm Weizsäcker, Sächsisches Bergrecht in Böhmen. Das Joachimsthaler Bergrecht des 16. Jahrh. Ebda 1929 (312 S.) = Forschungen zur sudetendeutschen Heimatkunde. H. 5. RM 9.50.

[28]) Adolf Zycha, Das böhmische Bergrecht des Mittelalters. 2 Bde. Berlin 1900.

zuverlässiger Klärung der Überlieferung ihrer lateinischen und deutschen Fassungen sowie die vorangehende Übersicht über den Inhalt und die bisherige Behandlung der Handfeste in der Literatur bilden jetzt den gesicherten Ausgang für jede Untersuchung der Rechtseinrichtungen des Ordenslandes.[29]) Innerhalb der stadtrechtsgeschichtlichen Literatur wird das Buch späterhin ebenfalls noch zu nennen sein.

Das große Werk der brandenburgischen Regierungsakten seit dem Jahre 1604 hat durch den Tod des Bearbeiters Klinkenborg einen vorzeitigen Abschluß gefunden[30]); ein letzter Halbband soll das Gesamtregister bringen. Man kann das Ende dieses immer mehr angeschwollenen Unternehmens nicht bedauern. Bei Veröffentlichungen dieser Art — vergleichbar den „Reichstagsakten“ der Münchner Historischen Kommission — stehen Arbeits- und Materialaufwand in keinem rechten Verhältnis zu den jemals zu erwartenden Ergebnissen. Man kann dies gerade an den Acta Brandenburgica aufzeigen: die schöne Untersuchung Otto Hintzes über „Kalvinismus und Staatsräson in Brandenburg zu Anfang des 17. Jahrh.“[31]) verarbeitet zwar das nun einmal gedruckt vorliegende Material — aber möchte jemand im Ernst die Drucklegung jener *rudis indigestaque moles* als notwendige Voraussetzung solcher Studien bezeichnen, bei denen die Einsichtnahme in die Originale doch nur eine verhältnismäßig geringfügige Mehrarbeit bedeutet?

Kenntnis der vorhin erwähnten Lintzelschen Forschungen würde einer mit diesen gleichzeitig erschienenen Arbeit von Siebs über die friesische Verfassung an einigen Stellen von Nutzen gewesen sein.[32]) Jedoch hat der Verfasser auch so gegenüber den stark voneinander abweichenden Meinungen überall seine eigene Ansicht gut zu behaupten gewußt, und da er weit über die Ziele, die sich Lintzel gesteckt hat, hinausgreift, so wird seine gelegent-

---

[29]) Guido Kisch, Die Kulmer Handfeste. Rechtshistorische und textkritische Untersuchungen nebst Texten. Zugleich ein Beitrag zur Verbreitungsgeschichte des Magdeburger Rechts. Stuttgart, W. Kohlhammer 1931. (X, 162 S., 5 Taf.) = Deutschrechtliche Forschungen, hrsg. von Guido Kisch, H. 1. RM 12.—.

[30]) Acta Brandenburgica. Brandenburgische Regierungsakten seit der Begründung des Geheimen Rates. Bd. III: 1607 April—1608 Juli; Bd. IV, 1: 1608 Juli—Dezember. Hrsg. v. Melle Klinkenborg. Berlin, Gsellius 1930. (V, 668 u. VI, 320 S.) = Veröffentlichungen der Hist. Komm. f. d. Prov. Brandenburg u. d. Reichshauptstadt Berlin III. RM 27.— und 12.50.

[31]) Berlin, de Gruyter 1930. (18 S.)

[32]) Benno Eide Siebs, Grundlagen und Aufbau der altfriesischen Verfassung. Breslau: M. u. H. Marcus 1933. (V, 152 S., 8 Taf.) = Untersuchungen zur dt. Staats- u. Rechtsgesch. Heft 144. RM 9.—.

lich bis in die Gegenwart hinabreichende Arbeit ihren festen Platz behaupten. Diese Systematik des friesischen Rechts- und Verfassungswesens erweckt jedenfalls den Wunsch, daß Siebs auch ihre genetische Entwicklung einmal im Zusammenhang darstellen möge.

Zur Verwaltungsgeschichte des Bistums Basel liegt eine sauber aus den Akten erarbeitete Geschichte der Burgvogtei Binzen (in der Durlachschen Herrschaft Rötteln) vor, die aber nicht über ortsgeschichtliche Bedeutung hinausreicht.[33])

VI. Land- und Stadtrecht. Homeyers unentbehrlicher, seit langem nicht mehr erhältlicher Führer durch die Deutschen Rechtsbücher (1856) liegt in einer neuen Ausgabe vor.[34]) Heinrich Brunner hatte im Jahre 1901 die Neubearbeitung angeregt, Ulrich Stutz hat ihren Abschluß zustande gebracht — beider Namen müssen neben den Herausgebern dankbar mitgenannt werden. Die rund 750 Nummern des Handschriftenkatalogs Homeyers sind auf etwa 1260 angewachsen, und noch stehen weitere Ergänzungen in Aussicht.[35]) Nach Erscheinen des ersten Teiles wird auf das ganze Werk zurückzukommen sein.

Von den großen Landrechten liegt der Sachsenspiegel in einer von Karl Zeumer geplanten, von K. A. Eckhardt durchgeführten Ausgabe vor, die auf der Quedlinburger Handschrift (saec. XIII ex.) der ersten deutschen Fassung von 1221—24 aufgebaut ist.[36]) Ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe, die eine neue Serie der Rechtsquellen innerhalb der Monumenta glänzend eröffnet, ist das ausgezeichnete, nie versagende Glossar von Alfred Hübner.

Während die Bearbeitung der Landrechte bisher fast ausschließlich Sache der Juristen geblieben ist und neben ihnen an der Auswertung fast nur die Sprachforscher stärkeren Anteil zu nehmen

---

[33]) Amédée Membrez, Die Burgvogtei Binzen unter den Fürstbischöfen von Basel 1503—1769. Freiburg i. B., Herder & Co. 1928. (VIII, 77 S., 1 Taf.) RM 3.—.

[34]) Gustav Homeyer, Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften. Im Auftrage der Savigny-Stiftung, und mit Unterstützung der Forschungs-(Not-)Gemeinschaft der deutschen Wissenschaft neu bearbeitet von Conrad Borchling, Karl August Eckhardt und Julius v. Gierke. 2. Abt.: Verzeichnis der Handschriften, bearb. v. Conrad Borchling und Julius v. Gierke. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1931. (323 S.) RM 18.—.

[35]) Eine erste Folge von Nachträgen und Berichtigungen siehe Zschr. d. Savingy-Stiftung. G. A. 53, 1933, S. 500—503.

[36]) Sachsenspiegel, Land- und Lehnrecht. Hrsg. von Karl August Eckhardt. Hannover, Hahn 1933. (XVII, 306 S.) = Monumenta Germaniae historica. Fontes juris Germanici antiqui. Nova Series. Tom. 1. RM 20.—.

scheinen, hat das weite Gebiet der Stadtrechtsfragen seit langem viel mehr die Blicke der Historiker auf sich gezogen, ohne daß es hier an der Mitarbeit der Juristen fehlte. So würde, nachdem die Verbindung von Rechtsgeschichte und historischer Geographie durch v. Künßberg und Merk gerade bei den Historikern lebhaften Anklang gefunden hat, eine zusammenfassende Behandlung der deutschen Stadtrechtsfamilien unter besonderer Berücksichtigung ihrer geographischen Bedingtheiten freudig begrüßt werden, und man würde einem ersten Wurf bereitwillig auch mancherlei Schwächen verzeihen. Aber die „Umrisse einer geojuristischen Stadtrechtsgeschichte" von Reichard müssen als durchaus dilettantisch abgelehnt werden.[37]) Leider — denn der Grundgedanke, die Stadtrechte „in ihrer geographischen, politischen und wirtschaftlichen Begründung" vorzuführen, ist mindestens anregend und verspricht doch wohl manche neue Einsicht. Aber dem Verfasser fehlen so gut wie alle Vorbedingungen für ein solches Unterfangen. Nicht nur, daß er den überflüssigen Ehrgeiz hat, bei der Gelegenheit gleich eine neue Wissenschaft, die „Geojurisprudenz", ins Leben zu rufen; er bleibt sogar hinter dem bisherigen Stand der rechtsgeographischen Forschung zurück. Kritik an Einzelheiten ist wegen der ungenügenden historischen Vorbildung Reichards aussichtslos; seine wichtigsten „Quellen" sind Albert v. Hofmann, mit dem er die Übereiltheit seiner Kombinationen teilt, und Putzgers Historischer Schulatlas, dessen Karten für Einzelforschungen begreiflicherweise unbrauchbar sind. Ein schwerer Fehler des Buches liegt weiter in der Beschränkung auf das heutige Reichsdeutschland. Über die Ausbreitung des Magdeburger Rechtes in Osteuropa, über die deutschen Stadt- und Bergrechte in Böhmen und Ungarn fällt kaum beiläufig ein Wort. Aber auch innerhalb des Reiches finden sich Unterlassungen, wie die Nichterwähnung des Halle-Neumarkter Rechtes, und Irrtümer, wie die Zuteilung aller fränkischen Stadtrechte zu den bairischen. Die Unkenntnis der neueren Literatur, etwa über Lübeck, oder ihr Mißverstehen, etwa in dem durch Herbert Meyer völlig geklärten Fall Mühlhausen-Nordhausen, führen fast Seite für Seite zu Fehlern oder noch schlimmeren Halbwahrheiten. Für eine seiner grundlegenden Thesen: die Ausbreitung der (von ihm sogenannten) „Rechtskreise" sei zwangsläufig den Verkehrsstraßen gefolgt, bleibt Reichard jeden Beweis schuldig — sie ist, weil von absurden Voraussetzungen ausgehend, natürlich auch nicht beweisbar.

[37]) Hans Reichard, Die deutschen Stadtrechte des Mittelalters in ihrer geographischen, politischen und wirtschaftlichen Begründung. Umrisse einer geojuristischen Stadtrechtsgeschichte. Berlin, Carl Heymann 1930. (VIII, 80 S.) RM 4.50.

Unter den Arbeiten zur Verfassungsgeschichte der Städte auf altdeutschem Boden ragt eine Anfängerarbeit — eine Dissertation aus der Schule Bächtolds — durch ihr hohes Niveau hervor.[38]) Die Verfasserin hat zwei zentrale Probleme des Städtewesens mit bemerkenswerter Gewandtheit angepackt und in wesentlichen Punkten befriedigend lösen können: den Übergang der Hoheitsrechte des Stadtherrn an die bürgerliche Gemeinde und die Ausbildung der bürgerlichen Selbstverwaltung. Das Objekt, an dem Rütimeyer diese beiden Vorgangsreihen untersucht, sind die rheinischen Römer- und Bischofsstädte Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln; die Zeit, die sie behandelt, erstreckt sich von dem ersten selbständigen politischen Auftreten dieser Kommunen am Ende des 11. Jahrh. bis zu dem Höhepunkt ihrer hochmittelalterlichen Entfaltung um die Mitte des 13. Jahrh. Die Entwicklung läuft in dieser Zeitspanne in allen sechs Städten auf das gleiche Ziel hin: sämtliche öffentlichen Hoheitsrechte mit Recht oder Gewalt in die Hände der Bürgerschaft gelangen zu lassen. Überall ist dieses Ziel im Grundsatz erreicht worden, am vollkommensten in Straßburg und Köln; aber selbst in Basel und Mainz, den verhältnismäßig am weitesten zurückbleibenden Städten, haben die Bischöfe von allen Herrschaftsrechten wenigstens Teile verloren — es handelt sich doch weniger, als Rütimeyer meint, um prinzipielle, als um graduelle Unterschiede. Die trefflichen Ausführungen über die Entstehung des Stadtrates als einer „ganz neuen Institution" hätten durch einen kursorischen Vergleich mit den durch Rörig genügend geklärten kolonialdeutschen Verhältnissen noch vertieft werden können. Aus Rörigs Arbeiten wären auch fruchtbare Gesichtspunkte für die von Rütimeyer vernachlässigte Zusammensetzung des Rates zu gewinnen gewesen: die „*meliores*", „*burgenses*" usw. sind sicherlich durchweg Groß- und Fernhändler gewesen.[39])

Als ein erfreulicher Beitrag zur Klärung derselben Probleme von einem ganz andern Standpunkt aus ist auch eine Dissertation aus der Schule R. Koebners zu werten, die durch Heranziehung der schwer zugänglichen hebräischen Quellen neues Material für die deutsche Stadtgeschichte liefert.[40]) Die Frage des

---

[38]) E. Rütimeyer, Stadtherr und Stadtbürgerschaft in den rheinischen Bischofsstädten. Ihr Kampf um die Hoheitsrechte im Hochmittelalter. Stuttgart, W. Kohlhammer 1928. (VIII, 232 S.) = Beihefte zur Vierteljahrschrift für Sozial- u Wirtschaftsgeschichte. H. 13. *RM* 9.—.

[39]) Die einschlägigen (alle vor 1928 erschienenen!) Arbeiten Rörigs sind jetzt von ihm gesammelt in dem Band: Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte (Breslau 1928); für Köln vgl. weiter das von Rütimeyer, soweit ich sehe, nicht benutzte Hansische Pfingstblatt von L. v. Winterfeld: Handel, Kapital und Patriziat in Köln (Lübeck 1925).

Judenschutzes in den deutschen Städten wird ja zu genau derselben Zeit akut, in der die Anfänge der bürgerlichen Autonomie sichtbar werden: am Ende des 11. Jahrh. Und da ist es nun sehr lehrreich zu sehen, wie scharf die zeitgenössischen hebräischen Berichte die „angesehenen Bürger" von den bischöflichen Ministerialen auf der einen, der Masse der Stadtbevölkerung auf der andern Seite zu unterscheiden wissen. Die „angesehenen Bürger" sind es, die sich nicht nur nicht an den Judenverfolgungen beteiligen — was für die Berichterstatter natürlich der Grund ihrer Erwähnung ist —, sondern die Verfolgten zu schützen suchen, und zwar, wie sich deutlich feststellen läßt, ohne Auftrag des Stadtherrn: die Burgensen ergreifen also die Initiative in einer zweifelsfrei der stadtherrlichen Regelung unterstehenden Angelegenheit! Man kann von hier aus an dem allmählichen Übergang des Judenschutzes an die sich bildende Stadtbehörde ausgezeichnet die Fortschritte der städtischen Autonomie verfolgen. Was bei Rütimeyer in den großen Linien gezeigt wurde, wiederholt sich hier im Kleinen: die Bürgerschaft geht darauf aus, alle stadtherrlichen Gerechtsame an sich zu bringen; sie zieht die Juden trotz den entgegenstehenden Reichsgesetzen über die „Kammerknechtschaft" zum Wehrdienst und zur Schoßzahlung heran und dehnt trotz der stadtherrlichen Ansprüche die Gerichtshoheit des Rates auf die Juden aus — all das mit dem Ziel der einheitlichen Wahrung von Recht und Frieden für alle innerhalb der Stadtmauern Weilenden, mit der oft wiederholten schönen Begründung: „durch unser stat ere und freiheit". Vorwiegend aus dem Interesse des Fernhandels am Fremdenrecht erklärt sich das Bemühen der Stadtbehörde um einen wirksamen Judenschutz — ein neuer Beweis für die Gleichsetzung von Ratmannen und Fernhändlern in der städtischen Frühzeit. Bezeichnend dafür ist auch der Endpunkt von dieser Art Regelung: es ist die Mitte des 14. Jahrh., in der überhaupt die offensive Periode des Bürgertums abschließt.

In der Verfassungsentwicklung der süddeutschen Städte haben bekanntlich die Zünfte eine maßgebliche Rolle gespielt. Lentze untersucht nun die Haltung der deutschen Herrscher von Friedrich II. bis zu Karl IV. zu den durch die Zünfte entfesselten inneren Verfassungsstreitigkeiten der Reichsstädte.[41]) Das Buch weitet

---

[40]) Herbert Fischer, Die verfassungsrechtliche Stellung der Juden in den deutschen Städten während des 13. Jahrh. Breslau, M. u. H. Marcus 1931. (X, 220 S.) = Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, H. 140. RM 12.—.

[41]) Hans Lentze, Der Kaiser und die Zunftverfassung in den Reichsstädten bis zum Tode Karls IV. Studien zur städtischen Verfassungsentwicklung im späteren Mittelalter. Breslau, M. u. H. Marcus 1933. (278 S.) = Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Heft 145. RM 15.—.

sich teilweise zu einer allgemeinen Verfassungsgeschichte des Städtewesens aus — nicht immer zu seinem Vorteil, weil infolge der Ausdehnung des Themas manche Partien, namentlich die über die norddeutschen Reichsstädte Goslar und Dortmund, begreiflicherweise im Kompilatorischen stecken bleiben und einschlägige Literatur unberücksichtigt gelassen ist.[42]) Wertvoller als dieses Kapitel, für dessen Durchführung es noch an fundierten Einzelstudien gebricht, scheint mir der allgemeine Teil zu sein. Hier setzt sich Lentze mit den Zunfttheorien auseinander — wobei er im wesentlichen auf die Seite Keutgens und Gotheins gegen v. Below tritt — und nimmt überall eine beachtenswerte selbständige Stellung zu ihnen ein; als Ziel der Zunft bezeichnet er „die Erringung eigener Gerichtsbarkeit, weiterhin gewerbliche und später politische Zwecke". Nützlich und ergiebig ist der Vergleich mit den italienischen Verhältnissen, deren Einfluß auf Deutschland mindestens für Basel und Freiburg nachgewiesen werden kann.[43])

Wir kehren noch einmal zu den Anfängen der bürgerlichen Selbstverwaltung, wie sie sich in der Ratsverfassung vollendet zeigt, zurück. Ihren Ursprung hat Rietschel auf die genial vorausschauende Städtepolitik Heinrichs des Löwen zurückgeführt, Rörig auf den politischen Selbständigkeitsdrang der wirtschaftlich führenden Großkaufleute; beide stimmen darin überein, daß die Neugründungen des 12. Jahrh. — Freiburg i. B. und Lübeck sind die wichtigsten unter ihnen — den besten Boden für die volle Ausbildung der Ratsverfassung gegeben haben.[44]) Der Gegensatz beider Auffassungen beruht auf der verschiedenen Beurteilung, wer bei der Ausbildung der neuen Freiheiten die aktive Rolle gespielt hat: ist die bürgerliche Emanzipation im Einverständnis mit dem Stadtherrn, ja auf seine Veranlassung entwickelt worden, oder hat die Bürgerschaft sie aus ihren eigenen Bedürfnissen und Zielsetzungen heraus errungen? Gegen die letztere These, die durch die Arbeiten von Rütimeyer und Fischer neue Stützen erhalten hat, haben vor allem Luise v. Winterfeld[45]) und entschiedener

---

[42]) So zu S. 162ff. die Arbeit von Ernst Bock über Landfriedenseinungen (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, NF. 46, 321ff.); das dürftige Kapitel S. 261ff. hätte sich bei Benutzung von Heinrich Reincke, Kaiser Karl IV. und die deutsche Hanse (Lübeck 1931) erheblich vertiefen lassen.

[43]) Eine Nebenbemerkung: es ist zu wünschen, daß Verballhornungen wie „Vitoduran" für Johann von Winterthur nicht um sich greifen, damit uns Autoren wie Bremensis, Sankt German oder Cusan erspart bleiben.

[44]) Letzte Zusammenfassung bei Fr. Rörig, Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jahrh. (in den Anm. 39 zitierten Hansischen Beiträgen, Kap. 8).

[45]) Gottesfrieden und deutsche Stadtverfassung (Hansische Geschichtsbll. Jg. 52, Bd. 32, S. 8—56).

noch Herbert Meyer[46]) die Stadtverfassung aus dem gemeinsamen Vorgehen von Stadtherrn und Stadtvolk abzuleiten versucht, wobei dem Stadtherrn ebenso deutlich die Führerrolle zugewiesen wird, wie die ständischen Differenzierungen innerhalb der Bevölkerung — zumal der Unterschied zwischen Ministerialen und Bürgern — als weniger erheblich hingestellt werden. Die nordfranzösische Gottesfriedensbewegung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. ist danach der Ausgangspunkt für die Entwicklung der deutschen Stadtverfassung geworden. Nach französisch-flandrischem Vorbild „dürften auch die alten Streitpunkte zwischen den deutschen Stadtgemeinden und ihren Bischöfen durch Friedensordnungen beseitigt worden sein"[47]); „als Eidgenossen aber stehen alle einander gleich, der bürgerliche Kaufmann und der bischöfliche Dienstmann", die dann „gemeinsam Ausschüsse zur Wahrung des Stadtfriedens" bilden, „der aus dem Gottesfrieden erwachsen ist".[48]) Durch Übernahme dieses Gottesfriedens, „der dem Bürger Freiheit, Frieden und Sicherheit gab"[49]), habe schließlich auch Heinrich der Löwe die Blüte seiner Städte, in erster Linie Lübecks, begründet. Auch wer den Schlußfolgerungen dieser Autoren nicht folgen kann, wird ihre geistvollen und an treffenden Einzelbeobachtungen reichen Arbeiten mit Gewinn lesen. Der entscheidende Einwand gegen sie ist aber doch wohl der: aus einer vorwiegend juristischen Vorstellungswelt heraus wird der Einfluß der Privilegien, der dispositiven Urkunden, auf das tatsächliche Geschehen zu hoch bewertet, wird der Abstand zwischen dem Seinsollenden und dem Seienden zu gering geachtet, und zumal wird übersehen, wie häufig selbst die Geschäftsurkunde nur eine notwendige Formalie ist, deren man sich bedienen muß, um gewisse schon vorher getroffene Abmachungen in Rechtsform zu bringen — es sei nur an mittelalterliche Handelsverträge erinnert, die sich ja immer als einseitige Privilegien geben! So darf gerade im Hinblick auf die ostdeutschen Städtegründungen nachdrücklich unterstrichen werden: was hier geschah, „war das Programm des westdeutschen Bürgertums, nicht einer herrschaftlichen Tradition", selbst wenn

---

[46]) In dem Anm. 25 zitierten Aufsatz, S. 288ff. Ich benutze diese Erwähnung Herbert Meyers, um mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß alle Arbeiten dieses Göttinger Rechtshistorikers für den Historiker und insonderheit für den Geistesgeschichtler unbedingt kennenswert sind, und nenne zumal: „Die rote Fahne" (Sav.-Zschr. G. A. 50, 1930, S. 310ff.), „Sturmfahne und Standarte" (ebda 51, 1931, 204ff.), „Freiheitsroland und Gottesfrieden" (Hans. Gbll. Jg. 56, 5ff.), „Kaiserfahne und Blutfahne" (Sav.-Zschr. G. A. 53, 1933, 291ff.; gegen C. Erdmanns gleichnamigen Aufsatz, SB Berlin, Phil.-hist. Kl. 28).

[47]) L. v. Winterfeld, a. a. O., S. 51.

[48]) H. Meyer, a. a. O., S. 299. [49]) Ebda S. 307.

es sich dabei um „Persönlichkeiten vom Range Heinrichs des Löwen“ handelt.[50])

Die Städtegründungen Heinrichs des Löwen will Ernst Hamm auf das Vorbild der zähringischen Gründungen Freiburg i. B., Villingen und Rottweil (denen in der Zeit von 1171—81 noch Neuenburg am Rhein nachfolgte) zurückführen[51]); Heinrich stand ja durch seine erste Gattin, von der er sich 1162 scheiden ließ, in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der alemannischen Herzogsfamilie. Hamm führt den Vergleich nur für München durch, „vermutet“ ihn aber auch für die anderen Städte. Er befindet sich damit sicherlich im Irrtum, denn gerade in den entscheidenden Punkten paßt der von ihm aufgestellte „kombinierte Idealtypus“ einer zähringischen Gründung ebensowenig wie seine Einzelbeispiele auf Lübeck oder Braunschweig. Hamms Verdienst, die Grundrisse der zähringischen Städte mit dem geschulten Blick des Baufachmannes und auf archivalisches Material gestützt in ihrer ältesten Form rekonstruiert zu haben, soll nicht geschmälert werden; die Lokalgeschichte Südwestdeutschlands schuldet ihm Dank dafür. Aber seine rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Bemerkungen zum Gründungsvorgang entbehren doch der vollen Kenntnis der kontroversen Literatur und widersprechen gelegentlich den Ergebnissen seiner eigenen Arbeit. So bemerkt er richtig (wenigstens für das Binnenland zutreffend), daß Nahverkehr und Kleinhandel für die Lebensfähigkeit einer Stadt, Fernverkehr und Großhandel aber für ihre Entwicklung maßgebend gewesen seien, um dann jedoch Freiburg, dessen „Entwicklung“ doch unbestreitbar und von Bertold III. zweifellos in Rechnung gestellt worden ist, als „auf der Basis des Nahverkehrs gegründet“ zu bezeichnen. Abwegig ist auch die von Hamm „aus städtebaulichen Gründen“(?) vorgetragene Ansicht, die Freiburger Vierundzwanzig hätten, wenn sie als Gründerkonsortium in Frage kämen, unbedingt alle beieinander am Markt wohnen müssen. Aber der Besitz von Marktgrundstücken war ja für die Gründer nicht deshalb erstrebenswert, weil sie selber dort wohnen, sondern weil sie sie durch Vermietung an Handwerker und Gewerbetreibende wirtschaftlich nutzen wollten! Hamm sieht diese Dinge doch wohl zu einfach von städtebaulichen Gesichtspunkten aus; keinesfalls lassen sich seine Beobachtungen auf die Gründungsunternehmerstädte des rechtselbischen Deutschland übertragen.

---

[50]) Fritz Rörig, Rheinland-Westfalen und die Deutsche Hanse. Bonn 1933. S. 10.

[51]) Ernst Hamm, Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland. Freiburg i. B., Urban-Verlag 1932. (XI, 144 S., 8 Abb. u. Pläne) = Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts, Bd. 1. RM 6.—.

Eben dem deutschen Osten ist unter den Geltungsbereichen der deutschen Rechte in den letzten Jahren erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt worden, und alle uns darüber vorliegenden Arbeiten weisen eine des Gegenstandes würdige Qualität auf. Hier sei zuerst ein Buch genannt, das über den stadtrechtsgeschichtlichen Rahmen hinaus auch das Landrecht einbezieht, aber wegen seiner Fundierung vorwiegend im ostfälisch-magdeburgischen Rechtsbezirk passend an dieser Stelle angeführt werden kann: „Das Gericht als Ausdruck deutscher Kulturentwicklung im Mittelalter" von Helmut Hillmann.[52]) Dem Autor ist es vollauf gelungen, sein Ziel, die Rechtsgeschichte in die Geistesgeschichte einmünden zu lassen, zu verwirklichen. Indem er Gesellschaft, Religion und Kunst neben dem Recht als Ausdrucksformen der geistigen Grundkräfte gegeneinander abwägt und ohne Übereilung ihren Wechselwirkungen nachspürt, hat er für alles das, was das mittelalterliche Recht „als stärkster Ausdruck einer Volksseele sein kann", fruchtbare neue Gesichtspunkte gewonnen. Der Kulturhistoriker darf dieses aus einer Preisaufgabe der Universität Halle-Wittenberg hervorgegangene Buch ebenso warm als eine wirkliche Förderung seiner Wissenschaft begrüßen, wie dies von Rechtshistorikern (Fehr, v. Künßberg) für ihr Fach bereits geschehen ist.

Nicht weniger bedeutsam sind auch die anderen Bände der „Deutschrechtlichen Forschungen", die sich nun speziell den ostdeutschen Stadtrechtsfamilien zuwenden.

Von ihnen wurde die Arbeit Kischs, des Herausgebers der Serie, über die Kulmer Handfeste schon als grundlegender Beitrag zur Verfassungsgeschichte des Ordensstaates erwähnt.[53]) Ebenso wichtig ist sie für die Stadtrechtsforschung, u. a. auch im Hinblick auf die von Kisch aufgezeigte Fortbildung von Volks- und Landrecht zu Privilegialrecht. Ob Hermann von Salza persönlichen Einfluß auf diese „erste landesherrliche Verfügung" gehabt hat, d. h. also ob er überhaupt selber in Preußen gewesen ist, bleibt nach Kisch (gegen W. Cohn) zweifelhaft, während die „Einwirkung seines Geistes" auf das Privileg unbestritten ist. Hinzuweisen ist noch auf die Bedeutung der verschiedenen mittelhochdeutschen Übersetzungen für die Sprachgeschichte.

Die Untersuchung Beckers über die Spruchtätigkeit des

---

[52]) Ein geistesgeschichtlicher Versuch als Beitrag zur Geschichte des ostsächsischen Rechtes auf Grund des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechtes. Stuttgart, W. Kohlhammer 1930. (XIII, 148 S.) = Deutschrechtliche Forschungen, H. 2. RM 9.—.

[53]) Siehe oben Anm. 29.

Magdeburger Schöffenstuhls in den Lausitzen[54]) gewährt treffliche Einblicke in die Praxis des größten deutschen Oberhofes. Auf verschiedene Beobachtungen über den Gegensatz zwischen den rasch sich wandelnden Rechtsverhältnissen in der Stadt und den starreren auf dem Lande, über Einzelheiten des Rechtsverkehrs und interessante Entscheidungen, über das Eindringen des römischen Rechtes und das Aufhören der Magdeburger Spruchtätigkeit sei hingewiesen. Zwei Ergebnisse sind für die Siedlungsgeschichte bedeutsam: das Fehlen jeden slawischen Einschlages und die Bewahrung flämischen Rechtsgutes in Ehe- und Erbrecht. Die im zweiten Fall von Becker hilfsweise herangezogene Erklärung aus lübischem Einfluß würde unnötig, wenn die nachweisbaren sonstigen Spuren der flandrischen Siedler in Sprache und Siedlungsform einmal quer durch Norddeutschland hindurch verfolgt und dabei die vielerorts bemerkbaren Relikte flämischer Rechtsgewohnheiten mit ihnen kombiniert würden.

Unmittelbar in den Gang der Siedlungsbewegung führt die von Robert Holtzmann angeregte Bearbeitung des Halle-Neumarkter Rechts ein.[55]) Aus den textkritischen Untersuchungen der voneinander nicht unerheblich abweichenden Handschriften, aus der Berücksichtigung der Verfassungszustände der Mutterstadt Halle, aus den wirtschaftlichen Beziehungen Halles nach Schlesien (Salzlieferung!) usf. ergibt sich für Sandow folgendes Bild: nicht erst 1235, sondern schon 1181 haben die Schöffen von Halle ein Weistum für Neumarkt ausgefertigt, dessen Weiterverleihungen spätestens seit 1214 nachweisbar seien. Trotz einiger Schwächen in Sandows Beweisführung[56]) — vor allem ist die Datierung des hallischen Schöffenbriefes auf 1181 wohl unhaltbar — erhellt von neuem, daß die Eindeutschung Schlesiens von den Piastenherzögen gewünscht und gefördert worden ist, aber ebenso, daß die von Friedrich Barbarossa und seinen Anhängern (wie vor allem Erzbischof Wichmann von Magdeburg) vertretene Ostmarkenpolitik aus der Front Magdeburg—Halle—Eger heraus nicht weniger planvoll und erfolgreich als die Heinrichs des Löwen in den nördlicheren Abschnitten gewesen ist.

Selbst die neuzeitlichen Rechtsverhältnisse auf ostdeutschem Boden gestatten noch manche Rückschlüsse auf die Zustände der Siedlungszeit. So läßt die Untersuchung Mitters über das

[54]) Walter Becker, Magdeburger Recht in der Lausitz. Sein Geltungsbereich und seine Denkmäler. Ein Beitrag zur Geschichte des Magdeburger Rechts. Stuttgart, W. Kohlhammer 1931. (XIV, 108 S.) = Dasselbe, H. 3. RM 8.—.

[55]) Erich Sandow, Das Halle-Neumarkter Recht. Ebda. 1932. (XXV, 176 S.) = Dasselbe, Heft 4. RM 12.—.

[56]) Vgl. H. v. Loesch, Sav.-Zschr. G. A. 53, 1933, 346—355.

„echte Ding" in den Zittauer Ratsdörfern[57]) die Entwicklung des Richteramtes aus dem Lokatorentum noch erkennen, in den Eigentumsverhältnissen an Grund und Boden wie in den bäuerlichen Dienstleistungen wirkt noch ein Haupttrieb der ganzen Wanderungsbewegung nach: die lockende Freiheit des Ostlandes, und die Ehedingsrügen sind im Gegensatz zu dem Gewohnheitsrecht altdeutscher Weistümer von rechtschöpferischer Kraft, wie sie den wagemutigen Neulandsuchern eignete.

Eine Arbeit über das mittelalterliche Strafrecht in den Städten des heutigen Freistaates Sachsen (mit einigen Grenzüberschreitungen im Osten und Westen) ist wegen ihrer rein systematischen Anlage für den Historiker unergiebig.[58]) Der Abdruck von Oschatzer Statutenbüchern des 15. Jahrh. hat nur ortsgeschichtliche, daneben volkskundliche Bedeutung.[59]) Auch die kleine Studie über die Erbschulzerei in Rößel faßt ihr Thema zu isoliert, kann in Anbetracht des aufgewandten Fleißes aber einem andern Bearbeiter der ordensländischen Siedlungsgeschichte noch nützlich werden.[60]) Das Berliner Privatrecht des 15. Jahrh. zeigt sich vornehmlich vom Sachsenspiegel abhängig.[61])

Unter den Arbeiten zur Geschichte süddeutscher Städte verdient die gründliche Habilitationsschrift Dannenbauers über den Ursprung des nürnbergischen Territoriums hervorgehoben zu werden.[62]) Aus einer geplanten Verwaltungsgeschichte des Land-

---

[57]) Friedrich Wolfgang Mitter, Die Grundlagen der Gerichtsverfassung und das Eheding der Zittauer Ratsdörfer vom Beginne des 16. bis zum Ende des 18. Jahrh. Leipzig, S. Hirzel 1928. (XII, 157 S.) = Sächsische Forschungsinstitute, Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte, Rechtsgeschichtl. Abhandl. I. RM 6.—.

[58]) Joh. Gottfried Ullmann, Das Strafrecht der Städte der Mark Meißen, der Oberlausitz, des Pleißner, Oster- und Vogtlandes während des Mittelalters. Leipzig, Th. Weicher 1928. (VII, 100 S.) = Leipziger rechtswissenschaftliche Studien H. 34. RM 5.—.

[59]) Arno Ullrich, Zwei Statutensammlungen der Stadt Oschatz vom Ende des 14. u. 15. Jahrh. Erster Abdruck mit kurzer Einleitung und einigen Anmerkungen. Oschatz, Keilholz 1932. (S. 41—71) = 2. Veröffentlichung des Vereins für Natur- u. Heimatkunde zu Oschatz. RM 0.40.

[60]) Georg Matern, Die Erbschulzerei in Rößel. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Städte im Ordensland Preußen. Heilsberg, Warmia 1931. (53 S., 1 Karte.) RM 1.—.

[61]) Joseph Seeboth, Das Privatrecht des Berliner Stadtbuches vom Ende des 14. Jahrh. Berlin, Gsellius 1928. (VI, 46 S.) = Einzelschriften der Hist. Kommission f. d. Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, H. 2. RM 2.—.

[62]) Heinz Dannenbauer, Die Entstehung des Territoriums der Reichsstadt Nürnberg. Stuttgart, W. Kohlhammer 1928. (XVI, 258 S., 1 Karte) = Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte, H. 7. RM 12.—.

besitzes der Reichsstadt hervorgegangen, unterrichtet das Buch vorzüglich über Umfang, Organisation und Beamtentum des Reichsgutes und staufischen Hausgutes im Nordgau, um Nürnberg und die anderen mittelfränkischen Reichsstädte, und befaßt sich dann vornehmlich mit den nürnbergischen Hoheitsrechten auf dem Lande, bei denen es sich durchweg um Einzelerwerbungen aus dem 13. bis 16. Jahrh. handelt. Zum Abschluß (S. 211—255) gibt Dannenbauer eine kommentierte tabellarische Übersicht über das Nürnberger Territorium, zu der man allerdings eine gute Karte vermißt — die Vertröstung auf den künftigen historischen Atlas von Franken (S. VIII) befriedigt nicht sehr. Gleichwohl ist die Arbeit in ihrer Gediegenheit und Klarheit — es fehlt nur eine Zusammenfassung der etwas verstreuten Ergebnisse — vorbildlich für erwünschte ähnliche Untersuchungen über andere kleinere Territorien.

Eine der von Dannenbauer kurz mitbehandelten Reichsstädte, Nördlingen, hat durch K. O. Müller eine monumentale Ausgabe ihrer Rechtsquellen vom Ende des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrh. erhalten.[63]) Stadtrechte, Gerichtsordnungen, finanz- und wirtschaftspolitische wie polizeiliche Verordnungen, kurz alle statutarischen Quellen dieses Zeitraums liegen in einer mustergültigen Edition vor, für die der Bearbeiter durch seine früheren Veröffentlichungen der oberschwäbischen Stadtrechte von Leutkirch, Isny und Ravensburg bestens geschult war. Hervorgehoben werden muß das ausgezeichnet angelegte Register: es ist so eingehend gehalten — z. B. das Stichwort „Zünfte" umfaßt nicht weniger als elf reichlich untergegliederte Spalten —, daß es für die verschiedensten Zwecke benutzbar ist; für rechts- wie für sprachgeschichtliche, für sitten- wie für volkskundliche Nachforschungen kann man aus ihm schnell die benötigten Hinweise schöpfen.

Aus einzelnen Rechtsaufzeichnungen der verschiedensten Art — ein kodifiziertes Stadtrecht fehlt ebenso wie Malefiz- oder Halsgerichtsordnungen — hat Metzger das mittelalterliche Strafrecht Basels bis zum Erlaß der Carolina (1532) rekonstruiert, nach den Arten der Verbrechen und der Strafen sowie des Strafvollzugs gegliedert.[64])

Ein von der deutschen Stadtgeschichtsforschung fast unbeachtet gelassenes Gebiet, das Städtewesen Ungarns und der anderen Balkanländer, wird von Schünemann erstmalig in die gesamt-

[63]) Nördlinger Stadtrechte des Mittelalters, bearb. v. Karl Otto Müller. München, Kommission für bayrische Landesgeschichte 1933. (X, 12*, 692 S.) = Bayerische Rechtsquellen, Bd. 2. RM 24.—.

[64]) Karl Metzger, Die Verbrechen und ihre Straffolgen im Basler Recht des späteren Mittelalters. I. Teil: Die Verbrechen und ihre Straffolgen im allgemeinen. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1931. (144 S.) RM 5.40.

europäische Entwicklung einzugliedern gesucht.[65]) Die Aufgabe ist sehr aussichtsreich: abgesehen von den Balkanstädten aus antiker Wurzel sind alle Neugründungen unmittelbar oder mittelbar Ausläufer des deutschen Städtewesens, wobei in Ungarn nur im 12. Jahrh. starke „reichsfranzösische" Beimischung (aus der Gegend von Metz und Lüttich), später geringere italienische Einwirkung hinzutritt. Der Hauptteil des Buches ist der Entstehung der Stadt Gran gewidmet. Eine ehemalige Römerstadt, auf ihren Trümmern eine slawische Siedlung, darüber eine Burg der Arpadenherrscher; dann im 11. Jahrh. ein von Süd- und Westdeutschen und von Juden bewohnter Markt neben der Siedlung der königlichen und erzbischöflichen Dienstmannen; nach der Mitte des 12. Jahrh. schließlich durch französische Unternehmer die Gründung einer rechtlich autonomen Lateinerstadt, die im 13. und 14. Jahrh. eingedeutscht, Ende des 14. Jahrh. aber madjarisiert wird. Im einzelnen lassen sich gewiß manche Einwände erheben: die häufige Bezugnahme auf Lübeck (Rörig) ist angesichts grundlegender Verschiedenheiten beider Orte wenig glücklich — dort eine rein deutsche Großkaufmannsgründung, hier eine Fremdenkolonie im Schatten von Burg und Dom neben überwiegend fremdstämmiger Bevölkerung. Die Nationalitätenscheidung der Bürger auf Grund der Namen überzeugt nicht immer: Franco ist ebenso deutscher wie französischer Name, ein madjarischer Beiname kann auch einem Nichtmadjaren gegeben werden u. dgl. — aber im ganzen hat Schünemann das Verdienst, eine Fülle neuer und wichtiger Probleme mit Energie und Glück angegriffen zu haben. Schon das von ihm ausgebreitete Material kann befruchtend auf die abendländische Stadtgeschichtsforschung zurückwirken.

Zum Schluß sei ein Buch genannt, dessen ausdrückliche Absicht es ist, „einen unmittelbaren Beitrag zum Verständnis bestehender Einrichtungen zu gewinnen und zur sachlichen Urteilsbildung in den verfassungspolitischen Fragen der Gegenwart".[66]) Steinbach wünscht wohl, mit seinen Darlegungen die organische Fortbildung der gemeindlichen Selbstverwaltung beeinflussen zu können, und die Staatsmänner, denen die Sorge dafür obliegt, würden wahrlich nicht schlecht fahren, wenn sie bei einem historisch wie juristisch so gut unterrichteten Führer Rats einholten. Aber hier hat uns nur der historische Ertrag des Buches zu beschäftigen, und von diesem Standpunkt aus dürfen wir es unter

[65]) Konrad Schünemann, Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa. Bd. 1. Breslau u. Oppeln, Priebatsch (1929). (149 S.) = Südosteuropäische Bibliothek, Bd. 1. RM 8.—.

[66]) Franz Steinbach (unter Mitwirkung von Erich Becker), Geschichtliche Grundlagen der kommunalen Selbstverwaltung in Deutschland. Bonn, L. Röhrscheid 1932. (205 S., 28 Karten) = Rheinisches Archiv 20. RM 8.—.

die bleibenden Werke der deutschen Verwaltungsgeschichte einreihen. Unter Ausnutzung der von H. Aubin und Th. Frings ausgearbeiteten Methoden der kulturgeschichtlichen Kartographie entwirft Steinbach ein Gesamtbild der Gemeindeverwaltungs-Entwicklung, wobei er allerdings vom 18. Jahrh. an unberechtigterweise Deutschland mit dem Deutschen Reich von 1871 gleichsetzt; eine Ausdehnung auf die deutschen Gebiete Österreichs und der Schweiz wird künftig notwendig sein. Aber trotz aller möglichen Vertiefung dieser oder jener Einzelzüge[67]) wird Steinbachs Hauptthese, daß die Selbstverwaltung des 19. Jahrh., ideell und organisatorisch nicht unterbrochen, bis in das frühmittelalterliche Gemeindewesen hinaufreicht, als gesichertes Ergebnis seiner Untersuchung in den Bestand unserer verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Vorstellungen eingehen.

Leipzig. Sigfrid H. Steinberg.

---

[67]) Solche werden namhaft gemacht in der ausführlichen Würdigung des Buches durch H. Heimpel, Hist. Jahrbuch 52, S. 517—528.

DEUTSCHE ROMANTIK

Die deutsche Romantik ist immer noch das am intensivsten bebaute Arbeitsgebiet der Geisteswissenschaft, einmal weil sie das moderne Kulturbewußtsein begründet, dann aber auch weil sie der geisteswissenschaftlichen Methode den ihr adäquaten Gegenstand bietet. Gesellschaftliche und allgemein-historische Faktoren treten hier zurück vor dem rein Geistigen: der Romantiker lebt als Individuum, herausgelöst aus dem staatlichen und kirchlichen Verbande, in der Welt des Gedankens. Dies gilt besonders für die Vertreter der Frühromantik. Kein Zufall darum, daß ein Sammelband, unter dem Titel „Romantik-Forschungen" (Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte, Buchreihe Bd. 16. Halle, Max Niemeyer 1929) sich fast ausschließlich auf sie bezieht. Von den in diesem Bande vereinigten acht Aufsätzen sind allein vier Novalis gewidmet. Das vorwiegende Interesse für ihn erklärt sich daraus, daß durch die neue Novalis-Ausgabe (von Kluckhohn u. Samuel) bisher unbekanntes biographisches und philosophisches Material zugänglich geworden ist, daß ferner nun die gesamten Fragmente in zeitlicher Ordnung vorliegen.

R. Samuel gibt einen Nachtrag zu dieser Ausgabe in dem Aufsatz „Der berufliche Werdegang Friedrich von Hardenbergs". Schon lange wußte man aus den Berichten des Amtmanns Just, daß Novalis seine Berufsausbildung mit ausnehmender Gewissenhaftigkeit betrieben hat, aber man konnte den ganzen Umfang seiner wissenschaftlichen sowie technischen Studien und seiner praktischen Leistungen nicht ermessen. Diese Lücke wird jetzt ausgefüllt durch eine Reihe von Aktenstücken seiner vorgesetzten Behörde, die Samuel in eine biographische Darstellung einfügt. Wenn man Novalis früher hauptsächlich in den Kreis seiner romantischen Freunde stellte, so sieht man aus diesen Dokumenten und den sie begleitenden Ausführungen, daß er noch in einer anderen Welt zu Hause war, in einer bürgerlichen, gediegenen, deren Mitglieder ihm nicht nur Vorgesetzte und Berater, sondern — in einigen Fällen — Freunde waren. Durch diesen sachlich wertvollen Beitrag vertieft sich das Novalisproblem. Die Frage nach der Beziehung zwischen Berufsleben und Dichtertum, biographisch oder geistig gestellt, wird relevant. Novalis selbst notiert: „Berufstreue — symbolisches Zeichen unsrer Religiosität, d. i. unsres Wesens?"

Die Verläßlichkeit im Alltäglichen, die ihn auszeichnet, bezeugt sich in der Redlichkeit seines Philosophierens. Dies ist letztlich die These, auf die Benno von Wiese seine Anschauungen über „Novalis und die romantischen Konvertiten“ gründet. Wiese spricht, etwas überspitzt, von einer „Zweideutigkeit“ in Novalis' Wesen, Zweideutigkeit in dem Sinne, daß bei ihm ein echtes mystisches Erlebnis — das des Todes — in eine Bildungssituation fällt, er also gezwungen ist, es in romantischen Begriffen zu explizieren. Man muß dem entgegenhalten, daß Novalis sogar mittels der anschauungslosen mathematischen Begriffe sich zulänglich auszulegen verstand. Beipflichten wird man dagegen dem Verf., wenn er die geschichtliche Wirksamkeit der Novalisschen Religiosität aus seiner Erlebnistiefe herleitet; denn die romantischen Konvertiten Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, selbst ohne religiöses Zentrum, vollziehen ihren Übertritt zum Katholizismus unter dem Einfluß der Persönlichkeit des Novalis, obwohl seine Anschauungen eine ihrem eigenen Denksystem entsprechende Funktion erhalten. Ein Verdienst Wieses, daß er die in der Literatur geläufige Ansicht zerstört, als ob die katholischen Tendenzen des Novalis das Streben nach konfessioneller Bindung bedeuteten, zielte er doch vielmehr in seiner geschichtsphilosophischen Konstruktion auf eine magische, Protestantismus und Katholizismus in sich fassende Religion. Ebenso zutreffend ist seine Bewertung der romantischen Konvertiten. Friedrich Schlegel darf man die innere Konsequenz seines Lebens zugestehen, da sich seine Konversion aus dem Zusammenbruch seiner romantischen Gedankenwelt ergibt, während der vielfach überschätzte Adam Müller so sehr Bildungsmensch und geistreicher Dialektiker ist, daß er rein intellektuell die antiprotestantische Geschichtsauslegung Hardenbergs in den Dienst der politischen Restauration stellt und aus diesen Motiven übertritt. Zacharias Werner endlich flüchtet aus einem von erotischen Spannungen und mystischen Sehnsüchten verzerrten Leben in die Kirche. Da sein ästhetischer Katholizismus sich nicht zureichend im Kunstwerk erfüllt, bleibt sein Übertritt privates Schicksal, seine Anknüpfung an Novalissche Ideen ohne letzte Berechtigung. — Der Aufsatz von Wiese bietet eine Fülle kluger und neuer Perspektiven, aber seine zum Teil von der modernen Soziologie geleiteten Gedanken entbehren gelegentlich (nicht nur aus Raummangel) der überzeugenden Bestätigung im geschichtlichen Material.

Eine interpretativ fortschreitende, die Novalisforschung erheblich bereichernde Studie ist der Beitrag von Käte Hamburger „Novalis und die Mathematik“. Das magische Denken — davon geht die Verf. im Anschluß an Cassirer aus — enthält eine „bildende Bearbeitung“ des Seins; es erfordert eine „Synthesis“ des

Verstandes. Erinnert man sich, daß Kant die Möglichkeit synthetischer Urteile a priori in der Mathematik (vermittels der reinen Anschauung) behauptet, so erhellt daraus, 1. daß der kritische Idealismus in einen magischen Idealismus umschlagen kann, 2. daß die Mathematik in dieser Weltdeutung eine hervorragende Stelle einnimmt. Mathematik ist dann die Realisierung der synthetischen Kraft des Verstandes, das „Element des Magiers". Am überzeugendsten stellt sich diese Kraft in der Setzung von Beziehungen dar, die aus sich heraus neue Größen erzeugen (Reihe) oder in der gesetzmäßigen Abhängigkeit variabler Größen voneinander, in der Funktion. In subtilen Untersuchungen werden die sich hieraus ergebenden Probleme bewältigt, die Bedeutung der Infinitesimalrechnung für Novalis, des Unendlichkeits-, Kontinuitäts- und Systembegriffs. Die Verf. entdeckt Beziehungen zwischen seinen mathematischen Gedanken und den die Mathematik begründenden logischen Sätzen der Marburger Schule, in seinen Anschauungen über Raum und Zeit sogar Anklänge an die Relativitätstheorie. Wenn die moderne Mathematik für Novalis Beweis des die Realität kontinuierlich aus sich erzeugenden Denkvermögens wird, so bildet er Leibnizsche und Kantsche Gedanken fort; die auf diese Philosophen fußende Interpretation besteht also zu Recht. Anders muß die Frage beantwortet werden, woher ihm der Anstoß zu dieser Fortbildung kommt. Hierbei wird man ausdrücklich auf seine Fichtelektüre hinweisen müssen, ohne die Bedeutung Fichtes für die Romantik, wie es oft geschieht, zu hoch anzuschlagen. Die erwähnte Arbeit von Samuel zeigte Novalis in seiner Doppelexistenz als Dichter und exakten Wissenschaftler; wie diese beiden Sphären sich in seiner Philosophie berühren, ist von Käte Hamburger in ganz ausgezeichneter Weise an dem Beispiel der Mathematik dargetan. Novalis verliert den Schimmer des sich in philosophischen Phantasien ergehenden Poeten: er kann jetzt fordern, daß man seine Gedanken wortwörtlich interpretiert.

„Weltbild und innere Form der Klassik und Romantik im ‚Wilhelm Meister' und ‚Heinrich von Ofterdingen' ", dieses Thema ist Gegenstand der Göttinger Antrittsrede von Kurt May, die gleichfalls im Rahmen der Romantik-Forschungen veröffentlicht wird. Die feinsinnige, wenn auch nicht immer neuartige Analyse der beiden Romane ist nicht so sehr als Beitrag zur Goethe- und Novalisforschung gedacht, sondern der Verf. beabsichtigt mit der Gegenüberstellung zweier repräsentativer klassischer und romantischer Werke, von denen noch dazu der „Ofterdingen" als Gegenstück zu Goethes Roman konzipiert ist, einen Angriff gegen die Stiltypologie Fritz Strichs. Fraglich, ob ein solcher Angriff 1928 (dem Entstehungsjahr des Aufsatzes) noch sinnvoll war. Ebensowenig wie die Vorstöße der empirischen Wissenschaft gegen Speng-

17*

ler widerlegen können, daß seine Ideen als Hypothesen auch die Sachforschung befruchtet haben, läßt sich dies bei Strich bestreiten, aber eben nur, wenn man seine Stilbegriffe als Hypothesen auffaßt, was er selbst schon nicht immer getan hat. Wölfflin, der Urheber der „kunstgeschichtlichen Grundbegriffe", ließ sie nie seine Einzeluntersuchungen endgültig bestimmen, er bewahrte sich den freien Blick für die empirische Mannigfaltigkeit; Strich begann bereits, die Begriffe „klassisch" und „romantisch" zu „konstitutiven Ideen" (im Sinne Kants) zu hypostasieren, die ihm nachfolgenden Literarhistoriker subsummierten dann alle geschichtlichen Erscheinungen unter sie und bekundeten damit ihre eigene Unfruchtbarkeit. Die Geisteswissenschaft hat von sich aus das Fördernde in Strichs Gedanken anerkannt, ohne ihnen zu verfallen. Daher ist Mays Stoß gegen die Stiltypologie nicht mehr aktuell. Inzwischen ist das Problem der literarhistorischen Periodisierung in ein weiteres Stadium getreten. Richard Alewyn hat im Mittelalter Naturalismus, im Barock realistische Elemente nachgewiesen. Erst wenn die Forschung auf diesem Wege weiter fortgeschritten ist, wird man erneut diese Frage zur Diskussion stellen müssen.

Neben Novalis stehen die romantischen Freunde, die Brüder Schlegel, Tieck und Schleiermacher.

Josef Körner, der als Schlegelkenner einen Namen hat, veröffentlicht Teile der 1803 gehaltenen Vorlesungen über „Enzyklopädie der Wissenschaften" von A. W. Schlegel, und zwar die Charakteristiken der griechischen und lateinischen Sprache. Sie sind für die romantische Geschichts- und Kulturphilosophie von Belang und berühren sich vielfach mit den von Friedrich Schlegel in seinem Aufsatz „Caesar und Alexander" ausgeführten Gedanken.

Tieck ist in den Romantik-Forschungen ein Beitrag Hermann Gumbels „Ludwig Tiecks dichterischer Weg" gewidmet. Der Verf. versucht, den Dichter einmal unabhängig von den Zeitströmungen zu betrachten, die Entfaltung seines „inneren Gesetzes" in seinem künstlerischen Werdegang von der Aufklärung zum Realismus darzustellen. Die beachtliche Arbeit kann eine gerechtere Würdigung Tiecks (etwa gegenüber Gundolfs Auffassung) anbahnen.

Einen ausdrücklichen Hinweis verdient Betty Heimanns Studie „Die Freundschaft in Schleiermachers Leben und Lehre", die aus ihrem Nachlaß herausgegeben ist. Schleiermacher ist darin Novalis verwandt, daß er sein persönliches Leben philosophisch versteht. Der Keim seiner Gemeinschafts- und Staatsphilosophie ist die Freundschaft. Freund kann ihm sein, wer vermöge seiner individuellen Eigentümlichkeit die Idee der Menschheit in ihrem Werden in sich spiegelt. In der Freundschaft erweitert sich der

einzelne zur Menschheit, aber er erfährt auch rückläufig die Wirkung der Menschheit auf sich in der Kräftigung seiner Individualität. Schleiermacher begreift die sozialen Verbände, Familie, Kirche, Staat einerseits als erweiterte Freundschaftszellen, andererseits als Gestalten der zur Individualisierung strebenden Menschheitsidee. Daß er auch die kirchenbildende Kraft der Freundschaft hervorhebt, erklärt sich leicht, wenn man auf seine Herkunft aus pietistischen Kreisen sieht. Wäre der Verf. die (ungedruckte) Heidelberger Dissertation von Salomon „Die Freundschaft im 18. Jahrh." bekannt gewesen, dann hätte sie ihre Behauptung, daß der Pietismus die geistige Voraussetzung dieser Gemeinschaftsphilosophie ist, auch historisch erhärten können. Ihre mehr philosophisch-systematischen als geistesgeschichtlichen Darlegungen geben durch ihre klare Begrifflichkeit einen tiefen Einblick in die engen Beziehungen zwischen Lebensgefühl und objektivierter Philosophie.

In dem die „Romantik-Forschungen" abschließenden Beitrag handelt Andreas Müller von der „Auseinandersetzung der Romantik mit den Ideen der Revolution"; er übergreift das ganze Gebiet der Romantik. Meinecke, Kluckhohn, Schmitt, Stern und andere Forscher haben hier bereits so Wesentliches geleistet, die Grundlinien, in denen sich die Beurteilung der französischen Revolution in Deutschland abzeichnet, sind schon so deutlich ausgezogen, daß diese Untersuchung das Bild nur im einzelnen verändern kann. Müller grenzt in einer durch ausgebreitete Literatur- und Materialkenntnis fundierten Arbeit die drei entscheidenden Perioden ab. Die deutsche Aufklärung und die in ihrer Frühzeit ihr noch verpflichteten Romantiker beurteilen die historische Krisis positiv. Unter dem Einfluß Burkes ändert sich die Situation: der organische Staatsgedanke und das Streben nach geschichtlicher Einordnung der Revolution befördern eine konservative Gesinnung, die schließlich im Stadium der Restauration herrschend wird. Der Ständestaat oder gar der Primat der Kirche vor dem Staat (unter dem Einfluß de Maistres und Bonalds) wird jetzt gefordert; man kommt zu einer völligen Verurteilung der Ereignisse von 1789. Der Verf. verfolgt die hier nur schematisch bezeichnete Entwicklung bis in ihre letzten Verästelungen. In dieser gründlichen Arbeit ist das Thema erschöpft.

Der einzige in dem besprochenen Sammelbande nicht vertretene Frühromantiker erhält eine eindringliche Darstellung in dem jüngst erschienenen Werk von Otto Mann „Der junge Friedrich Schlegel. Eine Analyse von Existenz und Werk" (Berlin, Junker & Dünnhaupt 1932). Nach der heute überholten Monographie von Enders ist wohl eine Fülle von Einzeluntersuchungen, aber keine das ganze Schlegelproblem umfassende Arbeit erschienen. Einzeluntersuchungen können aber gerade bei Schlegel nicht befriedigen,

da seine Stellung zu Sonderfragen erst im Ganzen seiner Lebensproblematik sinnvoll wird. Mit einigem Recht geht daher der Verf. auf diese Vorarbeiten nicht ein, sondern stützt sich ausschließlich auf die eigene Forschung. Der Untertitel des Buches „Eine Analyse von Existenz und Werk" deutet Manns Beziehung zur Existenzphilosophie von Heidegger und Jaspers an. Es ist ihm nicht darum zu tun, eine psychologische Charakteristik Schlegels und eine literarhistorische Würdigung seines Schaffens zu liefern: Psychologie ist ihm nur Mittel, um Schlegels Ringen um sich selbst zu vergegenwärtigen und die Bewegung seines ruhelosen Denkens zu artikulieren, literarwissenschaftliche Ausführungen sollen die Wurzeln seiner geistigen Problematik in der deutschen Geistesgeschichte freilegen und seine Stellung innerhalb der Situation der Romantik bezeichnen.

Die Existenzanalyse setzt ein mit dem Hinweis auf den Seelenzustand des frühen Schlegel, auf seine Zerrissenheit und Leere, die ihn an den Rand des Selbstmords bringt. Er sucht einen Halt in der zeitgenössischen Philosophie, verzweifelt daran und wendet sich der Antike zu, weil hier, wie er glaubt, ein harmonisches Dasein einmal verwirklicht war. An seinem Studium der Antike erwacht das geschichtsphilosophische Verständnis seiner selbst und seiner Zeit. Er begreift sein Schicksal als Zeitschicksal, die Selbstkritik und Selbstanalyse erweitert sich zu einer Kritik und Analyse der Moderne überhaupt. Nachdem er so den Boden vorbereitet hat, wird er — in Kommunikation mit seinen Jenenser Freunden — zum Schöpfer des frühromantischen Bildungsideals, das er esoterisch in den Fragmenten umschreibt. Die letzten Schriften vor seiner Konversion, besonders die „Lucinde", sind der Versuch, dies Lebens- und Bildungsideal positiv in Dichtung und Philosophie auszusprechen.

Mann stellt Schlegel nur bis zu seinem Übertritt zum Katholizismus dar; denn mit diesem Schritt tritt er aus der existenziellen Unruhe, die sein Denken bewegte, in die Geborgenheit einer objektiven Institution. Die existenzphilosophische Erhellung von Ich und Werk ist hier am Ziel. Wegen dieses philosophischen Ansatzes, wegen der daraus sich ergebenden Klarheit der Gesamtauffassung und wegen der sachlichen Diktion sei auf dies hervorragende Werk hingewiesen, das eine Spitzenleistung moderner Geisteswissenschaft ist. Diesem Urteil gegenüber fällt nicht so sehr ins Gewicht, daß es gelegentlich an einer Überfülle von Zitaten und etwas überspitzten Formulierungen leidet.

Verdienstlich, wenn auch nicht auf der Höhe der bisher besprochenen Romantikbücher stehend, ist die Arbeit von Irmgard Tanneberger „Die Frauen der Romantik und das soziale Problem" (Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissen-

schaft, hrsg. v. Eugen Wolff. Bd. 4. Oldenburg 1928). Die Verf. hebt zwei Fragen heraus. Wieweit vertreten die romantischen Frauen den Typus der geistig selbständigen und zugleich ihrer weiblichen Aufgabe bewußten Frau, und wie verhalten sie sich zu den unteren Schichten? Caroline Schlegel, Henriette Herz und Rahel Lewin weisen durch die eigene Gestaltung ihres Lebens auf die Emanzipationsbestrebungen des ausgehenden 19. Jahrh. voraus, am programmatischsten Rahel, welche die unabhängige soziale Stellung der Frau fordert und sogar zu mutterrechtlichen Anschauungen kommt. Dorothea Schlegel wagt nur einmal — bei ihrer Ehescheidung — den Bruch mit der bürgerlichen Konvention, bekennt sich jedoch später unter dem Einfluß Friedrich Schlegels zu durchaus konservativen und kirchlichen Anschauungen, und Bettina von Arnim ist durch freie Erziehung und vielseitigen Umgang diesen Kämpfen enthoben. Ergiebiger sind die Ergebnisse, welche die Verf. über das soziale Gefühl der romantischen Frau zutage fördert. Weil sie selbst unter der Deklassierung ihrer Rasse leiden, bekunden die drei Jüdinnen Dorothea, Henriette und Rahel die lebhafteste Teilnahme für die unteren Volksschichten. Henriette und Rahel beschränken sich untheoretisch auf karitative Hilfe, erst Bettina tritt auch publizistisch für sie ein. Für die Analyse der Spätschriften Bettinas („Dies Buch gehört dem König" und „Gespräche mit Dämonen") darf man der Verf. dankbar sein, weil sie bisher viel zu wenig beachtet wurden. Mit Recht betont sie, daß Bettinas Anschauungen wohl sozial, nicht aber sozialistisch sind, so sehr kommen ihre Gedanken aus dem fraulichen Mitgefühl. Die Schrift stellt einen sachkundigen Beitrag zur Geschichte der Frauenbewegung, des sozialen Denkens und der Romantik dar; sie zeichnet sich durch teilnehmende Schilderung der romantischen Frauencharaktere und kluge Gedankenführung aus.

Der Versuch von Martin Ninck, in seinem Buch „Hölderlin-Eichendorff. Vom Wesen des Klassischen und Romantischen" (Heidelberg, Niels Kampmann 1928) den Gegensatz dieser Stilarten zu charakterisieren, scheitert an mangelnder wissenschaftlicher Exaktheit, die nur schlecht durch eine gehobene Sprache verdeckt wird.

Die Dissertation „Eichendorffs dramatische Satiren in Zusammenhang mit dem geistigen und kulturellen Leben ihrer Zeit" (Hermaea Bd. 28, Halle, Max Niemeyer 1931) von Ilse Heyer behandelt ein begrenztes Gebiet mit außerordentlicher Sachkenntnis. Als ästhetische Gebilde gehen uns diese Satiren heute weniger an als etwa Tiecks Literaturkomödien; denn die romantische Ironie ist stereotyp geworden, weil Eichendorff die Welt nicht mehr mit der Freiheit des spielenden Geistes, sondern von einem dogmatisch fixierten Standpunkt aus betrachtet. Sie haben lediglich kultur-

geschichtliche Bedeutung. Die Verf. zeigt nun in sorgfältiger Interpretation die politischen, kulturhistorischen und literarischen Anlässe dieser Satiren auf und gibt damit eine an Einzelzügen reiche Darstellung der Biedermeierzeit. Zugleich stellt sie die beherrschenden Ideen in Eichendorffs Weltbild heraus: Konservatismus und Katholizismus. Die politische Satire richtet sich gegen den Liberalismus und die mit ihm sympathisierende Philosophie, die kulturhistorische gegen das schwunglose Philistertum dieser Jahrzehnte, die literarische gegen die nach Eichendorffs Meinung vom Protestantismus genährte Aufklärung und Klassik. An zwei Punkten möchte man eine Erweiterung dieser Arbeit wünschen. Das Bild hätte sich vervollständigt, wenn die Abhängigkeit Eichendorffs von der frühromantischen Geschichtsphilosophie (Friedrich Schlegel, Novalis, Adam Müller) hervorgehoben wäre; seine Verurteilung der Reformation und Aufklärung hat hier ihre Wurzeln. Ferner wäre in den Kreis der romantischen Satire noch Grabbe einzubeziehen. Der „Philosoph" und der „Regent" aus „Krieg den Philistern", Figuren, durch die Hegel karikiert wird, sind in Parallele zu stellen mit Grabbes Hegelparodie im „Hannibal" (König Prusias). Die Analyse der Satirenliteratur ergibt also mittelbar eine Charakteristik des Zeitalters. Ilse Heyer hat zu diesem Thema einen wesentlichen Beitrag geliefert.

In den weiteren Kreis der Romantik gehört E. M. Arndt. Die Anschauungen über ihn waren lange Zeit durch die materialhaltige (nur bis 1815 reichende) Biographie von Müsebeck bestimmt. H. Laag eröffnet aufs neue die Diskussion in einer Untersuchung, betitelt „Die religiöse Entwicklung Ernst Moritz Arndts" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1926). Laag vermeidet es — im Gegensatz zu manchen älteren Arndtbiographen—, ihn schlechthin zum kirchengläubigen Lutheraner zu stempeln, obwohl dem Verf. der orthodoxe Glaube als Maßstab für Arndts Religiosität dient. Er zeichnet seine religiöse Entwicklung vom Rousseauschen Aufklärertum über einen klassisch-idealistischen Pantheismus zum lutherischen Christusglauben, der dann in den letzten Jahrzehnten seines Lebens durch eine außerkirchliche spiritualistische Religiosität abgelöst wird. Laag gelingt es, durch sein theologisches Wissen, Arndts religiösen Werdegang klarer zu sehen als seine Vorgänger und manche Irrtümer der Forschung zu berichtigen. Das Arndtproblem ist jedoch in diesem Buche noch keineswegs gelöst, vielmehr sieht man die Notwendigkeit, es in einen weiteren geistesgeschichtlichen Rahmen zu stellen, eine Forderung, die Laag nicht genügend erfüllt. Wo er geistesgeschichtliche Perspektiven andeutet, bleibt er leicht im Allgemeinen. Die Bemerkung etwa, daß Arndt „auch aus Hegels Erstlingsschriften manches übernommen habe" (S. 23), erweckt in uns die Neugier zu wissen, was er eigent-

lich „übernommen“ hat; der einfache Hinweis auf den Pantheismus befriedigt sie nicht. Der weitere Gedanke: „Auch der Philosoph Böhme gab häufiger mit seinen mystisch-pantheistischen Spekulationen den Arndtschen Gedanken noch ein eigenartiges Gepräge“ (S. 24) ist ebensowenig aufschlußreich. Man darf diese Stellen auch anführen, um den Verf. als Vertreter einer längst überholten Einflußtheorie zu kennzeichnen. Die innere Gesetzlichkeit der Arndtschen Entwicklung, die doch das Primäre ist, tritt infolgedessen nicht genügend hervor. Inzwischen ist die Arndtforschung durch das ausgezeichnete Buch von Ruth „Arndt und die Geschichte“ (München, R. Oldenbourg) bereichert. Ruth benutzt verschiedentlich Laags Ergebnisse und beweist damit, daß dies Buch bei manchen Mängeln einen unleugbaren Fortschritt der Forschung bedeutet.

Über die Nachwirkung der deutschen Romantik im Ausland liegen uns zwei Schriften vor.

Es ist ein allgemein geistesgeschichtliches Problem, das Bernhard Payr zu seiner Studie „Théophile Gautier und E. T. A. Hoffmann“, ein Beitrag zur Geistesgeschichte der europäischen Romantik (Romanische Studien Bd. 33. Berlin, Dr. E. Ebering, 1932) angeregt hat: die Rezeption einer nordisch-romantischen Kunst durch einen Südfranzosen. Die starke Befruchtung von Gautiers literarischen Werken durch Hoffmannsche Motive ist bekannt. Die Verarbeitung dieser Motive durch eine zeitlich und rassisch von Hoffmann getrennte Dichterpersönlichkeit ist darzustellen. Payr bewahrheitet in exakten Einzeluntersuchungen seine These, daß Gautier alle Motive Hoffmanns, welche als Chiffren sein Verhältnis zum Übersinnlichen ausdrücken, dieses Sinns entkleidet und sie in einer diesseitigen Kunstwelt verwertet. So gleiten die in das Alltagsleben gebannten Hoffmannschen Gestalten im Traum in eine überempirische Welt hinüber, die ihre Sehnsucht erfüllt; Wachsein und Traum verfließen ineinander. Der französische Dichter macht aus dem metaphysischen ein psychologisches Motiv, indem er seinen Helden in einer Art Bewußtseinsspaltung ein Doppelleben führen läßt, das dieser mit völliger Klarheit trennt. Durch diese Scheidung ist die Wurzel des Traums, das gleichsam metaphysische Bedürfnis des Menschen nach dem Anderssein, abgeschnitten. Strich hat, an Goethes Begriff der Weltliteratur anknüpfend, solche vergleichende Arbeiten über europäische Romantik gefordert. Payrs überaus durchsichtige Darstellung fügt sich in diesen Aufgabenkreis ein.

Die andere hier zu nennende Arbeit „Carlyle und die deutsche Romantik“ (Nürnberg, Lorenz Spindler 1931) hat Karl Lotter zum Verfasser. Große geistesgeschichtliche Übersichten sollte man füglich den Meistern dieser Disziplin überlassen, sonst werden

sie entweder farblos oder falsch, weil das beigebrachte Material in andere Sinnzusammenhänge gehört. Diese Kritik trifft auch Lotter. Wenn er z. B. von dem Geselligkeitsbedürfnis der Frühromantiker spricht (das sich wörtlich vielfach belegen läßt), so vergißt er, daß dies „Symphilosophieren" aus absoluter Einsamkeit entspringt, daß also Carlyles Überzeugung, „Schweigen sei von der Ewigkeit", gerade in diesem Kreis verstanden und anerkannt wäre. Man folgt jedoch dem Verf. gern, wo er in den engeren Bereich seiner Untersuchung vorstößt. In dem Hauptkapitel legt er die Beziehung zwischen dem magischen Idealismus des Novalis, der Symbolanschauung Goethes und der „Kleiderphilosophie" (im „Sartor Resartus") dar: daß alles Endliche Symbol des Unendlichen sei. An diesem Punkte berührt sich Carlyle am innigsten mit der deutschen Romantik, selbst wenn man seine Bewunderung für Jean Paul und die formale Nachahmung dieses Dichters berücksichtigt. Hinzuweisen wäre noch (was der Verf. fast versäumt) auf die durch die Volkszugehörigkeit Carlyles bedingte Auffassung der deutschen Dichtung. So fesselt ihn an Jean Paul dessen Menschenkenntnis und die Formlosigkeit seiner Romane, beides Elemente, die Jean Paul durch das Studium der englischen Romane, besonders Sternes, sich angeeignet hat. Im Gegensatz zu dem oben angeführten Buche Payrs handelt es sich daher bei dieser thematisch ähnlichen Arbeit nicht um den Vergleich nationaler Kunststrukturen, sondern nur um die Wirkung des romantischen Gedankenguts auf einen geistig bedeutenden Vertreter des Auslands. In diesem Rahmen wird der Verf. seiner Aufgabe gerecht.

Als letztes Buch über Romantik sei das weitschichtige Werk von Eva Fiesel, „Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik" (Tübingen, J. C. B. Mohr, Paul Siebeck 1927) genannt. Diese bedeutendste der aus der Nachfolge Fritz Strichs hervorgegangenen Arbeiten sucht seine Thesen in einem reichen Material zu verifizieren. Die Gefahr einer vorgängigen Fixierung des Endergebnisses ist bei einer empirischen Untersuchung offenbar; man kann sich nicht von dem Forscher zu neuen Zielen führen lassen, sondern trifft immer wieder auf bekannte Grundanschauungen, die nur erweitert und durch ausgiebige Zitate belegt werden. Außerdem ist wohl gerade bei systematischen Arbeiten über die Romantik besondere Vorsicht notwendig. Denn selbst wenn man zugibt, daß es eine romantische Weltanschauung gibt, welche die Ansichten ihrer einzelnen Vertreter übergreift, so ist es bedenklich, Sätze über „die" Frühromantik schlechthin durch Hinweise auf Aussprüche der verschiedensten Geister, die sich oft fast assoziativ einstellen, zu beweisen. Scheinbar gleiche Äußerungen haben eben in verschiedenen Denkzusammenhängen verschiedene Funktionen. Man wird stutzig, wenn man erfährt, daß die Frühromantiker, einzelne

Nuancen eingerechnet, alle fast dasselbe sagen, die Rechnung also zu glatt aufgeht. Nicht in dieser Schärfe läßt sich der Vorwurf gegen die besonnene, auch in der Sprachwissenschaft bekannte Forscherin erheben, aber er trifft ihren methodischen Ansatz, den Versuch nämlich, Stilkategorien empirisch zu begründen und diese Induktion systematisch durchzuführen. Die Vereinigung von monographischen Analysen und systematischen Übersichten hätte dem Gegenstand mehr entsprochen.

Die Strichschen Stilbegriffe sind allgemein genug, um der Verf. noch vielfach Raum zu selbständigen und wichtigen Ergebnissen zu lassen. Ein Novum in der Romantikforschung, daß hier die Sprachphilosophie der frühen und späten Romantik voneinander abgegrenzt wird. Für die Frühromantik ist Sprache Schöpfung des Geistes, doch erstarrt in der empirischen Sprachform; sie wird erst wieder „Sprache der Sprachen", indem sie sich in Musik auflöst. Die romantische Esoterik und das Problem der Mitteilung, das Friedrich Schlegel bewegte, versteht sich aus dieser Sprachanschauung. Die innere Sprache soll äußere werden; um diesen Punkt kristallisiert sich die frühromantische Sprachphilosophie. In der jüngeren Romantik wird die Sprache diesseitig, eigentliche Realität der Welt, die sich in ihr offenbart. Dem entspricht die historische Wendung dieser Generation. Der Ursprung der Sprache wird nicht mehr als zeitloses, sondern als geschichtliches Geschehen begriffen, das Interesse an den empirischen Sprachsystemen erwacht. Von hier aus ist es nur ein Schritt, daß sich von dem in der ganzen Romantik bewahrten religiösen Fundament eine nur diesseitige, nur empirische und unphilosophische Philologie absondert, die dann später unter den Einfluß der Naturwissenschaft gerät; die Sprachphilosophie der Romantik wird vergessen. Die Verf. verfolgt mit ihrem Buch offenbar die Absicht, die moderne Sprachwissenschaft auf ihre philosophischen Grundlagen zurückzuweisen. Ihr Werk bleibt — das sei zusammenfassend gesagt — bei manchen Einwänden, die sich auf ihre geisteswissenschaftliche Grundhaltung beziehen, durch die auf hohem Niveau sich bewegenden Ausführungen eine wichtige Erscheinung der Romantikliteratur.

Die Literaturgeschichte der Nachromantik ist wenig ergiebig, weil viele ihrer Vertreter die e i n e substanzielle Weltanschauung der Romantik nur noch in einzelnen zusammenhanglosen Elementen fortschleppen, ihre Zuordnung zu durchgehenden geistigen Strömungen daher nicht immer möglich ist. Die moderne Forschung hat in dem Stilbegriff des „Biedermeier" einen neuen Sinnbegriff gefunden, der sich besonders für die österreichische Dichtung als fruchtbar erwies. Für viele Erscheinungen der deutschen Geisteswelt bleibt er dagegen unzulänglich, so daß man sich mit der Fest-

stellung romantischen Epigonentums begnügen muß. Die Wissenschaft beschränkt sich vorerst darauf, in monographischen Arbeiten Zusammenhänge zu erhellen oder von anderen Problemen her (stammeskundliche Literaturgeschichte, Märchen- und Sagenforschung) an sie heranzutreten.

Eine Arbeit wie die von Elisabeth Ehrlich „Das französische Element in der Lyrik Chamissos" (Germ. Studien, Heft 118. Berlin, Dr. E. Ebering 1932) muß mit anderen Maßstäben gemessen werden als die Bücher über Romantik, die einen gehaltvolleren und bekannteren Stoff behandeln. Anziehend ist bei Chamisso das biographische Problem: das Hineinwachsen eines gebürtigen Franzosen in die deutsche Geistigkeit. Die Verf. greift dies Problem von drei Seiten her an. Sie zeigt in Chamissos Lyrik die Auswirkung des französischen Sprachgeistes, der französischen Literatur und Mentalität. Besonders seine Abhängigkeit von Béranger und Victor Hugo wird ausführlich untersucht. Die klar formulierten Fragen, welche die Verf. sich gestellt hat, werden einwandfrei und erschöpfend beantwortet.

Die stammeskundliche Literaturgeschichte vertritt auf dem Gebiet der Nachromantik Harald Maschek mit seiner Abhandlung „Uhland als Schwabe" (Prager deutsche Studien, Heft 44, Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1930). Die Grenzen seiner Darstellung sind am leichtesten erkennbar, wenn man sie vom Gesamtproblem aus betrachtet, das neuerdings in dem Buche von Heinz Otto Burger „Schwabentum in der Geistesgeschichte" (J. G. Cotta, Stuttgart-Berlin 1933) gestellt ist. Von ihm gehen wir darum aus.

Bei den wertvollen Ergebnissen, die Sauer und Nadler auf dem Gebiet der stammeskundlichen Literaturgeschichte erzielt haben, ist doch zu erinnern, daß die methodischen Voraussetzungen dieser Forschung noch keineswegs geklärt sind. Nicht als ob eine grundsätzliche Feststellung der Beziehung zwischen Blut und Geist — naturgemäß das Hauptproblem — möglich wäre: es genügt, daß der Forscher sich bewußt ist, hier an eine Grenze zu stoßen, über die er nur tastend vordringen darf, will er nicht Gefahr laufen, komplizierte geistige Vorgänge aus einem dunklen Urgrund zu deuten. Bei dem Verhältnis von Stammesseele und Geistigkeit handelt es sich um eine Hypothese, die ihre Berechtigung verliert, sobald sie festes Ordnungsprinzip wird.

Burger bewahrt bei seinen überraschend positiven Ergebnissen die methodische Besonnenheit. Er will evident machen, daß es ein Schwabentum in der Geistesgeschichte gibt, er weist auf anthropologische Erklärungsmöglichkeiten hin, aber er vergißt nicht, daß sie hypothetisch sind. Der Verf. begreift die psychologischen Eigentümlichkeiten des Schwaben als Ausdruck weltanschaulicher Hal-

tung. Der Schwabe bezeugt in alltäglichen Redewendungen, daß er einen ausgeprägten Sinn für die Relativität der Standpunkte hat; er entscheidet sich nicht für das eine oder das andere, sondern er sucht die Vereinigung der Gegensätze, die Ganzheit. Er kann aber auch mit einem eigensinnigen „Weder-noch" die gegensätzlichen Aussagen ablehnen, weil er sich der Erscheinungshaftigkeit des Endlichen bewußt ist; hinter aller Dinglichkeit will er dann die absolute Einsheit, die Wesenheit, ergreifen. Ganzheit und Einsheit sind also die Leitideen des schwäbischen Geistes. Sie setzen sich in der Geistesgeschichte mit dualistischen Weltbildern auseinander. Der schwäbische Geist vertritt den Aristotelismus gegen den Augustinismus (Albertus Magnus), die neuplatonische Mystik gegen das Luthertum (Sebastian Franck), den metaphysischen Idealismus gegen den Kantianismus (Schiller, Schelling, Hegel). Das Ganzheitsmotiv herrscht im frühen und hohen Mittelalter vor, das Einsheitsmotiv im späten Mittelalter und der Reformation, das Gleichgewicht dieser Motive stellt sich in der Neuzeit her.

Der Verf. zieht die Linie der schwäbischen Geistesgeschichte auf Schelling und Hegel zu; denn in Hegels Begriff der „Versöhnung" tritt das Ganzheits-, in Schellings Identitätsgedanken das Einsheitsmotiv am reinsten zutage. In dem Hegelschen „Sowohl-als-auch" endlich stellt sich der schwäbische Geist gegen das nordische „Entweder-oder" Kierkegaards. Durch eine konstruktive Idee können die geschichtlichen Tatsachen vergewaltigt werden, aber Burger breitet ein so umfassendes philosophisches, kunsthistorisches und literarisches Material aus, daß die Spannung zwischen Konstruktion und Empirie fast verschwindet.

Die schon erwähnte Arbeit von Maschek über „Uhland als Schwabe" ist eine Einzelstudie zu der Burgerschen Frage. Der Verf. hat sich mit Hingabe in die schwäbische Dichtung versenkt, aber es fehlt ihm als Deutschböhmen eine lebendige Anschauung vom Schwabentum. In seiner Arbeit ist er ganz auf literarische Zeugnisse über den schwäbischen Charakter angewiesen. Im Gegensatz zu Burger, der die schwäbische Geistigkeit zu erfassen sucht, bleibt Maschek bei Feststellungen psychologischer Züge stehen. Seine monographische Arbeit, in die nur vergleichsweise andere schwäbische Dichter einbezogen werden, ist zu begrenzt, als daß sie Aufschlüsse über die Stammesgeistigkeit geben könnte — dazu gehört die Betrachtung großer Entwicklungsepochen —, aber das vorliegende Material hätte ausgereicht, um aus ihm ein einigermaßen geschlossenes Bild des Stammescharakters zu gewinnen, während der Verf. sich mit der Aufzählung psychologischer Merkmale begnügt. Was seine Ausführungen über Uhlands Dichtung und seine Stellung in der Zeit betrifft, so findet sich darin manche

feine Bemerkung, doch kommt Maschek im ganzen nicht zu größeren selbständigen Ergebnissen.

Die andere uns vorliegende Arbeit über Uhland, „Uhlands Volksliedersammlung" von Adolf Thoma (Tübinger germanistische Arbeiten, hrsg. v. H. Schneider, Bd. 10. Stuttgart, W. Kohlhammer 1929) behandelt gleichfalls eine Sonderfrage, das Volksliedproblem. Der Verf. will die Möglichkeit einer neuen Ausgabe von Uhlands Volksliedsammlung untersuchen und sieht sich daher veranlaßt, die textkritischen Grundsätze herauszuarbeiten, nach denen Uhland seine Vorlagen gestaltete. Er stellt fest, daß Uhland nach zwei sich oft widerstreitenden textkritischen Prinzipien verfährt. Einmal begreift er das Volkslied als das „Lied im Volkston", das elementare Gefühlszustände ausdrückt, aber er begreift es auch als das „volkstümliche Lied", d. h. das im Volksmunde lebendige Lied. Nach dem ersten Kriterium sieht er sich berechtigt, die ursprüngliche „Frische des Ausdrucks" seiner Vorlagen wiederherzustellen; dem widerspricht jedoch die Anerkennung des Zersingungsprozesses als der eigentlichen Arbeit des Volkes an der Liedgestaltung. Seine Forschung leidet an dem Zwiespalt zwischen dem stilistischen und historischen Begriff des Volkslieds. Die Arbeit ist ein interessanter Beitrag zu dem philosophischen Problem der Textkritik. Heidegger hat dargelegt, daß selbst bei einer „objektiven" Textinterpolation der „Vorgriff" des Forschers bestimmend bleibt. Eine über die philologische Untersuchung Thomas hinausgehende Arbeit hätte aufzuzeigen, welches die geistesgeschichtlichen und biographischen Voraussetzungen dieses in der Textkritik erscheinenden Dualismus sind.

Das Buch von Kurt Schmidt, „Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen seit der Urhandschrift nebst einem kritischen Texte der in die Drucke übergegangenen Stücke" (Hermaea Bd. 30, Halle 1932) hat ein ähnliches Ziel wie die Thomasche Arbeit. Schmidt verfolgt die Fassungen der Grimmschen Märchen durch alle Handschriften und gedruckten Ausgaben und stellt in einem außerordentlich sorgfältigen Apparat den Text der Urmärchen fest. Auf diesem Wege trägt er die (nicht immer eindeutigen) Äußerungen der Brüder Grimm über ihre Märchentheorie zusammen und geht ausführlich auf die Stilform ein, welche die Märchen durch die unterschiedliche Redaktion Jakobs und Wilhelms empfangen haben Die bedeutende philologische Leistung des Verf. ist anzuerkennen, doch hat er von einer geistesgeschichtlichen und stilmonographischen Auswertung seiner Ergebnisse abgesehen. Der Aufsatz von Simon „Über Sprache, Stil- und Persönlichkeit Jakob Grimms" (Dt. Vierteljahrsschr. f. Literaturw. u. Geistesgeschichte Jg. 1929) wäre dazu heranzuziehen.

Die Sagenforschung ist durch die Dissertation von Hedwig Jacke „Die rheinische Sage von den feindlichen Brüdern in ihrer von der Romantik beeinflußten Entwicklung“ (Beitr. z. rhein. u. westf. Volkskunde, Heft 7, Wuppertal-Elberfeld 1932) vertreten. Die Verf. unterscheidet die Volkssage, die wenig beachtet in ursprünglicher Gestalt weiterlebte, von der Kunstsage, die durch Bearbeitungen zu einer übersteigerten und mit fremden Motiven durchsetzten romantischen Novelle wurde. Wir sehen den Hauptwert dieser zuverlässigen und materialreichen Studie darin, daß sie ein Beitrag zur Erforschung der rheinischen Pseudoromantik ist. Durch eine Reihe solcher Einzeluntersuchungen wird man zu einer sachlichen Kritik an dieser weniger literarisch als kulturgeschichtlich wichtigen Erscheinung gelangen.

Magdeburg. Paul Requadt.

DER JUNGE DILTHEY

Der Wissenschaft ist es stets willkommen, wenn man bei denen, die ihr Gebäude wesentlich mit rüsten halfen, über das Werk hinaus, das sie uns hinterließen, in die Lebensführung selbst blicken kann. Doppelt willkommen ist es aber, wenn dieser Blick in die Jugend des Gelehrten erfolgen kann, weil eben gerade der Ansatz der Lebensarbeit und das Ringen um den endgültigen Weg auch für die zu bewältigenden Probleme wertvoll sind. Man ist in letzter Zeit nicht nur für Gelehrte, sondern auch für hervorragende Männer schlechthin mit großer Vorliebe dem Lebensabschnitt der Jugend nachgegangen (vgl. die einschlägigen Untersuchungen über Luther, Goethe, Pestalozzi, Savigny, Ranke, Bismarck u. a.). Für den Mann, dem die Geisteswissenschaften zu tiefstem Danke verpflichtet sind und der für die Geschichte nicht nur beispielhafte Studien geliefert, sondern auch ihre Methode in Hinsicht auf die Deutung geschichtlicher Phänomene außerordentlich befruchtet hat, für Wilhelm Dilthey liegt jetzt aufschlußreiches Material aus der Jugendzeit vor.[1])

Die treffliche, mit unterstützenden Anmerkungen versehene Ausgabe von Briefen W. Diltheys an die Eltern, den Bruder Carl und andere Verwandte, von Briefen an H. Usener, B. Erdmannsdörffer, W. Scherer und H. v. Treitschke und von Briefen des Bruders und Treitschkes an ihn, vermehrt um Tagebuchauszüge aus der Zeit von 1852—1865 ist eine recht weit verwertbare Quellensammlung. Man schaut in die angestammte Familie des angehenden Gelehrten (der Anhang gibt dazu gute Hilfen) und ist Zeuge inniger Besorgtheit und tiefgefühlter Dankbarkeit in diesem Kreise. Mehr aber interessiert im Hinblick auf die spätere Entwicklung des Gelehrten das Hineinwachsen in die Probleme, das Überwinden äußerer Schwierigkeiten, die Gewinnung der Freundschaften mit den genannten Männern, das Diskutieren über Zeitereignisse und Zeitgenossen, das Ringen um erste Leistungen. Die Zeit von 1850—1870 war noch fern dem später mehr in die Breite als in die Tiefe wachsenden Wissenschaftsbetrieb, der Gelehrte galt noch mehr in seinem stillen, engen Kreis, der die geistige Leistung des einzelnen noch nicht durch ein Übermaß beruflicher Aufgaben erdrückte. Alles dies kann man aus den Dokumenten recht trefflich ablesen, und man versteht, wie solch einer verinnerlicht gelebten Jugendzeit eine spätere adäquate Lebenshaltung entsprach, ein Leben, dessen Tage erst ablaufen mußten, ehe es ins Große rücken konnte.

Das Buch ist ein unentbehrlicher Unterbau und eine nicht zu missende ,,Einleitung" zu Wilhelm Diltheys ,,Gesammelten Schriften", die bei B. G. Teubner bis jetzt in acht Bänden — ein neunter, ,,Pädagogik", wird Anfang 1934 erscheinen — vorliegen. Darüber hinaus wird es Freunden der Feinheit vergangener Lebensführung, die in jeder Gegenwart Sinn und Wert hat, willkommen sein.

H. Sch.

---

1) Der junge Dilthey. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern 1852—1870. Zusammengestellt von Clara Misch geb. Dilthey. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1933. V, 317 S. RM 5.60; geb. RM 6.80.

WELTGESCHICHTE

VON WALTER GOETZ

Die Geschichte des Menschengeschlechts zu ergründen, ist die höchste Aufgabe der historischen Wissenschaft. Zuerst als christliche Weltgeschichte erfaßt, seit der Aufklärung als Geschichte der gesamten Menschheit gefordert, gleichviel ob christlich oder nichtchristlich, frei von christlicher Teleologie, seit Leopold Ranke von neuem, aber mit dem streng wissenschaftlichen Untergrund, als Ziel aller wahren Erkenntnis der Geschichte proklamiert, von Lamprecht und dem Kreis seiner engeren und ferneren Anhänger wiederum in den Mittelpunkt der historischen Arbeit gestellt — so kehrt in den letzten zweihundert Jahren der weltgeschichtliche Gedanke immer wieder als die große Forderung zurück. Ranke hat das Ziel umrissen, als er an seinen Freund Heinrich Ritter schrieb: „Überhaupt befestigt sich in mir immer mehr die Meinung, daß zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden kann als die Universalgeschichte. Alle unsere Studien streben nur dahin, diese hervorzubringen. In seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefaßt wird" (Zur eigenen Lebensgeschichte S. 270). Man könnte diese Worte so deuten, als ob der Überblick über die gesamte Menschheitsgeschichte erst den rechten Standpunkt für die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten usw. gebe. Und es ist richtig, daß alles Einzelne des geschichtlichen Verlaufs in solchem universalen Zusammenhang erst seinen richtigen Platz und sein Maß erhält. Aber Rankes Wort bedeutet doch wohl viel mehr. Denn das bloße zeitliche Nacheinander und Nebeneinander der geschichtlichen Ereignisse und der Ideen würde der Einzelerscheinung nur äußerlich den Platz im Gesamtgeschehen anweisen. Ob Ranke es selber verwirklicht hat oder nicht — für ihn bedeutete die Universalgeschichte die Einheit alles Geschehens, den unauflösbaren Zusammenhang aller vom Menschen gestalteten Geschichte, die Entwicklung der Kultur. Seine Weltgeschichte widerspricht dem nur scheinbar, denn man weiß, daß sich Ranke niemals über das Gebiet des von ihm selber Erforschten hinausbegab. Gerhard Masur hat diese Frage schon 1926 in seiner Schrift über „Rankes Begriff der Weltgeschichte" gründlichst erforscht und dabei gezeigt, warum Rankes Weltgeschichte auf Europa beschränkt blieb. Nicht Ranke ist

daran schuld, daß später Volks- und Weltgeschichten zu politischen Ausschnitten aus der Weltgeschichte ohne jeden Kulturbegriff geworden sind; daß für Ranke die Geschichte eine Kontinuität der Kultur war, hat Masur einwandfrei bewiesen.

Was Ranke am Schluß der „Großen Mächte" sagt (Werke Bd. 24, S. 93), sollte jeder Historiker ständig vor Augen haben: „Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blick wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen, oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte." Man kann die Ziele und die Grenzen der historischen Arbeit nicht großartiger bestimmen, als es hier von Ranke geschehen ist; die rein politisch geschichtlichen Volks- und Weltgeschichten sollten damit für immer gerichtet sein. Ranke setzte in seiner weltgeschichtlichen Auffassung sowohl die christliche wie die der Aufklärung in einer höheren Zusammenfassung fort — was ihn von beiden trennte, war die Voraussetzung einer wirklichen Erforschung der Geschichte. Eben daraus ergaben sich die Grenzen: was nicht erforscht war, entbehrte der Haltbarkeit, des wissenschaftlichen Bürgerrechts. Ranke konnte nicht Universalgeschichte treiben wie Voltaire oder Herder — ehe nicht der feste Boden geschaffen war, blieb alles Universale ein Spiel der Phantasie. Wie die Geschichtsphilosophie der Zeit, wie die Liebhabereien der Romantik, so mußte Ranke auch die das noch Unerforschte bereits in ein universalhistorisches System zwingende Anschauung des 18. Jahrh. ablehnen. Trotzdem war er mit der Aufklärung durch das universalhistorische Prinzip seiner ganzen Geschichtsauffassung verbunden. Die Epigonen Rankes haben das zum größeren Teil nicht erkannt; für sie wurde die von Ranke geforderte Erforschung alles Einzelnen das Ziel, und sie setzten die Grenzen der historischen Forschung da, wo sie Ranke scheinbar gesetzt hatte. Außer Rankes eigner Weltgeschichte hat die zweite Hälfte des 19. Jahrh. in Deutschland keine Weltgeschichte von Rang hervorgebracht.

Aber mit dem neuen Jahrhundert steigt plötzlich eine Flut von Weltgeschichten auf. Zwar war Theodor Lindners neunbändige Weltgeschichte (1901—1921) mit einer Geschichtsphilosophie verbunden, aber sie ging keine besonderen Wege, begann mit der Völkerwanderung und beschränkte sich auf das Abendland und die von ihm abhängigen Gebiete. Erst nachträglich wurde ihr ein Band über Vorgeschichte und Altertum hinzugefügt. Trotz Betonung der „Entwicklung" ist Lindners Werk doch gerade ein Verzicht auf Entwicklung der Weltgeschichte; nur die abendländische Geschichte ist unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung gegeben; alles andere steht zusammenhangslos nebeneinander. Mit neuen Gesichtspunkten wollte Helmolt die Weltgeschichte meistern; er übernahm Gedanken Lamprechts und Ratzels und gab dem neunbändigen Werk das Ziel einer Weltgeschichte „nach ethno-geographischen Gesichtspunkten" (erschienen 1899—1907). Es war ein berechtigter Versuch, über Ranke hinauszustreben und nicht nur volle Universalgeschichte zu geben, sondern auch die auf den Grenzgebieten der Geschichte breit herangewachsenen Forschungsergebnisse zu verwerten. Aber die gereizte Stimmung jener Zeit des „geschichtswissenschaftlichen Streites" verführte zu Übertreibungen des an sich berechtigten Neuen — aus dem geographischen Einschlag wurde ein geographisches Einteilungsprinzip der Weltgeschichte. Die Geschichte wurde also nach den Gesichtspunkten einer anderen Wissenschaft orientiert. Das zeigte schon der erste Band: er begann nach allgemeinen Ausführungen über Grundbegriffe, über die Menschheit als Lebenserscheinung auf der Erde und über Vorgeschichte mit der Behandlung Amerikas und der „geschichtlichen Bedeutung des Stillen Ozeans". Es war eine geschichtlich angelegte Völkerkunde, mit Verzicht auf jeden weltgeschichtlichen Zusammenhang; sowohl Amerika wie der Stille Ozean wurden bis zum Ausgang des 19. Jahrh. vorgeführt, also außerhalb jeder universalhistorischen Betrachtung. Der Ärger an der — gewiß mit Unrecht — vorherrschenden Geschichtsauffassung ging aber noch weiter; die immer in den Vordergrund gestellten großen Zeiten der Menschheitsgeschichte wurden strafweise zurückgedrängt; die griechische Geschichte mußte sich mit knapp 40 Seiten begnügen, beinahe mit demselben Raum, den Ozeanien erhalten hatte; das perikleische Zeitalter mußte sich mit gut vier Seiten abfinden lassen. So schön gerade der knappe Aufsatz Rudolf v. Scalas über die griechische Geschichte ist, so stark zeigte er doch die Unharmonie des ganzen Werkes: hier war mechanisch aneinandergereiht, was man auf geographischer Grundlage äußerlich nebeneinander stellen konnte — ging doch der griechischen Geschichte ein Abschnitt „Nordafrika" voraus, in dem das Schicksal der nordafrikanischen Küste (aber ohne Ägypten!) von

der ältesten Besiedlung bis zur französischen Kolonisation des 19. Jahrh. dargestellt wurde. Vor diesem Abschnitt „Nordafrika" aber stand „Die Entstehung des Christentums" und davor die Geschichte der Völker des vorderen Orients — die Geschichte des Mittelmeergebiets wurde rein geographisch von Osten nach Westen aufgerollt; es wurden infolgedessen die Reiche der Diadochen des Orients behandelt, ehe man noch von Alexander d. Gr. etwas hörte, denn dieser fand seinen Platz erst in dem Abschnitt über Griechenland. Zu dem verfehlten Grundprinzip dieser Weltgeschichte gesellte sich eine starke Ungleichmäßigkeit der Mitarbeiter — neben hervorragenden Kräften standen Männer mit bescheidensten wissenschaftlichen Namen, so daß das Niveau des Gesamtwerkes ein völlig ungleichmäßiges war. Dem Lamprechtschen Entwicklungsgedanken war keinerlei Rechnung getragen — die Weltgeschichte war völlig auseinandergerissen, und Lamprechts Gunst konnte ihr eigentlich nur um deswillen gehören, weil sie antirankisch war. Solange es nichts anderes gab, war Helmolts Weltgeschichte als Nachschlagewerk für Südamerika, Ozeanien, Tunis usw. gewiß brauchbar; jetzt ist sie auf der ganzen Linie überholt.

Mit dem letzten Band von Helmolt traf der erste Band einer neuen Weltgeschichte zusammen, die im Auftrag des Ullstein-Verlags Pflugk-Harttung in 6 starken Bänden herausgab (1907—1910). Ein Untertitel zeigte das Ziel: „Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben". Aber zeigte dieser Untertitel nicht auch deutlich die Unklarheit des Herausgebers über sein Unternehmen: die Kultur wird neben Geistesleben, Gesellschaft und Staat gestellt, so daß man auf den Glauben verfallen könnte, mit dem Wort Kultur sei hier allein die technische Kultur gemeint. Daß Pflugk-Harttung nicht der Mann für die geistige Organisation einer Weltgeschichte sein konnte, war denen, die über ihn Bescheid wußten, wohl klar — er kannte die Welt der päpstlichen Urkunden, aber nicht die Welt der Geschichte. Auch sein Mitarbeiterstab war von erheblicher Ungleichheit, wenn auch hier die deutsche historische Wissenschaft schon stärker an ein solches Gemeinschaftsunternehmen heranrückte. Zwei Gesichtspunkte geben dieser Weltgeschichte ihren Platz in der Entwicklung: es war ein durchlaufender Faden universalgeschichtlicher Entwicklung gesucht, und das Geschehen war in seiner ganzen Breite wiedergegeben (Kulturgeschichte!). Freilich fehlte dabei die leitende und ordnende Hand — was der Verlag offenbar wollte, fand bei dem Herausgeber keine ausreichende Unterstützung — er hat an keiner Stelle dieser Weltgeschichte, weder in einem Vorwort noch in einem Schlußwort bekannt gegeben, was er eigentlich wollte. Er überließ es offenbar seinen zum Teil ausgezeichneten Mitarbeitern, die kulturgeschicht-

lichen Wünsche des Verlags zu erfüllen. Die von P. Herre 1925 gegebenen Nachtragsbände über die neueste Zeit gleiten vollkommen in das politisch-geschichtliche Fahrwasser — nur die Wirtschaft kommt daneben noch zu bescheidener Geltung.

In den Jahren, als Helmolt seine Weltgeschichte zu Ende führte und Pflugk-Harttung seine Mitarbeiter gewähren ließ, faßte Karl Lamprecht eine Weltgeschichte als letzte Gestaltung seiner Geschichtsauffassung ins Auge. Nachdem er Amerika gesehen, wollte er noch Ostasien kennenlernen — dann sollte aus der Fülle des Gesehenen und Erarbeiteten eine Geschichte der Menschheit entstehen. Sie hätte noch weit stärker als seine „Deutsche Geschichte" den gesetzmäßigen Verlauf aller Völkergeschichten betont und wohl mehr Geschichtsphilosophie als wirkliche Geschichte geboten. Die Überfülle der Reflexionen über Geschichte, die in den letzten Bänden der „Deutschen Geschichte" geboten wird und das Tatsächliche nahezu verschleiert, hätte einer Weltgeschichte wohl nicht zum Vorteil gedient, aber doch vielleicht grundsätzlich notwendigen Anschauungen den Weg bahnen helfen. Denn eben dies bleibt doch die große Frage unserer Wissenschaft: ist die Geschichte der Menschheit eine Einheit oder fällt sie in Teile auseinander, die jeder Zusammenfassung widerstreben? Die zweite Möglichkeit anzunehmen bedeutet ein sehr bequemes Sichhinwegsetzen über die tiefsten Fragen der Geschichte; die erste zu bejahen eröffnet ein unendliches Feld neuer Aufgaben. Der Kulturhistoriker muß sich für die Einheit der Weltgeschichte entscheiden, denn der Glaube an die Aufgabe des Historikers, die Entwicklung der menschlichen Kultur in allen ihren Teilen, bei allen Völkern der Erde, im Ablauf von Jahrtausenden festzustellen, schließt den Glauben an die Einheit der Menschheitsgeschichte ein. Das Individuelle aller Geschichte behält sein Recht, wenn man darüber das Gemeinsame der Entwicklung zur Erkenntnis bringt.

Die kleine „Geschichte der Menschheit" von Paul Rohrbach (1914, bei Langewiesche) gibt in einer fest umrissenen Skizze wieder, was im großen noch erarbeitet werden muß. Rohrbach hat den Beweis für eine Zusammenordnung erbracht, ohne daß er eine gesetzmäßige Weltgeschichte konstruiert hat — es ist die Fortsetzung der Rankeschen Gedankenwelt mit den Mitteln einer erweiterten Forschung. Hier waltet die Vorsicht Rankes gegenüber allen Gesetzen oder gar naturwissenschaftlichen Methoden, aber doch zugleich der Sinn für das im großen Gleichmäßige, das sich aus der inneren Gesetzmäßigkeit der Kulturentwicklung ergibt. Es bleibt dabei Raum genug für die Individualitäten der Völker und ihrer besonderen Kulturen, und man wird gerade in diesem Individuellen den Reiz der Geschichte und den Reichtum der Entwicklung sehen. Trotzdem geht der Weg des Menschengeschlechts

überall von der Herde zur Gesellschaft, zum Staate, zum Rechtsstaat, zum Kulturstaat, vom Stein und Aste zum Werkzeug, zur Maschine, zur allseitigsten Technik, von der primitivsten Wiedergabe des Menschen (oder auch der Tiere) zur Beobachtung der Wirklichkeit und schließlich zur Erfassung des ganzen Menscheninhalts im Bildnis — wo immer man einsetzt, sind gleiche Ausgangspunkte, verwandte Ziele und Gestaltungsversuche, die auf gleiche Notwendigkeiten des geistigen Lebens hinweisen. Im Suchen zu irren ist auch hier für den Historiker besser als im unbeweglichen Glauben zu verharren. Ähnliches hatte wohl Graf York v. Wartenburg schon 1900 in seiner „Weltgeschichte in Umrissen" versucht (30. Aufl. 1931!), aber sein Überblick ist nur orientalisch-abendländische Geschichte, von den Ägyptern bis zur Gegenwart. Die Charakteristik, die einst die Historische Zeitschrift von diesem Buche gab: ein nobler Dilettantismus, darf wohl als ein endgültiges Urteil hier wiederholt werden.

Die von Kurt Breysig 1907 „im Namen Herders" begonnene „Geschichte der Menschheit" steht im Zeichen solches Suchens. Aber sie ist über den ersten Teil des ersten Bandes, der den „Völkern ewiger Urzeit", zunächst den amerikanischen, gilt, nicht hinausgekommen. Begreiflicherweise — denn wie viele Bände muß eine Menschheitsgeschichte umfassen, die schon bei den geschichtslosen Völkern auf mehrere Bände zielt? Aber Breysig hat nicht nur in der Einleitung zu diesem ersten Bande sein historisches System entwickelt, sondern in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" praktisch betätigt, was ihm vorschwebt — freilich auch hier in den beiden allein vorliegenden Bänden wiederum im Anlauf stecken bleibend, da der erste Band den „Aufgaben und Maßstäben", der zweite Band dem Altertum und Mittelalter „als Vorstufen der Neuzeit" gilt. Man sieht daraus, daß in jenem Stadium der Forschung ein jeder im Stoff ertrank, der zugleich eine neue geschichtsphilosophische Grundlegung und eine umfassende weltgeschichtliche Darstellung geben wollte. Aber Breysig hat ein volles Recht, die europäisch orientierte Richtung der Weltgeschichte zu bekämpfen und die Gesamtheit des geschichtlichen Lebens bis zu „den Grenzen der Menschheit selbst" als Aufgabe einer Weltgeschichte zu fordern. Doch stieß er dabei sofort auf alle jene noch unerforschten Gebiete, die über bloße Tatsachen-Weltgeschichten hinausführen; der Zeitpunkt für eine Weltgeschichte, wie Breysig sie plante, war vor 30 Jahren noch nicht gekommen, und auch heute ist er offenbar noch nicht da — sonst würde Breysig sie wohl weitergeführt haben. Freilich darf man auch Bedenken äußern, ob die Völker ewiger Urzeit in einer Weltgeschichte mehrere Bände beanspruchen dürfen — sie gehören besser in eine Völkerkunde, während sich die Weltgeschichte mit einem kurzen

Überblick begnügen kann. Die Aufgabe einer Weltgeschichte wird unlösbar, wenn man alles Dasein der Menschheit darin beschreiben will; die Geschichte der Entwicklung der Kultur muß zusammendrängen, was nur in bescheidenstem Maße Entwicklung ist. Auch Breysigs Hinneigung zum Typischen in der Geschichte scheint mir dem heutigen Stand der Forschung nicht zu entsprechen; Kulturgeschichte „als Geschichte der Ichbildung" ist nur denkbar, wenn uns die Entwicklung des Ichs bei den einzelnen Kulturvölkern vorliegt. Wer aber vermöchte heute über die Bildung des Ichs bei den Chinesen, Japanern, Indern, Ägyptern, selbst bei den europäischen Völkern irgendetwas Gesichertes zu sagen? Hier, und auf allen ähnlichen Gebieten der geistigen Entwicklung, muß die Einzelforschung überhaupt erst einsetzen, ehe der Weltgeschichtler zusammenfassend arbeiten kann. Es war schon ein Irrtum Lamprechts, daß er über diese gewiß noch zu lösenden, aber doch schwierigsten Fragen der Menschheitsgeschichte grundsätzliche Entscheidungen fällen wollte. Es war ein Teil der Größe Rankes, daß er die Grenzen des Möglichen erkannte. Er schob sie selber weit hinaus in früher unbekannte Gebiete, aber er rührte nicht an das noch Unerforschte, und er stellte sich nicht Aufgaben, die ihn nach kurzer Zeit an die Schranken seines Wissens führen mußten. Mir scheint, daß alle Weltgeschichtsschreibung der Gegenwart und nächsten Zukunft unter solchen Gesichtspunkten betrachtet werden muß: sie darf sich nicht unmögliche Aufgaben stellen, sondern muß Vorarbeiten der Einzelforschung abwarten, und diese Vorarbeiten müssen von denen angeregt werden, die sich über die Ziele einer künftigen Weltgeschichtsschreibung klar sind.

Das Bedürfnis nach weltgeschichtlicher Orientierung besteht — sonst würden nicht immer neue Versuche unternommen. Daß uns dabei Frankreich und andere Länder voraus sind, liegt an der Einstellung der Historiker — während bei uns eine ängstliche Scheu bestand und teilweise noch besteht, sich auf Sammelwerke und auf Weltgeschichte einzulassen, haben in Frankreich und England gerade die besten Historiker sich zusammengetan, um Werke von hohem Rang zu schaffen. Die von Lavisse und Rambaud herausgegebene „Histoire générale" beginnt zwar auch erst mit der Völkerwanderung (in 12 Bänden, 1893—1900, [3]1925), aber Cavaignacs „Histoire du monde" (Paris 1922ff.) ist eine bis 1931 auf 20 Bände gediehene, katholisch beeinflußte Weltgeschichte, in der das Außereuropäische mit besonderer Liebe behandelt wird — gilt doch ein voller Band der indischen Geschichte bis 300 vor Chr., ein zweiter der indischen Geschichte vom 7.—16. Jahrh., ein anderer China (von Maspero) bis 200 vor Chr., ein dritter Amerika bis zur Entdeckung durch Columbus. A. Fliche hat die Chrétienté médiévale (395—1254) behandelt. Bd. 13ff. sollen die moderne europäische

Kultur darstellen, behandelt aber in drei Abteilungen auf fast 500 Seiten nur die Sciences exactes, La Chimie und La Biologie — übrigens alles recht mangelhaft, ohne jeden Zusammenhang mit dem Gesamtleben, und bei der Biologie werden von L. Ambard deutsche Forscher offenbar grundsätzlich verschwiegen. Wie aber soll bei solcher Stoffverteilung auf 13 Bände ein Gleichmaß entstehen? Band 12, ein Doppelband, schildert die europäische politische Entwicklung, einschließlich der Innenpolitik der einzelnen Länder, von 1871—1900; daß dabei dem Verfasser des 2. Halbbands, dem Straßburger Historiker Vermeil (Professor für die Civilisation allemande contemporaine), in bezug auf Deutschland einige sehr erhebliche Irrtümer begegnet sind und daß er in der Vorrede (S. XXIII) Deutschland die Schuld am Weltkrieg zuschreibt, wirkt freilich nicht vertrauenerweckend; der Gesamtüberblick ist aber geschickt gemacht, was trotz allem anerkannt sei.

Louis Halphen und Philippe Sagnac haben eine Weltgeschichte „Peuples et Civilisations, Histoire générale en 20 volumes" begonnen (Paris, Felix Alcan, seit 1926) an deren einzelnen Teilen außer den Herausgebern u. a. Renaudet, Hauser, Handelsman (Warschau), Lefebure, Pingaud, Eisenmann, Renouvin, Pirenne (Gent) beteiligt sind. Das Werk ist noch nicht vollendet. Der Nachdruck liegt auf der neueren und neuesten Geschichte, der (von der Renaissance an) 13 Bände gewidmet sind; davon 8 der Zeit von 1789 bis zur Gegenwart. Die drei ersten Bände gelten den Völkern des vorderen Orients. Die außereuropäischen Erdteile sind nach dem Grundsatz der Gleichzeitigkeit der abendländischen Geschichte eingefügt. Auch hier also eine Weltgeschichte ohne Welt und ohne Gleichmaß. In Band 5 sind die Völkerwanderung, der Islam, die fränkische und deutsche Reichsgründung unter der Überschrift Les Barbares, dès grandes invasions aux conquêtes turques du XIe siècle behandelt. Die Verfasser haben zumeist nach Berücksichtigung aller Lebensgebiete gestrebt; nicht auf die einzelnen Verfasser, sondern auf das von den Herausgebern aufgestellte Prinzip der Gleichzeitigkeit fällt es, wenn in den Band über die Renaissance und Reformation im 3. Buch („Les mondes nouveaux, la nouvelle Europe et la Contreréforme, 1542 jusqu'à 1559") ein erster Abschnitt lautet: „Les civilisations asiatiques: L'Inde et les Mongols, la Chine sous les Ming, le Japon" und dann sofort weitergefahren wird mit „L'anarchie allemande et la retraite de Charles-Quint". Die Zusammenstellung der Mingdynastie usw. mit Karl V. zeigt, daß es sich um sehr grobe und völlig äußerliche Gleichstellungen handelt. Auch in Bd. 4 ist eine solche Gleichzeitigkeit versucht: mitten in die Schilderung der römischen Kaiserzeit von Augustus bis zum Untergang des Reiches sind bei jedem Jahrhundert ganz kurze Abschnitte „Le monde non romain:

Afrique, Perse, Inde, Chine, Les barbares" eingesprengt, und dann folgt sofort wieder die Hauptsache: die Fortsetzung der römischen Kaisergeschichte. Gelegentlich heißt es auch bei diesem Synchronismus: von der Geschichte der Maya im 1. Jahrh. n. Chr. wissen wir nichts. Das ist nicht Gleichzeitigkeit, sondern Schematismus, ja höchste Unordnung, die nur dadurch etwas gemildert wird, daß sie in der Mehrzahl der Bände gar nicht durchgeführt ist. Daß der von E. Albertini verfaßte 4. Band im übrigen von Ernst Stein eine recht günstige Würdigung gefunden hat (Hist. Zeitschr. 144, S. 122f.), sei ausdrücklich bemerkt. Auch in Band VII: La fin du moyen-âge ist die Anordnung eine sachgemäße: ein Überblick über das politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, geistige und religiöse Leben geht voraus, Abschnitte über Wirtschaft, Religion, Theologie und Kunst schließen jeden der beiden Hauptabschnitte. In Band XV, dem „Éveil des Nationalités et le Mouvement libéral" (1815—1848) von G. Weill gilt ein Drittel des Ganzen dem wirtschaftlichen Leben und der geistigen Kultur. Sein Überblick über die Entwicklung der europäischen Wissenschaft in dieser Periode ist sehr geschickt und unparteiisch und mit guten Literaturangaben ausgestattet.

Eine andere französische Weltgeschichte gibt Gustave Glotz unter dem Titel „Histoire générale" heraus (Paris, 1925ff.); bis 1929 waren von der Abteilung Alte Geschichte 4 Bände erschienen, von der Abteilung Mittelalter bis 1930 zwei Bände (395—1125). Als dritte und vierte Abteilung ist eine Histoire moderne und eine Histoire contemporaine vorgesehen. Nach dem vorgelegten Plan ist außereuropäische Geschichte — vom alten Orient abgesehen — nicht beabsichtigt. Mitarbeiter sind auch hier hervorragende französische Forscher, dazu Ettore Pais, Pirenne und Ganshoff (Gent).

Von gigantischem Ausmaß ist die von der Revue de Synthèse historique (Henri Berr) geplante Weltgeschichte, „L'Évolution de l'humanité" in 100 Bänden, die alles schildern soll, was die Menschheit in ihrer Geschichte geleistet hat. Die erste Abteilung bringt Vorgeschichte und Altertum (26 Bände), die zweite Christentum und Mittelalter (25 Bände), die dritte die moderne Zeit (25 Bände), die vierte die Gegenwart (24 Bände). Dabei wird z. B. der Sprache ein voller Band gewidmet, ebenso der Erde „vor der Geschichte" und der „Erde und die menschliche Entwicklung". Ein besonderer Band gilt der ägäischen Kultur, 6 Bände der griechischen Geschichte („La formation du peuple grec", „Le génie grec dans la Religion", „L'art en Grèce", „La pensée grecque et les origines de l'Esprit scientifique", „La cité grecque", „L'Imperialisme macédonien et l'Hellénisation de l'Orient"). Man sieht aus diesen Themen die Art der Anlage und die Ausführlichkeit der Schilderung. Insofern wird diese Weltgeschichte einzigartig sein. Unter

den Mitarbeitern findet man nur Universitätsprofessoren und Museumsdirektoren und darunter einige der ersten Namen der französischen Wissenschaft, so daß das Unternehmen Ausdruck der französischen Geschichts- und Altertumswissenschaft sein wird. Bisher sind über 30 Bände erschienen, zum größten Teil in der beabsichtigten zeitlichen Folge des Gesamtunternehmens.

England besitzt in der Cambridge History (1902—1929), die in eine Abteilung für alte (7 Bände), mittelalterliche (8 Bände) und neuere Geschichte (14 Bände) gegliedert ist, ein Werk, das die englische Geschichtswissenschaft in repräsentativer Weise zeigt, freilich auch die Geschichte in immer kleinere Teile auflöst. Da Weltgeschichte von breiterem Umfang und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vorerst nur als Sammelwerk zu schreiben ist, so hat die französische und englische Geschichtswissenschaft ihre besten Kräfte vereint und dadurch Bedeutendes geschaffen.

Daß nicht alles, was von französischer oder englischer Seite kommt, der Kritik standhält, zeigen die Weltgeschichten von Richet und von Wells. Charles Richets „Allgemeine Kulturgeschichte, Versuch einer Geschichte der Menschheit" ist im ersten Jahre des Weltkriegs im Manuskript vollendet gewesen und 1918 in deutscher Übersetzung von Rudolf Berger erschienen (Leipzig, Verlag Naturwissenschaften); sie ist in dieser deutschen Ausgabe — im Sinne Richets — „den Manen von Karl Lamprecht" gewidmet. Richet, Dichter und Gelehrter, ist von dem durch die moderne Wissenschaft herbeigeführten Fortschritt so überzeugt, daß er seine vom vorderen Orient bis zur Gegenwart führende Weltgeschichte in zwei Hälften einteilt: 270 Seiten gelten der orientalisch-abendländischen Geschichte bis zur Französischen Revolution, 227 Seiten unter dem Titel „Die Herrschaft der Wissenschaft" der Zeit von 1789—1914. Hier aber fehlt nun jedes Gleichmaß, jeder Blick für Bedeutendes und Unbedeutendes — die Zeit der Französischen Revolution und Napoleons ist rein politisch-geschichtlich auf 50 Seiten geschildert, wovon noch 2 der 3. Teilung Polens gelten. Auf 3 Seiten wird dann Mathematik und Naturwissenschaft, deutsche klassische Literatur und Immanuel Kant angehängt. Es folgen 13 Seiten politische Geschichte von 1815 bis 1848, wobei nun auch der Untergang der spanischen Herrschaft in Mittel- und Südamerika einbezogen wird. 15 weitere Seiten gelten dann der Wirtschaft, der Technik, den Wissenschaften, der Literatur und der Musik von 1815—1848. Dann folgen 40 Seiten politische Geschichte von 1848—1870 und 6 Seiten über Naturwissenschaften, Literatur, Musik. Geisteswissenschaften gibt es weder in dieser, noch in der früheren Periode. Dafür werden aber im letzten Abschnitt 1870—1914 (von insgesamt 91 Seiten) der „Geschichte der modernen Friedensbewegung" 5, der modernen

Arbeiterbewegung 2, der Handels-, Finanz- und Naturwissenschaft 4, dem Automobilverkehr knapp 2, dem Luftverkehr 3 gewidmet; Literatur und Kunst von 1870—1914 müssen sich mit 1½ Seiten begnügen. Diese Angaben sollen nur zeigen, was sich als Weltgeschichte auszugeben vermag. Nimmt man nun die massenhaften Einzelirrtümer noch hinzu, so staunt man noch mehr, daß dieses Werk einer Übersetzung für wert befunden wurde — auch wenn man dabei so klassische Urteile findet wie dieses: daß Napoleon „einfach ein Scheusal war, ja vielleicht unter allen Sterblichen das denkbar größte". — Es steht mit H. G. Wells „Outline of history" nicht viel besser (1928, deutsche Übersetzung nach der 3. Aufl. Berlin 1925; eine zweite deutsche Ausgabe von Mandl 1928); auch hier hat ein geistig hochstehender Freund der Geschichte seine Ideen in „Zeitalter, Rassen und Nationen" hineingetragen, im Gegensatz zu der Geschichtsschreibung, die sich „mit Regierungszeiten, Stammbäumen und Feldzügen befaßt". Der Verfasser schildert am Schluß, „wie die Welt aussehen würde, wenn sie unter einem Gesetz und einem Recht stände". Ernst Troeltsch hat einst diese Weltgeschichte von Wells günstiger beurteilt, indem er den ethischen Gehalt und den Drang, eine bessere Welt zu gestalten, auch manche einzelne geistvolle Betrachtung in den Vordergrund stellte (Hist. Zeitschr. 126).

Sehr viel ist von skandinavischer Seite für die Weltgeschichte geleistet worden. Adolf Norstedt, Sven Tunberg und Bring haben von ihrer „Världshistorie" bis 1930 11 Bände herausgebracht, die — von einigen Lücken abgesehen — vom alten Orient bis 1815 führen; ein Band 15 bringt die asiatischen Kulturen (Stockholm 1926ff.). H. Almquists „Världshistorien" (Uppsala 1926ff.) führen bisher in 7 Bänden von der Antike bis 1848. Beide Werke sind mir unzugänglich, werden aber gerühmt.

Carl Grimbergs „Weltgeschichte" ist durch den Verlag Voigtländer in Leipzig nach der schwedischen Ausgabe (Stockholm 1928) in freier Bearbeitung auch deutsch erschienen (bisher 3 Bände Altertum: Vorderer Orient, Griechen und Römer) und mit großem Beifall aufgenommen worden. Grimberg beherrscht die wissenschaftliche Forschung, schreibt aber ohne gelehrten Ballast, vor allem für höhere Schulen, aber auch für weiteste Kreise geeignet. Eine gerechte Aufteilung des historischen Stoffes findet statt: einer Kulturgeschichte ist Politik und Wirtschaft eingefügt, aber die großen Persönlichkeiten sind trotzdem im Vordergrund geblieben.

Die amerikanische Geschichtswissenschaft ist mit Charles Ogdens „History of civilization" auf den Plan getreten. Zahlreiche amerikanische Gelehrte haben sich dazu vereint, eine Weltgeschichte in Einzeldarstellungen zu schaffen (New York 1927ff.). 5 Bände Vorgeschichte und 24 Bände über Einzelgebiete der

weiteren Geschichte sind bis 1933 erschienen. Das Unternehmen gleicht dem der Revue de Synthèse historique, wie die Themen der einzelnen Bände bezeugen: „Buddha", „The heroic age of India", „History of Mexico", „London Life in the XVIII. century", „Geld und Geldpolitik in den frühesten Zeiten", „Rasse und Geschichte", „Die Völker Asiens" usw. Über den grundsätzlichen Wert solcher Sammelwerke wird weiter unten beim „Museum der Weltgeschichte" zu sprechen sein. — Rumänien bietet mit N. Jorgas vierbändigem Werk „Essai de synthèse de l'histoire de l'humanité" eine bedeutsame geschichtsphilosophische Leistung (Paris 1926/28).

Ich kehre zu den deutschen Weltgeschichten zurück. Dietrich Schäfers „Weltgeschichte der Neuzeit" (2 Bände, 1907) hat es bis 1922 auf elf Auflagen gebracht; sie gibt in rein politischer Form die europäische Geschichte von etwa 1500 an bis zur Gegenwart. Von der Welt erfährt man dabei nur dasjenige, was notwendiger Anhang der europäischen Geschichte ist, obwohl Schäfer selber sagt (I, S. 3), daß „als Weltgeschichte nur noch gelten kann, was sich mit der Gesamtheit der Menschen beschäftigt und in ihrem Werdegang die treibenden Kräfte zu erkennen strebt". Und er meint weiter (S. 4): „Eine Weltgeschichte, die als erstes Erfordernis einen unter den Völkern der Erde bestehenden Zusammenhang voraussetzt, kann erst einsetzen mit dem Zeitpunkt, da es Menschen gab, deren Blick die gesamte Erde zu umfassen anfing; das ist vor den sog. Entdeckungen nicht der Fall gewesen." Es ist nicht recht verständlich, wie ein Historiker derartiges schreiben kann — es gibt also vor diesem Zeitpunkt keine Weltgeschichte, weil wir Europäer von damals sie noch nicht zu sehen vermochten? Damit wird die Geschichte nicht nur völlig unter den europäischen Blickpunkt gestellt, sondern die Enge des historischen Gesichtskreises zum Prinzip erhoben! Nimmt man noch hinzu, daß die „treibenden Kräfte" nur auf dem Gebiete des Staates gesehen werden, so zeigt sich eine doppelte Enge und eine vollendete Unmöglichkeit, die Weltgeschichte zu erfassen. Wie erfrischt es demgegenüber, Jakob Burckhardts „Weltgeschichtliche Betrachtungen" wieder zur Hand zu nehmen und wahrhaft weltgeschichtlichen Geist darin zu verspüren! Sie sind 1905 zuerst erschienen, und sie liegen nun — nach 4 Auflagen der Erstausgabe — in den Gesammelten Werken Burckhardts Band 7 in jener mustergültigen Form vor, die diese gesamte Ausgabe auszeichnet. Albert Oeri hat sie unverändert nach der von seinem Vater Jakob Oeri besorgten Erstausgabe herausgegeben und mit Recht auf ihre unvergängliche Bedeutung hingewiesen. Sie sind ja keine Weltgeschichte, sondern geschichtsphilosophische Betrachtungen, die aus der Beherrschung der Weltgeschichte geschöpft sind, voll von pessimistischen Weisheiten, wie es der historischen Anschauung

Burckhardts entsprach, zuletzt alles unter dem Gesichtspunkte, daß die Macht von Hause aus böse sei. Man kann sich keine tiefere Einführung in die Weltgeschichte und ihre treibenden Kräfte denken — eine Einführung in die Geschichte überhaupt wird hier geboten. In Staat, Religion und Kultur sieht Burckhardt, unter ausdrücklicher Betonung des Widersinns ihrer Trennung voneinander und ihrer Heraushebung aus dem Ganzen, die Hauptkräfte des geschichtlichen Lebens, und er bestimmt dabei die Rolle der Kultur, als den Inbegriff alles dessen, „was zur Förderung des materiellen und als Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens spontan zustandegekommen ist, aller Geselligkeit, aller Techniken, Künste, Dichtungen und Wissenschaften". Unaufhörlich wirkt diese Kultur auf Staat und Religion „modifizierend und zersetzend" ein, außer wenn sie zur Sklavin von Staat oder Religion gemacht worden ist. Die Grundfragen aller geschichtlichen Entwicklung sind hier von Burckhardt festgestellt, und er untersucht dann folgerichtig diese gegenseitigen Bedingtheiten: der Kultur durch den Staat, des Staates durch die Kultur, der Religion durch den Staat und umgekehrt, der Kultur durch die Religion usw. Es sind das bekannte Dinge, aber sie können nicht oft genug gegenüber denen wiederholt werden, die sich wie Dietrich Schäfer ein Bild von der Weltgeschichte machen, das ausschließlich aus Enge der Auffassung und aus fehlendem Sinn für das wahrhaft Weltgeschichtliche entstanden ist. Weltgeschichte ohne Geschichtsphilosophie ist unmöglich, denn sie ist nicht nur ewige Entwicklung, sondern auch Erzeugung typischer Erscheinungen, Wiederholung des menschlich Bedingten, ja Gesetzmäßigkeit unter gewissen Bedingungen, die Natur oder Kultur hervorrufen, niemals starre Wiederholung, aber auch niemals aus der Bahn einer im ganzen gleichmäßigen Entwicklung herausbrechend.

Man kann nicht behaupten, daß Burckhardts Anschauungen die nachfolgende Weltgeschichtsschreibung stark beeinflußt hätten. Die immer neuen Versuche, die Weltgeschichte zu bezwingen, haben zumeist mehr extensiven als intensiven Charakter. So ist Ludo Moritz Hartmanns „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung" (14 Bände, 1919ff.) ein von guten Autoren geschriebenes Sammelwerk, aber jeder dieser 14 Bände könnte ebensogut für sich erschienen sein als Griechische Geschichte, als Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, als Geschichte Indiens usw. — niemand würde verspüren, daß sie als eine Weltgeschichte gedacht sind. Nur eines sollte nach Absicht des Herausgebers Hartmann allen diesen Einzelzwecken gemeinsam sein: die Betonung des wirtschaftlich-sozialen Momentes und der daraus folgenden rechtlichen Institutionen, auch der „Massenerschei-

nungen". Durchgeführt ist diese Absicht des Herausgebers nur in Kasers „Späterem Mittelalter"; dort nimmt das Wirtschaftliche einen breiteren Raum ein und wird in gewisser Weise zur Grundlage der geschichtlichen Entwicklung gemacht. In den übrigen Ländern wird, vom alten Orient bis zur Französischen Revolution, der Wirtschaft nur ab und zu ein kurzer Blick zugeworfen. Daß es eine geistige Kultur gibt, vermittelt diese Weltgeschichte dem Leser überhaupt nicht. So kann man den Zweck dieses Unternehmens nicht recht einsehen; weltgeschichtliche Gesichtspunkte werden nicht berührt. Neben dem vorderasiatisch-europäischen Kulturkreis sollte eine zweite Abteilung dem ostasiatischen Kulturkreis, eine dritte dem amerikanischen gelten; von diesen beiden Abteilungen ist nur Rosthorns Geschichte Chinas erschienen. Aber alle einzelnen Bände dieser Weltgeschichte sind ohne inneren Zusammenhang.

Wollte Hartmann den wirtschaftlich-sozialen Gesichtspunkt für die Weltgeschichte fruchtbar machen, so hat Friedrich Cornelius in einem einbändigen Werk „Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus" (München, E. Reinhardt, 1925, 391 S.) das religiöse Moment in den Vordergrund gestellt. So sehr die weltumspannenden Momente der Einheit vom Historiker festzustellen sind, so wenig will es doch einleuchten, daß nur die Religion die treibende Kraft der Weltgeschichte sei. Der Systematiker drängt hier den Historiker in den Hintergrund. In einer „Weltgeschichte im Lichte des heiligen Grals" bringt W. J. Stein die Ideen Rudolf Steiners zur Geltung; der vorliegende 1. Band behandelt aber nur das 9. Jahrhundert, in dem die Gralsideen entstanden seien (Orient-Occident-Verlag, Stuttgart 1928). Alexander und Eugen Kulischer stellen in den „Kriegs- und Wanderzügen, Weltgeschichte als Völkerbewegung" (Berlin, de Gruyter, 1932) die Wanderungen der Völker als die treibende Kraft hin — also auch hier eine Geschichtsphilosophie auf enger Grundlage. Immerhin sei zugegeben, daß man die Weltgeschichte einmal von solchen Seiten betrachten kann. Etwas einseitig eingestellt ist auch Hans Delbrücks aus Vorlesungen hervorgegangene fünfbändige Weltgeschichte (Berlin, Otto Stollberg & Co., 1923—1928; Volksausgabe 1930); sie ist politisch-militärische Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit mit kurzen Ausblicken auf die übrigen Lebensgebiete. Aber man kann sich Delbrücks Darstellung ganz anvertrauen; sie ist zuverlässig und von der reifen Erfahrung eines langen Historikerlebens getragen. Alexander Cartellieris „Grundzüge der Weltgeschichte von 378—1914" (1919, [2]1921) gehen von einem bewußt abendländischen Standpunkt aus: „Die Welt ist die römisch-germanische oder abendländische, die sich im Lauf der Jahrhunderte durch islamische, slawische, amerikanische, ostasiatische erweitert,

bis endlich in unseren Tagen, seit dem Weltkrieg, von einer Weltgeschichte im engeren Sinne gesprochen werden darf." Das ist etwa der Standpunkt Dietrich Schäfers, gegen den man die Frage aufwerfen muß, wohin die Geschichte der übrigen Weltteile gehört? Die Chinesen werden kaum einverstanden sein, wenn man ihre Geschichte erst seit dem Weltkrieg in die Weltgeschichte einreiht. Cartellieris „Weltgeschichte als Machtgeschichte" (München, Oldenbourg, 1926) geht von demselben Standpunkt aus, deutet aber alle Geschichte nur vom Machttrieb aus, der „sich unter immer neuen Hüllen verberge". H. Percy Schramm hat sich mit dieser Auffassung kritisch auseinandergesetzt (Deutsche Literaturzeitung 1927, Sp. 1925ff.). Wenn der Machttrieb als wirkliche Lebenskraft, als geistige, religiöse, politische, wirtschaftliche aufgefaßt würde, könnte ich zustimmen; aber Cartellieri faßt den Machttrieb nur politisch auf und er zeigt auch nicht, woher die Macht dann kommt und wie sie sich entwickelt. Mit peinlichster Genauigkeit hat Cartellieri seine Darstellung quellenmäßig begründet; es wird kaum möglich sein, das Werk in solcher Art bis zur Neuzeit durchzuführen. Ein 2. Band ist unter dem Titel „Die Weltstellung des Deutschen Reiches 911—1047" 1932 erschienen; soweit Abendland und vorderer Orient in Frage kommen, ist das allgemeine Moment stark herausgearbeitet. Arnold Reimanns weltgeschichtliches „Geschichtswerk", von dessen 14 Bänden bisher 7 erschienen sind (München, Oldenbourg, 1923ff.), soll dem Schulunterricht dienen; es wird den Lehrern aller Stufen in seiner Wissenschaftlichkeit sehr zu statten kommen. Die griechische Geschichte ist darin von Ulrich Wilcken.

Die „Weltgeschichte in Einem Band", die J. Jastrow „seinen Kindern und Enkeln" erzählt (Berlin, Ullstein, 1932), erfordert eine grundsätzliche Stellungnahme. Für Kinder und Enkel ist sie sicher zu hoch; sie enthält ein so konzentriertes Wissen und, zumeist wenigstens, eine so sichere Kenntnis aller neuen Forschungen, daß nur der Mangel an Anmerkungen den Unterschied von einer Weltgeschichte für sehr gebildete Leser zu erkennen gibt. Aber gerade um dieses ausgebreiteten Wissens willen, das in ausgezeichneter Darstellung gegeben ist, darf man die Frage aufwerfen, ob hier nicht wiederum ein solches Übergewicht der politischen Geschichte vorwaltet, daß anderes, was der Verfasser sicherlich kennt und beherrscht, nicht zu seinem Rechte gekommen ist. Was man fast nirgends findet, wird von Jastrow ausführlich gegeben: die so entscheidungsvollen Umbildungen, die sich in Mittelasien im 2. Jahrh. v. Chr. vollziehen: die ersten großen Bewegungen der Hunnen, die Ausdehnung Chinas nach Ostturkestan, die Entwicklung des skythischen Reichs, der Zerfall der Diadochenreiche in Baktrien und Nordindien; aber man erkauft diese höchst lesenswerten Schilde-

rungen mit einer allzu knappen Darstellung des Hellenismus, mit einem Nichtberühren jenes künstlerischen hellenistischen Vorstoßes bis ins Turfangebiet, mit einer Nichterwähnung Kaiser Asokas. Das ist nur ein Beispiel. Es hat trotzdem keinen Zweck, über Einzelnes zu rechten. Das Ganze dieser Weltgeschichte lehrt, daß es sich dabei um eine bestimmte Ökonomie handelt, die der politischen Geschichte zugute kommt. Hier ist also grundsätzlich darauf verzichtet, die Tatsachenbestände aus geistigen oder auch wirtschaftlichen Voraussetzungen abzuleiten; es ist deshalb noch eine Weltgeschichte „alten Stils". Ich bedaure das, weil dieser Band von 482 Seiten um seiner sonstigen großen Vorzüge willen die weiteste Verbreitung verdienen würde. Aber für das große treibende Element der Weltgeschichte, das sich in der geistigen Entwicklung auswirkt, genügt diese Darstellung nicht. Ich gebe jedoch zu, daß mancher Fachgenosse gerade mit der Bevorzugung der Politik zufrieden sein wird.

Für weitere Kreise bestimmt ist die auf 5 Bände geplante „Illustrierte Weltgeschichte" des Gefion-Verlags (Berlin 1928ff.), deren 1. Band „Urzeit und Altertum" unter Redaktion von Edvard Lehmann in Kopenhagen und Peter Petersen in Jena herausgekommen ist. Von wem die einzelnen Teile des Bandes geschrieben worden sind, wird nicht gesagt. Die Namen der Herausgeber sollten für eine ernste Arbeit bürgen, aber man stutzt doch an manchen Stellen über seltsame Angaben (z. B. daß das Niltal „nicht über 30 Kilometer breit" sei (S. 91), daß Odoaker der Mitregent Theoderichs geworden sei und daß dieser den Rivalen habe ermorden lassen (S. 380). Dann wieder spürt man gute Kenntnis der neueren Forschungen. Der Band ist volkstümlich und sehr verständlich geschrieben, dazu sehr preiswert; die farbigen Bilder sind sehr gut, die zahlreichen schwarzen Bilder sind leider zumeist recht unscharf. Als Geschichtswerk für weitere Kreise scheint es mir empfehlenswert; ich kenne allerdings nur den 1. Band.

Höheren Anforderungen soll die auf Biographien aufgebaute Weltgeschichte „Menschen, die Geschichte machten, Viertausend Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern", herausgegeben von Peter Richard Rohden und Georg Ostrogorsky, dienen (Wien, Seidel & Sohn, 3 Bände, 1931, 2. Aufl. 1933). Die 2. Auflage, obwohl nur in 2 Bänden, nur noch von Rohden betreut, ist erweitert; den Hauptzeitaltern sind Überblicke vorausgeschickt, wie auch dem ganzen Werk ein Aufsatz „Persönlichkeit und geschichtliche Welt" von Friedrich Meinecke beigegeben ist. Die Herausgeber haben durchweg ausgezeichnete Mitarbeiter gewonnen, auch französische, englische, amerikanische, tschechische, serbische, bulgarische und ungarische haben sich daran beteiligt. Der Gedanke, die Weltgeschichte nur in Biographien erscheinen

zu lassen, ist vertretenswert. Viele werden sie in dieser Form leichter lesen als in der schwereren der zusammenhängenden Darstellung. Freilich scheiden damit alle Gebiete aus, für die wir keine Biographien schreiben können: die Vorgeschichte fehlt naturgemäß, ebenso Altamerika, aber auch Ostasien und Indien sind von den Herausgebern beiseite gelassen worden; die 183 Biographien (in Wahrheit noch einige mehr, da wiederholt zwei Persönlichkeiten zusammen behandelt sind) liegen innerhalb der Reihe Vorderer Orient bis Gegenwart. Es geht von dieser Sammlung die stärkste Anregung aus; man liest diese durchweg knapp zusammenfassenden Darstellungen mit wissenschaftlicher und ästhetischer Freude und läßt sich durch sie gern in die Vergangenheit einführen.

Nicht so geglückt erscheint mir das „Museum der Weltgeschichte", das Paul Herre herausgibt (Potsdam, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion, 1930ff.). Es soll die „staatliche, wirtschaftliche, soziale, geistige und kulturelle Entwicklung der Völker in Einzeldarstellungen" wiedergeben. Aber es sind doch lauter ganz auf sich selbst gestellte Bücher: „Geschichte der Revolutionen" (Glagau), „Die Geschichte der Jagd" (Röhrig-Eldener), „Die europäische Ausbreitung über die Erde" (Ad. Rein), „Geschichte des Adels" (Cl. v. Schwerin), „Die öffentliche Meinung in der Weltgeschichte" (Wilh. Bauer), „Krieg und Kriegführung im Wandel der Weltgeschichte" (Paul Schmitthenner), „Die geschichtliche Entwicklung der Mystik" (J. Bernhart), „Geschichte der Staatskunst und Diplomatie" (P. Herre), „Geschichte der europäischen Hochfinanz" (J. Strieder), „Weltgeschichte am Mittelmeer" (P. Herre), „Luthertum, Calvinismus und Puritanismus in ihren weltgeschichtlichen Auswirkungen" (Walther Köhler), „Geschichte der Volksbelustigungen" (W. Fraenzer), „Witz und Satire in der Weltgeschichte" (K. d'Ester) usw. — also Beiträge zum weltgeschichtlichen Dasein. Das Programm ist ganz uferlos — ein geschäftiger Herausgeber wäre imstande, tausend solcher Bände auf den Markt zu bringen. Sind doch nach dem Programm weiter in Aussicht genommen eine Geschichte der Romantik, eine Geschichte der Medizin, eine Geschichte der Abenteuer, der Kolonisation, des Seewesens, des Beamtentums, des Luxus, der Kunststile usw. usw. — es wird bei diesem Programm also nur darauf ankommen, wie lange der Verleger den Atem behält. Was bisher erschienen ist (Schmitthenner, Bauer, Rein, Schuchardt, Herre), kann sich als Einzelwerk sehen lassen, nicht zum mindesten infolge der guten Ausstattung.

Auch von katholischer Seite ist der Weltgeschichtsschreibung dauernd Rechnung getragen worden. Die 22bändige Weltgeschichte von Joh. Bapt. Weiß, Graz (1859—1898), in 6. und 7. Auflage

(von Vockenhuber bearbeitet) hat durch Richard v. Kralik eine Fortsetzung über das Jahr 1815 hinaus bis 1919 in 6 Bänden erhalten (1921—1923). Asien, Amerika, Afrika und Australien sind von dieser Weltgeschichte ausgeschlossen. Weiß hatte eine zwar schwerfällige und einseitige Darstellung gegeben, Kralik begnügt sich mit bloßer Registrierarbeit in der Art eines Geschichtskalenders. Denn es handelt sich in diesen sechs Bänden um eine rein annalistische oder vielmehr nach Tagesdaten aneinandergereihte Sammlung von Zeitungsausschnitten. Man findet wohl Material, aber dieses ist wahllos zusammengetragen. Was soll man zu „weltgeschichtlichen" Mitteilungen wie den folgenden, zum Jahre 1906, Januar sagen: „Bodes Rembrandtwerk war (!) mit dem 8. Band abgeschlossen"; „Heinrich Wölfflin charakterisierte virtuos die Kunst Dürers" (nämlich mit seinem Dürerbuch); „in Hamburg wird ein Bismarckdenkmal von Lederer enthüllt" usw.

Eine ganz andere Beachtung verdient die „Geschichte der führenden Völker", zu der sich Heinrich Finke, Hermann Junker und Gustav Schnürer zusammengetan haben und die auf 30 Bände geplant ist (Freiburg i. B., Herder & Co. 1932ff.). Die Herausgeber betonen, daß eine Weltgeschichte, die auf den vorderen Orient, das Mittelmeergebiet und das Abendland beschränkt bleibt, heute als unwissenschaftlich gilt; sie entscheiden sich dafür, alle führenden Völker in ihrem Nebeneinander darzustellen. Freilich ist dadurch eine irgendwie zusammenhängende Schilderung unmöglich gemacht; die einzelnen Völker werden aber in ihrem weltgeschichtlichen Dasein betrachtet. Es wird freilich bei solchen Längsschnitten Zusammengehöriges getrennt und Nichtzusammengehöriges vereint: nach Schilderung des mittelalterlichen Deutschlands folgt ein besonderer Band Italien; auch die Schweiz und Holland werden in einem gemeinsamen Bande behandelt. Es ist eine Aufarbeitung des gesamten Materials in nationalen Längsschnitten, die nach den bisher vorliegenden Proben auf hohem Niveau stehen: Berves „Griechische Geschichte" bis Perikles wird von den Althistorikern sehr gerühmt. Junker und der Franzose Delaporte behandeln in einem Band nacheinander „Ägypten" und die „Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker"; Gustav Schnürer schildert „Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft"; zur neueren Geschichte liegt der Band von Hugo Hantsch „Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht" vereint mit Max Braubachs „Aufstieg Brandenburg-Preußens von 1640—1815" vor. Alle diese Bände dürfen sich sehen lassen; die Mitarbeit von Nichtkatholiken zeigt zudem, daß dem Unternehmen jede Enge fernliegt. Zu Schnürer könnte man einwenden, daß er die Antike zu wenig als

konstituierendes Element der neuen germanisch-romanischen Völkergesellschaft betont. Man wird auch schwerlich behaupten können, daß der Arianismus den germanischen Stämmen einen geringeren sittlichen Halt geboten habe als der Katholizismus — arianische und katholische Germanen sind gleichmäßig stärkeren Feinden oder der römischen Überkultur zum Opfer gefallen. Ich weise damit nur auf einzelne Klippen hin, an denen man auch als guter Katholik nicht zu scheitern braucht. Übrigens sind diese Bände durch einzelne gute Bilder und Karten belebt. Auch bei diesem Sammelwerk sind zwei grundlegende Bände vorgesehen: als 1. Band eine Einführung in das Ganze unter dem Titel „Sinn der Geschichte" (der Verfasser ist noch nicht genannt), als Band 2 „Geographische Grundlagen der Geschichte" von Hugo Hassinger (bereits erschienen). Zur Vertiefung der weltgeschichtlichen Forschung wird diese auf zum Teil ausgezeichnete Mitarbeiter gestützte Sammlung sicherlich beitragen.

Zu den Büchern, die bei einer weltgeschichtlichen Übersicht genannt werden dürfen, gehört „Äskulap und Venus", eine „Kultur- und Sittengeschichte im Spiegel des Arztes" von Eugen Holländer (2. Aufl. Berlin, Propyläen-Verlag, 1927); die Vorgeschichte, das Altertum, Altchina, Altindien, Altamerika, Persien und Japan sind darin mit vielen Bilderbeigaben behandelt; die Heilkunde ist vor allem im Zusammenhang mit Religion, Philosophie und Geschlechtsleben behandelt. Lediglich der „Sexualgeschichte der Menschheit" gilt das umfangreiche Buch von Magnus Hirschfeld und Berndt Götz (Berlin 1929, Langenscheidt).

Hermann Wirths „Aufgang der Menschheit" (Jena, Eugen Diederichs 1928) sucht weltgeschichtliche Anfangsfragen zu klären; der äußere Erfolg des Buches entspricht nicht dem Inhalt, der mit sehr vereinfachenden Hypothesen arbeitet und die „atlantisch-nordische Rasse" in den Mittelpunkt der Menschheitsentwicklung stellt. Der Verfasser verbindet mit dieser Rasse eine bestimmte Gottesanschauung nordischer Art im Gegensatz zum „römisch-augustinischen Offenbarungsglauben", und wenn es ihm auch offenbar tiefster Ernst mit diesen Fragen ist, so entsteht doch sofort die unheilvolle Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und religiöser Zielsetzung. Der Verfasser glaubt darin eine Erlösung der Wissenschaft aus den Banden des Mechanismus und des zwecklosen Spezialistentums zu sehen, aber er vergißt, daß es eine Wissenschaft mit außerwissenschaftlichen Zwecken nicht gibt — auch das Religiöse kann wissenschaftlich nur religiös, nicht aber „vorgeschichtlich" begründet werden. Wirth hat starke Anregung gegeben, und sein religiöses Endziel liegt in der Linie des Strebens aller nach tieferer Erkenntnis Verlangenden. Aber wenn er für die ältesten Zeiten (von denen wir trotz Wirth so gut wie

nichts wissen) eine geläuterte Gotteserkenntnis in Anspruch nimmt und sie im Gegensatz gegen Zivilisation und Technik betrachtet, so ist das nicht Wissenschaft, sondern neuromantische Verstimmung. Dieser geläuterte Monotheismus der Primitiven soll damit zusammenhängen, daß er von einer reinen Rasse geschaffen wurde, ehe die großen Völkerwanderungen mit ihren Rassenmischungen begannen. Das ist alles eine große Konstruktion, bei der sich ein naiver Schöpfungsglaube mit Rassenphantasien der Gegenwart mischt. Von diesen Primitiven an vollzieht sich deshalb nach Wirth ein dauernder Verfall. Das Gesetz von der guten alten Zeit ist hier ins Groteske umgebildet. Aber unter der Voraussetzung, daß Gott doch eine vollkommene Menschenrasse geschaffen haben müsse, ist die Logik dieser Konstruktion freilich einleuchtend. Als Heimat der nordischen Rasse wird die Arktis angesehen, die sich einst eines milderen Klimas zu erfreuen hatte. Die Blutgruppentheorie wird als gesichert angenommen, was 1928, beim Erscheinen des Buches, eine ebenso kühne Behauptung war wie heute, wo diese Theorie stark erschüttert ist. Im einzelnen hat Wirth zahlreiche wichtige Fragen untersucht und vielleicht auch geklärt, im ganzen aber zeigt sein Werk den verhängnisvollen Zug einer von Gegenwartshoffnungen geleiteten Forschung.

Bis auf weiteres erscheinen Untersuchungen, die in das zunächst noch ungesicherte Einzelne eindringen, wertvoller als die phantasiereichen großen Würfe. Das von Maximilian Kern hervorgerufene Sammelwerk „Das Licht des Ostens" („Die Weltanschauungen des mittleren und ferneren Asiens — Indien, China, Japan — und ihr Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben, auf Kunst und Wissenschaft dieser Länder") bietet sowohl dem großen Publikum als auch dem Forscher erheblich mehr, denn hier sind gesicherte Ergebnisse dargestellt (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, o. J.). Das von Otto Fischer, Karl Florenz, Alfred Forke, W. Hauer, W. Gundert, Herm. Jacobi, J. Jolly, W. Kirfel, W. Oehler, G. Olpp, W. Schubring, R. Stübe und L. Woitsch geschriebene Buch ist reich illustriert. — Genannt sei auch Viktor Engelhardt, „Weltbürgertum und Friedensbewegung in Vergangenheit und Gegenwart", von dem der 1. Band Orient, Antike, Christliches Mittelalter umfaßt (Neuer Breslauer Verlag 1930, 199 S.); die zwei weiteren Bände sollen die Neuzeit und die Gegenwart behandeln. Es ist gewiß lehrreich, die Friedensidee als eine Menschheitsidee, die in allen Zeitaltern lebendig ist, zu untersuchen; es gibt in der Tat kein Zeitalter mit etwas höherer Kultur, in dem die Friedensbewegung nicht irgendwie aufgetaucht wäre — von den chinesischen Philosophen an bis zu Dante. Es ist ein Verdienst, die Zeugnisse dafür einmal zusammengetragen zu haben. Aber der Verfasser ist freilich kein ge-

schulter Historiker, und so muß man manchen Irrtum in Kauf nehmen — Kaiser Heinrich VII. wird zum Bruder Albrechts I. gemacht, unter dem Banner des Ghibellinentums soll sich, noch zu Dantes Zeit, in Italien gesammelt haben, „was für den staufischen Weltreichsgedanken schwärmte“, Kaiser Friedrich II. wird folgendermaßen charakterisiert: „Freigeistig, skeptisch, lebte er im Glanz und in der Pracht seines südlichen Harems“; durch die Friedensidee der Franziskaner soll „der erste Schlag gegen den Feudalismus“ geführt worden sein; die Feudalherren hätten deshalb die „Tertiarier“ bekämpft, „wo sie nur konnten“. Von den zahlreichen Friedensstiftungen der Franziskaner in den italienischen Städten weiß der Verfasser nichts. Das sind nur Proben von einigen Seiten. Die Literatur, auf die sich der Verfasser stützen zu können glaubt, ist mehr als dürftig; bei dem Kapitel „Die inneren Kämpfe der italienischen Städte“ wird als einziger Rückhalt zitiert: Engelhardt (also ein eigenes Werk), „Weltbild und Weltanschauung vom Altertum bis zur Neuzeit“; über die Landfriedensbewegung weiß der Verfasser nur deutsche Werke von 1891/92 (Huberti) und 1875 (Eggert) zu zitieren, dann den Franzosen Duval (1923); ein Aufsatz von Luise v. Winterfeld in den Hansischen Geschichtsblättern von 1927 war dem Verfasser „nicht zugänglich“. Es ist schade, daß ein an sich gutes Thema durch solche dilettantische Behandlung so schwer beeinträchtigt wird.

Es sei der Freiheit des Schaffens kein Gesetz vorgeschrieben — es kann auf verschiedenen Wegen Gutes geleistet werden. Aber man darf doch diejenigen Versuche beiseite schieben, die auf keiner brauchbaren Grundlage beruhen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß alles, was politische oder moralische Ziele, etwa im Sinne Schlossers oder Wells' usw. verfolgte, außerhalb der wissenschaftlichen Arbeit steht. Auch eine mit dem unnützesten Ballast angefüllte Annalistik, wie Kralik sie als Weltgeschichte gibt, ist selbst als Materialsammlung mehr verwirrend als helfend. Auch Weltgeschichten mit so bestimmt konfessioneller Tendenz wie z. B. Weiß können den außerchristlichen Jahrtausenden und Kulturen nicht gerecht werden — wir würden uns ja auch dagegen wehren, wenn uns die Weltgeschichte vom buddhistischen oder islamitischen Standpunkt geschildert würde. Weltgeschichte „auf geographischer Grundlage“ kann seit Helmolts Versuch wohl als endgültig gescheitert bezeichnet werden; was notwendiger Bestandteil jeder geschichtlichen Betrachtung ist, kann deshalb noch nicht zur Grundlage werden. Aber dann sind auch diejenigen Absichten als erfolglos zu bezeichnen, die die Weltgeschichte von einer räumlich begrenzten Stelle aus betrachten möchten (wie etwa „Weltgeschichte am Mittelmeer“), denn das Wesen der Weltgeschichte ist stets ein Hinausgreifen über abgegrenzte Räume.

Auch die Längsschnitte durch Einzelgebiete, wie sie das „Museum der Weltgeschichte" bieten will, können wirklich weltgeschichtliche Kenntnisse nicht vermitteln, sondern nur Spezialerkenntnisse, die natürlich an sich sehr nützlich sind; aber warum soll etwas Weltgeschichte genannt werden, was abgegrenztes Einzelgebiet ist? Oder liegt im Titel „Museum der Weltgeschichte" eine absichtliche Abgrenzung gegenüber der reinen Weltgeschichte? Wie die Weltgeschichte des Pariser Centre historique mit ihren ungezählten Bänden keine weltgeschichtlichen Zusammenhänge vermitteln wird — eben weil sie zu sehr spezialisiert —, so wird auch das Museum der Weltgeschichte nur den besonderen Gebieten zu dienen vermögen. Aber der Drang, die Weltgeschichte in irgendeinem Zusammenhang zu begreifen, bleibt immer lebendig, bei Gelehrten und bei Laien.

Da ist nun die grundsätzlich wichtige Frage, ob eine Weltgeschichte nach dem System der Gleichzeitigkeit geschrieben werden soll, wie es die Peuples et civilisations von Halphen und Sagnac tun. Die synchronistischen Geschichtstabellen erfüllen das Bedürfnis nach äußerer Gleichzeitigkeit; aber kann aus solchem Nebeneinander der Tabellen eine mit Stoff aufgefüllte Darstellung gemacht werden? Man kommt hier auf die letzten Fragen weltgeschichtlicher Arbeit. Es ist klar, daß die Weltgeschichte durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nicht als direkte Einheit zu fassen ist. Einheit ist sie zwar deshalb immer, weil sie die Geschichte des einen Menschengeschlechtes bietet, auch wenn die Schicksale der einzelnen Völker sich getrennt abgespielt haben. Vielleicht werden künftige Geschlechter diese Einheit noch besser verstehen als wir heutigen, denn angenommen, daß das Menschengeschlecht aus einer Wurzel entsprungen ist, so hat sich ursprüngliche Einheit zerlegt in getrenntes Wachsen; aber nach einigen Jahrtausenden stellt sich nun die Einheit wieder her, indem alles menschliche Dasein auf dieser Erde miteinander in Verbindung getreten ist, so daß alle Staaten, alle Wirtschaft, alle geistige Kultur sich der gegenseitigen Beeinflussung und des Lebens in einer größeren Einheit nicht mehr entziehen können. Was wir bisher Geschichte nannten — etwa nach Ranke: seit dem Auftreten schriftlicher Überlieferungen —, umfaßt rund 5 Jahrtausende; das Leben der Menschen auf der Erde umfaßt, wenn man die bescheidensten Schätzungen annimmt, Zehntausende von Jahren; was bedeuten da die 5000 Jahre unserer näheren Kenntnis? Wahrscheinlich ist für künftige Historiker die Geschichte des getrennten Völkerdaseins eine kurze Episode, was sie heute schon für jeden ist, der die so viel größeren Zeiträume der sogenannten Vorgeschichte (die doch auch nichts weiter sind als Geschichte des Menschengeschlechts!) in die Weltgeschichte mit einbezieht. Insofern ist

also die Menschheitsgeschichte eine Einheit mit zeitweiliger Unterbrechung. Aber auch die Entwicklung alles Menschendaseins ist eine Einheit — die großen Linien der Entwicklung sind im ganzen und in den Einzelgebieten die gleichen. Überall ist die Entwicklung Kampf ums Dasein, überall Entwicklung zu höherer Kultur, überall ein Streben nach Bezwingung der Naturkräfte und zur geistigen Erfassung der Welt. Der Begriff des Gesetzes ist zu eng, aber die Gesetzartigkeiten dieser ganzen Entwicklung sind unleugbar. Der Historiker hat stets die doppelte Aufgabe, das Einzigartige und das Typische zu erfassen, denn die Geschichte ist immer beides zugleich, besonders da das Individuelle sehr oft die Tendenz hat, sich zum Typischen zu entwickeln.

Es fragt sich aber, ob diese Einheit der Entwicklung in einer äußeren Gleichzeitigkeit dargestellt werden kann. Will man nach dem Vorbild von Halphen-Sagnac nach Jahrhunderten zusammenstellen, was in Rom, in Ostasien oder in Amerika geschehen ist, so zerreißt man vielmehr die natürlichen Zusammenhänge, statt sie aufzudecken. Was hat die römische Geschichte im 1. Jahrhundert nach Christus mit der Mayakultur zu tun, was die Karolingerzeit mit Ostasien? Tatsächlich schildern die Mitarbeiter der Peuples et civilisations eine Entwicklung zusammenhängend, nämlich die antike und abendländische; indem sie nun plötzlich, oft mit wenigen Zeilen, nach Indien oder Ostasien usw. hinüberspringen, stören sie den mit Recht zu schildernden einen Zusammenhang, ohne andere Zusammenhänge des weiteren Erdraums damit deutlich zu machen. Solche weltgeschichtliche Gleichzeitigkeit ist eine Täuschung; die äußere Gleichzeitigkeit ist noch keine Einheit. Faßt man die vorhandenen tatsächlichen Einheiten — die Geschichte eines Volkes, dann eines Kulturkreises — nicht zuerst in sich zusammen, so wird das weltgeschichtliche Geschehen nicht klar werden können. Ohne gewisse Längsschnitte geht es nicht ab. Sie tragen ihre Ruhepunkte — wo man zeitweilig abbrechen kann — ebenso deutlich in sich wie die Perioden des Übergreifens in andere Kulturkreise. Wer eine Weltgeschichte konstruiert, indem er Längsschnitte der einzelnen Völkergeschichten nebeneinander stellt, wiederholt Wilhelm Onckens Weltgeschichte in Einzeldarstellungen, d. h. er löst die Weltgeschichte in unverbundene Teile auf. Das ist das andere Extrem gegenüber der äußeren Gleichzeitigkeit — keines der beiden Systeme, weder der Querschnitt noch der Längsschnitt, vermögen wahre Weltgeschichte zu geben. Aber aus ihrer lockeren Vereinigung läßt sich das Maximum an Einheitlichkeit gewinnen, das wir für unsere Anschauung brauchen. Rohrbach und Jastrow haben hier den Weg bereits gewiesen.

Aber kann ein einzelner solche Aufgabe erfüllen, sobald er

mehr als einen bloßen Überblick geben will? Rohrbachs Buch umfaßt knapp 300, Jastrows Buch 425 Seiten, Lindner schrieb eine Weltgeschichte in 9 Bänden, Rankes Beispiel nachahmend. Aber wo sich die Geschichte über Ranke und Lindner hinaus zur vollen Weltgeschichte weitet, da scheint die Kraft des Einzelnen zu gründlicher Darstellung zu versagen. Ist es denn wirklich wider den Geist der Wissenschaft, wenn sich die Fachmänner der Einzelgebiete zu einer Weltgeschichte vereinen? Wo ein Verfasser ist, geht ein Zug durch das ganze Werk, das ist richtig. Aber muß ein Sammelwerk auseinanderfallen? Der Herausgeber, der nur gerade Mitarbeiter wirbt und dann seine Tätigkeit einstellt, wird allerdings keine Einheit zustande bringen. Aber läßt sich nicht unter Gleich- und Ähnlichgestimmten eine relativ starke Einheit erzielen?

Bei der Propyläen-Weltgeschichte, deren 10 Bände nunmehr abgeschlossen vorliegen, ist dieser Versuch gemacht worden. Im Grundsätzlichen ist hier die Einzelarbeit von rund 40 Mitarbeitern einem einheitlichen Plan unterstellt worden. Die allgemeine Geschichte (oder Kulturgeschichte), die jeder Mitarbeiter anstreben sollte, bedeutet Zusammenfassung alles geschichtlichen Lebens. In der Neuzeit sind die Lebensgebiete zerlegt worden: für das 19. Jahrh. ist Staat, Wirtschaft und geistiges Leben getrennt worden, nicht nur weil der Einzelne diese durch Überfülle des Materials gekennzeichneten Gebiete kaum zu beherrschen vermag, sondern auch weil eine umfassende Schilderung, wie sie gerade hier der Leser haben möchte, nur durch eine gewisse Trennung, ein Nebeneinander der Darstellung zu schaffen ist. Insofern ist die neueste Zeit nicht eben vollkommen dargestellt: das tatsächliche Ineinander der Gebiete ist künstlich getrennt. Aber an anderen Stellen ist die Verschmelzung versucht: ich selber habe in der Schilderung der deutschen politischen Geschichte des ausgehenden Mittelalters und dann der Gegenreformation in Deutschland von den treibenden geistigen Kräften auszugehen und so alles Geschehen aus einer relativ einheitlichen Wurzel abzuleiten gestrebt. Steht der Mensch hinter allem geschichtlichen Geschehen, so muß unter den Einflüssen der Umwelt die Leistung oder Nichtleistung dieses Menschen das treibende Moment der Geschichte sein. Ich möchte nicht mit Lamprecht sagen, daß es sich dabei nur um die seelischen Entwicklungsstufen des Menschen handelt; die eingeborene Lebenskraft kann sich geistig, wirtschaftlich, politisch, religiös oder künstlerisch betätigen, ohne daß die vorhandene seelische Entwicklungsstufe allein entscheidend ist. Aber daß hinter jeder dieser Tätigkeiten etwas im weiteren Sinne Geistiges, eine auf Ziele gerichtete Lebenskraft steht, wird sich behaupten lassen, und die letzte Einheit aller Geschichtsschreibung wird sich von dieser das geschichtliche Leben in jeglicher Hinsicht gestaltenden

Kraft aus gewinnen lassen. Was diese Lebenskraft mit schöpferischer Absicht gestaltet, wird sich zu Forschungszwecken in Sondergebiete wie Staat, Wirtschaft, Religion usw. zerlegen lassen, im geschichtlichen Geschehen wird es stets eine Einheit von vielseitiger Gestalt sein, und eine wirkliche Ansicht der Geschichte wird sich nur aus der Schilderung dieser Vielseitigkeit gewinnen lassen. Deshalb ist es das allgemeine Programm der Propyläen-Weltgeschichte, der Gesamtheit des geschichtlichen Lebens und damit seiner Einheit nachzuspüren. Daß man nicht alle Mitarbeiter gleichmäßig in solche Bahnen zwingen kann, ist die natürliche Folge des Sammelwerks; aber sieht man in einem Verfasser den allein berechtigten Verfasser einer Weltgeschichte, so wird man sofort feststellen müssen, daß ihm die Einheit auch nicht gelingt, weil er eben doch nicht auf allen Gebieten Fachmann sein kann. Eine Weltgeschichte also, die über eine zeitlich und sachlich beschränkte Leistung, über einen brüchigen Ausschnitt hinauswachsen will, ist auf keinem der beiden Wege in Vollkommenheit zu schaffen.

Aber es gibt doch vielleicht Möglichkeiten, das Ziel der Einheit in gewisser Weise zu erreichen. In der Propyläen-Weltgeschichte ist jedem Band eine Übersicht aus weltgeschichtlichem Blickpunkt vorausgeschickt. Der Leser erfährt, worauf es in dem einzelnen Bande ankommt, und er sieht die Linien zum Ganzen gezogen. Diese Einleitungen erinnern den Leser auch immer wieder daran, daß es sich nicht um einzelne Bände über Weltgeschichte handelt, sondern daß die 10 Bände ein planmäßig angelegtes Ganzes sind. Daß hinter der Gesamtdarstellung eine bestimmte geschichtsphilosophische Auffassung steht, zeigt sowohl die Einleitung zum 1. Band und der Abschluß des Ganzen im 10. Band, als auch der geschichtsphilosophische Abschnitt von Hans Freyer im 1. Band. Dem Grundsätzlichen ist überhaupt ein breiter Raum zugebilligt worden; der 1. Band bringt neben Freyers „Systeme der weltgeschichtlichen Betrachtung" noch den Abschnitt „Rasse und Geschichte" von Friedrich Hertz, worin gegenüber den unverantwortlichen Dilettantismen der Gegenwart auf die wahren und haltbaren Ergebnisse der Rassenforschung hingewiesen ist, dann Walter Vogels „Boden und Geschichte", worin die geopolitische Grundlage alles Geschehens in der gebotenen Beschränkung dargelegt wird.

Wenn ich als Herausgeber der Propyläen-Weltgeschichte den Fachgenossen diese Gesichtspunkte vorlege, so möchte ich nicht nur den Zweck des Unternehmens klarstellen, sondern auch für weltgeschichtliche Forschung werben. Ein Blick auf die großen französischen, englischen und skandinavischen Unternehmungen zeigt, daß wir nicht an erster Stelle marschieren, wenigstens bisher nicht. Das Interesse an weltgeschichtlicher Darstellung ist vor

allem in Frankreich größer als bei uns, wie die Anzahl und der Umfang der französischen Weltgeschichten, aber auch die eifrige Mitarbeit der besten Historiker zeigt. Die Propyläen-Weltgeschichte konnte sich zum erstenmal einer ähnlichen Anteilnahme der deutschen Fachwissenschaft erfreuen, und man darf wohl auch behaupten, daß sie planvoller und innerlich einheitlicher als die Mehrzahl der Weltgeschichten unseres Zeitalters durchgeführt ist. Da sie auch die hoffentlich bald völlig selbstverständliche Verbindung von Geschichte und Vorgeschichte zeigt, so lenkt sie wohl die deutsche weltgeschichtliche Arbeit in bestimmtere Bahnen. Da ihr äußerer Erfolg jede Erwartung weit überstiegen hat, so wäre die fruchtbare Einwirkung auf unsere Wissenschaft wohl das Höchste, was sich Herausgeber und Mitarbeiter wünschen können.

Auf einige wertvolle Schriften sei zum Schluß noch hingewiesen. In erster Linie auf Fritz Kerns „Anfänge der Weltgeschichte" (Leipzig, B. G. Teubner 1933, 149 S.). Kern gehört zu den wenigen deutschen Historikern, die nicht nur die Bedeutung der sog. Vorgeschichte als Grundlage aller Geschichte erkannt haben, sondern der diesem Gebiete in den letzten Jahren auch umfangreiche eigene Forschungen gewidmet hat, die mit diesem Buche zu einem ersten Abschluß gekommen sind. Kern nennt die Schrift, die seinen schönen Abhandlungen „Die Welt, worein die Griechen traten" (Anthropos 1930) und „Weltgeschichte der schriftlosen Kulturen" (Arch. f. Kulturgesch. 1931/32) nun nachfolgt, einen „Forschungsbericht und einen Leitfaden". Gewiß beruht vieles darin auf den Arbeiten Menghins, Gräbners und Schmidts, aber seine Ergebnisse sind doch auch Eigengut. Die als „Weltgeschichte der schriftlosen Kulturen" veröffentlichten Aufsätze sind darin umgearbeitet und erweitert — gestalten doch neue Ergebnisse fortwährend die kaum erst gewonnenen um. Das wesentliche ist, daß Kern den Historikern zeigt, wie sich die schriftlosen Zeitalter in die Weltgeschichte einreihen und wie das sich beinahe täglich vermehrende Ausgrabungsmaterial genau so gut Quelle der historischen Erkenntnis ist wie die schriftliche Überlieferung. Deshalb beginnt die Schrift auch mit einem Kapitel „Vorgeschichte wird Weltgeschichte", und der darin enthaltene Satz „Ohne Urgeschichte keine Weltgeschichte" möge so bald als möglich Gemeingut aller Historiker werden. Denn alle Kulturentwicklung der Menschheit geht auf diese Urzeiten zurück, und es möge ein gutes Omen sein, daß Gräbner ein Schüler Scheffer-Boichorsts war und daß Menghin aus dem Institut für österreichische Geschichtsforschung hervorgegangen ist — geschulte Historiker haben die Verbindung zwischen Geschichte und Urgeschichte hergestellt. Was Kern über die Methodik der schon stark differenzierten Urgeschichtsforschung berichtet,

über die Zeitalter der Urgeschichte, über Anfänge der Religion, der Wirtschaft, der sozialen Schichtung, Bauern- und Herrenkulturen sagt, sollte jedem Historiker bekannt werden, auch wenn er keine universalgeschichtlichen Forschungen vorhat. Kern bietet eine Einführung in die Urgeschichte, wie wir sie als erste Grundlage für die gemeinsame Arbeit von Historikern, Archäologen, Anthropologen usw. brauchen, und ich möchte deshalb das Verdienst dieser Schrift aufs stärkste unterstreichen.

Eine weitere bedeutsame Schrift ist Hermann Bächtolds Baseler Rektoratsrede. „Wie ist Weltgeschichte möglich?" (Basel, Helbing u. Lichtenhahn 1931). Die Notwendigkeit weltgeschichtlicher Forschung bejaht Bächtold, aber er sieht in dem gesamten Problem „eine Teilerscheinung der geistigen Krisis der Gegenwart". Die Weltgeschichtsschreibung des 19. Jahrh. ist in der Hauptsache der Auflösung anheimgefallen, indem sie sich entweder räumlich in Teilgebiete (Völker, Kulturkreise) oder in Fachgebiete (Ägyptologie, Assyriologie, Indologie usw.) zerspaltete. Zugleich zerstörte die positivistische Geisteshaltung den Glauben an die bis dahin als geschichtlich konstituierende Kräfte angesehenen Mächte, das Christentum und den „Humanismus-Idealismus", und setzte die physisch-psychische Entwicklung der Einzelnen und der Völker an die Stelle. Weil diese aber untergehen können, so zerriß daran die weltgeschichtliche Kontinuität, die der christliche Gedanke oder der Fortschrittsglaube zuvor der Weltgeschichte gegeben hatte. Ein „einheitlicher Lebenssinn" war damit verloren gegangen. Empirisch ist eine solche Einheit nicht wiederzugewinnen. „Da stehen wir immer vor einer Vielheit von partikularen (z. B. nationalen) besonderen Ziel- und Zweckrichtungen geschichtlichen Lebens, gelangen aber nicht zum allgemeinen Wesen und Sinn menschlichen Daseins". Dieses Allgemeine aber ist nur in der Bezogenheit des menschlichen Daseins auf ein Ewiges zu fassen, also überempirisch. Da aber das Metaphysische im Lauf des 19. Jahrh. immer mehr außer Kurs gekommen ist, so ist auch die einheitliche weltgeschichtliche Betrachtungsweise zurückgetreten. Nun interessiert den Universalhistoriker aber nicht irgend etwas Spezielles oder Partikulares, z. B. der mittelalterliche Mönch, der Politiker der Renaissance usw., sondern „all das erst auf dem Umwege über den Menschen, auf dem Umwege der Erkenntnis des menschlichen Wesens überhaupt; dadurch wollen wir zur allgemeinen Deutung jener spezialen Erscheinungen kommen". „Das Wesen und damit der Einheitssinn menschlichen Daseins ist in allem Spezialen mächtig und gegenwärtig, und erst wenn dies Gegenwärtigsein des Allgemein-Menschlichen im Spezial-Menschlichen erkannt ist, ist auch das Speziale voll, d. h. allgemeingeschichtlich erkannt."

Ich halte mit der Inhaltsangabe hier zunächst inne, um Bächtolds allgemeine Voraussetzung zu prüfen. Der Sinn des Lebens und damit auch der Geschichte kann — das möchte ich im Gegensatz zu Bächtold behaupten — nur empirisch erkannt werden. Was Bächtold als „überempirisch" bezeichnet, ist doch nichts anderes als ein aus den Tatsachen der Geschichte und des menschlichen Seelenlebens gewonnenes Ergebnis. Daß wir empirisch noch nicht zum letzten Ziele kommen, ist gewiß, weil wir dabei sehr bald vor den unauflösbaren Rätseln des Lebens stehen. Die geschichtliche Tatsache ist nur, daß sich der Mensch in diesem Dilemma einen Sinn des Lebens konstruiert, sei es christlich, buddhistisch, islamisch, philosophisch, naturalistisch, materialistisch — die Geschichte des Menschengeschlechts zeigt, daß es der Möglichkeiten viele gibt. Wir sehen im allgemeinen in der christlichen Konstruktion die höchste Deutung des Sinnes des Lebens und der Geschichte. Aber wir sind uns doch wohl darüber klar: Was dabei über die Erfahrung hinausgeht, ist Glaube, Hoffnung und jedenfalls immer eine, wenn auch erhabene Konstruktion. Es wird niemand verwehrt, sich solchem Glauben hinzugeben; aber kann die Wissenschaft diesen Glauben als unanfechtbaren Sinn des Lebens und der Geschichte annehmen, wenn sie in der Geistesgeschichte der Menschheit die vielfältigen Deutungsversuche und ihren sehr menschlichen Ursprung vor sich sieht? Wird sie nicht sofort einseitig, also unwissenschaftlich, wenn sie sich auf eine dieser Deutungen festlegt? Wenn die Metaphysik ihren Kurs verlor, so war es doch — für uns Heutige wenigstens — nicht weil sie als unnötig erkannt wurde, sondern weil ihre Lösungen, vielfältig wie sie sind, nicht als eindeutig und einwandfrei anerkannt wurden. Die Metaphysik ist heute, nachdem sie doch mit Recht eines übernatürlichen Charakters entkleidet wurde, ein empirisches Forschungsgebiet, auf dem die innere Notwendigkeit, die Triebkräfte und die Ziele des menschlichen Glaubens erforscht werden. Aber da nun die geschichtlichen Formen dieser Metaphysik in ihrer Verschiedenheit vor uns liegen und da wir auch die Ergebnisse der Naturwissenschaften daneben stellen, kann keine Macht der Welt uns zu einem Einheitsglauben älterer Art zurückführen. Und ist der Drang zu solcher Vereinheitlichung zuletzt nicht nur ein neues Beispiel für die sogenannte Ökonomie des Denkens, das sich, was immer es auch koste, auf einfachste Formeln stellen möchte — auch wenn Geschichte und Leben tausendfach widersprechen? Ist es wirklich „die Sinnleere des naturalistischen Positivismus" (die gewiß vorhanden war und heute noch an manchen Stellen ist) oder nicht vielmehr ein unbeirrbarer Wahrheitsdrang, der solche Lösungen nicht mehr vertragen kann, die den Tatsachen der Geschichte und den Forderungen einer absoluten

Reinheit der Überzeugungen widersprechen? Der Positivismus ist niemals der Geist unserer deutschen Geschichtsforschung gewesen, auch wenn er (was man heute ja kaum aussprechen darf) vieles Wertvolle gebracht hat. Die Ökonomie des Denkens, wie sie sich z. B. in der heutigen Typologie zeigt, ist im Grunde mehr Positivismus als Metaphysik.

Mir scheint, daß Bächtold nun selber den Beweis für diese harten, aber klaren Tatsachen bringt. Er glaubt mit dem einen und anderen von ihm zitierten Philosophen, daß der Positivismus überwunden ist und daß deshalb auch ein neues geschichtsphilosophisches Zeitalter beginne, in dem die Geschichte nach Metaphysik rufe. Wenn „die geschichtsphilosophische Besinnung" nichts anderes bedeutet als den Sinn für das Metaphysische, d. h. für die Grenzen unserer Erkenntnis, für das Irrationale der Persönlichkeit, der Völker, des Lebens, dann ist sie doch wohl nichts wesentlich anderes, als was alle bedeutenderen Historiker des deutschen Sprachgebiets seit mehr als 100 Jahren stets erkannt und berücksichtigt haben. Will man uns aber in eine Geschichtsphilosophie des Glaubens hineinführen, den wir nicht mehr besitzen und den keine Propaganda der Welt und kein Zwang in uns wieder lebendig machen wird, dann ist sie eine Zeitströmung, geboren aus an sich berechtigten Reaktionsempfindungen, aus äußerer und innerer Not, aber niemals haltbar als Grundlage wissenschaftlichen Denkens. Die Wissenschaft ist ratio oder sie ist keine Wissenschaft mehr, und sie wird die Ganzheit des Lebens, den Sinn des Lebens und der Geschichte nur rationall erfassen, wenn sie nicht auf ihre höchste Aufgabe verzichten will.

Aus Bächtolds Ausführungen geht nun auch nicht hervor, worin die Wendung der Geschichtsphilosophie zur Metaphysik im Grunde bestehen soll. Über den Finger Gottes in der Geschichte, von dem Ranke mit weiser Zurückhaltung sprach, werden auch wir nicht hinauskommen, wenn wir nicht in theologische und dann sofort konfessionelle Geschichtsschreibung zurückfallen wollen. Der Universalhistoriker ringt nach Bächtold (der doch selber die Gefahren dieses metaphysischen Einschlags sehr eindringlich beschreibt) „um den objektiven, unabhängig von ihm gesetzten Lebenssinn" und damit um etwas Allverbindliches, Universales. Aber wer kann hoffen, daß wir diesen objektiven Sinn jemals erkennen? Ist nicht das gerade eine felsenfeste Erkenntnis, daß wir nach weiser göttlicher Einrichtung diesen objektiven Sinn niemals aufdecken werden? Vielleicht daß wir ihm näher kommen, aber dann wird es doch immer die wissenschaftliche Erfahrung über neue Tatsachen des Naturgeschehens, der Geschichte und des Seelenlebens des Menschen sein, die uns vorwärts führt. Metaphysische Hypothesen, geboren aus der Enge unseres Horizonts, können doch

nie gleich objektiven Wahrheiten gesetzt werden. Eine empirisch arbeitende Metaphysik wird uns fördern; eine Metaphysik ohne Empirie ist keine Wissenschaft — sie kann uns nur als Erzeugnis des menschlichen Seelenlebens interessieren, und auch dann wieder nur empirisch. Wenn Bächtold nach einem ,,Erkenntnismittel der letzten historischen Wirklichkeit des Menschen" strebt, so verlangt er den Stein der Weisen. Sollte es die Schlange des Paradieses sein, die uns damit die volle Erkenntnis verheißt?

Das schlechtweg Unmögliche soll man nicht verlangen, aber sich mit irgendeiner Metaphysik eine objektive Erkenntnis der Geschichte vortäuschen bedeutet, jede langsame Erweiterung unseres Erkennens ausschließen. Denn nur der wird weiter forschen und Geheimnisse erschließen können, der sich nicht an eine gegebene ,,objektive" Lösung klammert. Ist die Bewegung von heute wirklich so stark und vor allem so tief, daß sie uns auch in der Wissenschaft zu Neuromantikern und Metaphysikern machen muß? Gewiß handelt es sich um eine Umstellung in der weiteren Gegenwart — aber sollte sie vielleicht zuletzt darin liegen, daß wir auf den Umweg über eine alte, noch einmal aus Angst und Hilflosigkeit belebte Metaphysik zu einer neuen kommen, die da heißt: den unabänderlichen Tatsachen unseres Nichtwissens ruhig ins Auge sehen? Wenn ,,die Not des Relativismus" uns ,,desorientiert" — wird dadurch die Tatsache des Relativismus, die uns Natur und Geschichte lehren, aus der Welt geschafft? Sollen wir, weil uns der Relativismus nicht gefällt, ein unrelativistisches Phantasiegebäude aufstellen und als Wahrheit proklamieren? Sollen wir uns weismachen, es gäbe eine ,,metaphysische Wahrheit über die Geschichte"? Daß Bächtold annimmt, die metaphysischen Gesichtspunkte drängen bereits in die einzelnen Fachwissenschaften ein (wobei die protestantische Kirchengeschichte noch so ablehnend dasteht, daß man ihr zu ihrem kritischen Sinn gratulieren kann), so scheint es mir, daß er die seit drei Jahrzehnten vordringenden geistesgeschichtlichen und universalgeschichtlichen Erkenntnisse und Forderungen mit metaphysischen gleichsetzt. Sind wirklich, wie Bächtold andeutet, die ,,idealistischen Konzeptionen" bei Meinecke (den Bächtold ausdrücklich nennt) oder die Versuche der Kunsthistoriker, ,,Beziehungen, ja Parallelen ans Licht zu ziehen zwischen den Kunstwerken nach ihrem Gehalt und auch ihrer Stilform einerseits und den Weltbegriffen der betreffenden Zeit, den religiösen und philosophischen Auffassungen vom Verhältnis des Menschen zum Weltgrund andererseits", Metaphysik? Ist das irgend etwas anderes als empirische Geistesgeschichte, wie wir sie seit ein paar Jahrzehnten zu treiben suchen?

Bächtold stellt zum Schluß die Möglichkeiten der einheitlichen Erkenntnis auf: erstens die positivistisch-naturalistische, zweitens

die idealistische, drittens die christliche. Es scheint, daß sich Bächtold für diese dritte entscheiden will, wenn er sagt, daß „schließlich in der letzten Tiefe alle Geschichte, auch alles Partikulare und Speziale, positiv oder negativ, religiöse Geschichte" sei. Aber dann sei doch nicht vergessen, daß innerhalb des Christentums der Weg vom liberalen Protestantismus bis zum katholischen Dogma ein sehr weiter ist, frei von jeder inneren Einheit. Sollte etwa der Sinn der Geschichte auch darin liegen, daß sie uns die Vielheit der Möglichkeiten, das Lebensrätsel zu ergründen, zeigt? Man schwelgt auch dann im Reichtum der Jahrhunderte, wenn man alle diese Versuche des Menschen zur Sprengung der Tore seiner Erkenntnis verstehend beobachtet.

Die mit tiefem Ernst vorgetragenen Anschauungen Bächtolds kennzeichnen die umstrittenen letzten Grundlagen aller Weltgeschichte. Aber daß auch er resigniert zur Metaphysik älterer Ordnung zurückkehrt, kennzeichnet vor allem auch die Gefahrenzone, durch die unsere Wissenschaft in der Gegenwart hindurchgehen muß. Wer den Sinn der Geschichte in ihrem naturgegebenen, also gottgewollten Ablauf sieht, im Werden und Vergehen, im Ewigen des Lebens, wird freilich kein Bedürfnis fühlen, sich auf irgendwelche außerempirische Metaphysik zurückzuziehen. Wir forschen weiter nach dem unbekannten Gott. Wir überblickten bisher kaum fünf Jahrtausende der Menschheitsgeschichte, während es sich um eine Entwicklung von Zehntausenden von Jahren handelt. Schon jetzt erschließt sich uns aus den früher unbekannten Jahrtausenden ein neuer empirischer Sinn der Geschichte: die Menschheit, aus primitiver Einheit hervorgehend, zersplittert sich, entwickelt ihre Kultur aber trotzdem nach im wesentlichen einheitlichen Gesetzen ihres Lebens und gelangt schließlich zu einer neuen Einheit, deren Anfänge wir eben erleben. Ist das etwa eine Entwicklung ohne Sinn und sogar ohne Ziel? Man könnte bei Anerkennung solcher Erfahrungstatsachen sogar von einer Teleologie sprechen, wenn wir uns nicht besser enthalten würden, den künftigen Lauf der Geschichte zu bestimmen. Das aber sei nun zum Schluß mit Dank festgestellt, daß auch Bächtold der weltgeschichtlichen Forschung neue Anregungen gegeben hat.

HELLENISMUS UND ORIENT

VON FRIEDRICH CORNELIUS

Den Gang der Weltgeschichte in den Jahrhunderten von Alexander bis Konstantin pflegt man im Umriß folgendermaßen darzustellen: Der Siegeszug Alexanders des Großen eröffnete den Griechen ein Kolonialgebiet, vom vielfachen Ausmaße ihres Mutterlandes. Ganz Vorderasien und Ägypten wird übersät mit griechischen Städten; bald aber versiegt der Strom der Zuwanderung aus dem Mutterlande, und es folgt ein Rückschlag des erstarkenden Orients, welcher dem Hellenismus, das heißt dem kolonialen Griechentum und seiner Kultur, die Länder jenseits des Euphrat entreißt. Unter den Fahnen des Mithridates dringt eine orientalische Macht zeitweise bis nach Europa vor. Nur die römische Militärherrschaft vermag in Ägypten, Syrien, Kleinasien einen Damm aufzurichten, welcher die griechische Kultur vor der Überflutung durch die Barbarei beschützt. Aber an die Stelle der politischen Ausbreitung des Orients tritt die religiöse, welche in den Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit die westliche Welt den Kulten des Ostens dienstbar macht. Zuletzt unter Diokletian und Konstantin nimmt das römische Reich sogar politisch östliche Formen an. Damit ist der Sieg des Orients vollendet.

Gegen diese Geschichtsauffassung muß eingewendet werden[1]), daß mindestens auf religiösem Gebiet die Zusammenfassung von ägyptischen, babylonischen, kleinasiatischen, persischen, jüdischen und christlichen Bräuchen unter den Gesamtbegriff orientalisch eine nachträgliche Konstruktion ist. Die Juden und Christen haben

1) Ein Symptom dafür, daß in ihr eine Unstimmigkeit vorliegt, ist es, daß sich die Gelehrten nicht einig werden können darüber, bis zu welchem Zeitpunkt das ,,hellenistische" Zeitalter zu erstrecken ist. Soll man mit der Schlacht bei Pydna, welche die griechische Staatenwelt des Ostens endgültig unter römische Vormundschaft bringt, das Ende setzen? Oder mit dem Auftreten des Klassizismus, welcher das Kolonialgriechisch als Literatursprache verdrängt? Oder mit der Einverleibung Ägyptens in das Römerreich, mit Diokletian, oder gar erst mit der arabischen Eroberung?

ägyptische und persische Religion ebenso als Heidentum bekämpft wie altgriechischen und römischen Glauben. Sie machten keinen Unterschied zwischen östlicher und westlicher Vielgötterei. Den Persern war (soviel darf man aus den Tendenzberichten Herodots doch entnehmen) der ägyptische Tierdienst widerwärtig und verächtlich.[2]) Die Völker und Religionsgemeinschaften des Orients haben sich also untereinander nicht als Einheit gefühlt; inwiefern dürfen wir sie dann geschichtlich als Einheit behandeln? Dies zu begründen, reicht es nicht hin, daß sie aus nachbarlichen Landschaften stammen.

Das Recht, den gemeinsamen Namen Orient über jene so verschiedenartigen Gebilde auszuspannen, können wir nur aus der Tatsache ableiten, daß zwar nicht in ihrem Ursprung, wohl aber im Lauf der Entwicklung in ihnen allen sich eine gleichartige (auch dann noch sehr verschieden entfaltete) Weltanschauung gestaltet hat. Die orientalischen Religionen setzen den Dualismus der Welt voraus. Sie wollen ihre Gläubigen aus der Gefangenschaft des Geistes in der bösen diesseitigen Welt der Materie, der Sünde und Finsternis erlösen und in eine bessere jenseitige Lichtwelt führen. Geist und Körper werden als sittlicher Gegensatz empfunden. Das Leben gilt als ein Kampf der guten und der bösen Mächte um den Menschen. Verstrickung in irdische sinnliche Begierde ist das Mittel der bösen Geister, um ihn in der Materie festzuhalten; daher ist der Weg der Erlösung ein Leben gemäß asketischen sittlichen Forderungen. Die Erlösung unterstützen religiöse Heilsmittel, durch welche der Mensch dem Schutz der gütigen Mächte unterstellt wird. Aus diesen Weihungen und Mysterien setzt sich der Kult der orientalischen Religionen zusammen.[3])

Doch gilt schon dieser letzte Satz wieder nicht allgemein; denn mindestens in das Judentum ist die Religion der Weihungen nur bei einigen Sekten eingedrungen, während sie den Griechen geläufig war, also kein orientalisches Unterscheidungsmerkmal bietet.

Sieht man in dieser Weltanschauung das Wesen des „Orientalischen", so ist schon damit gegeben, daß dieses erst nach der

[2]) Und umgekehrt war dem Ägypter der Perser ein Götterfeind; vgl. Kees, Kultlegende und Urgeschichte. Nachr. Gött. Ges. d. Wiss. 1930, S. 345 ff.

[3]) Vgl. namentlich Cumont „Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum" (3. Aufl., deutsch von Burckhardt-Brandenberg, Lpz. 1931). Reitzenstein, „Hellenistische Mysterienreligionen" 3. Aufl. 1927.

Begründung des Perserreiches entstanden sein kann. Den Dualismus kennen die alten Ägypter oder Sumerer nicht, auch im Judentum des alten Testaments ist die Schlange erst nachträglich zum Teufel gemacht.

Der Dualismus ist vielmehr der Lehre Zarathustras entsprungen. Aber auch dieser kennt nur den Gegensatz einer Welt des Lichtes und der Wahrheit gegen das Reich der Finsternis und des Betrugs. Davon, daß die Welt des Lichtes eine jenseitige, geistige Welt sei, und daß die Materie und überhaupt die Erde den höllischen Mächten gehöre, findet sich bei Zarathustra keine Spur. Vielmehr fordert dieser Prophet gerade die irdisch-nützliche Arbeit namentlich die Landwirtschaft als einen Dienst für Ahura Mazda. Dem altpersischen Glauben ist folgerichtig auch die Askese fremd. Die Teilung der Welt in Geist und Materie ist vielmehr ein Ergebnis griechischer Wissenschaft, welche zuerst diesen (erkenntnistheoretisch sehr anfechtbaren) Gegensatz herausgearbeitet hat[4]. Und den Kern der Erlösungslehre findet man demgemäß bei Platon, der als erster die vollkommene geistige Welt der Ideen jenseits der unvollkommenen diesseitigen Welt erkannte oder zu erkennen glaubte.

Die Auffassung des Geschlechtslebens als sündhaft pflegt man aus dem Judentum herzuleiten. Indessen trifft man von asketischer Ausdeutung der Sittlichkeit im alten Judentum vor der hellenistischen Zeit kein Zeichen. Dagegen schon in früher griechischer Naturphilosophie und Geheimreligion gibt es asketisches Streben, nur daß damals sein Augenmerk vor allem der Wahl der Nahrung gilt.[5]) Sobald man die Materie als das Böse ansah, war die Forderung, den Sinnengenuß zu vermeiden, logisch unausweichlich.

Aber diese Forderung ist nun nicht etwa altorientalisch. Was wir von dem Istarkult in Babylonien und Phönikien hören, oder von der persischen Anaitis, ist alles andere eher, als asketisch.[6])

[4]) Unklar deutet sich die Unterscheidung bei Anaxagoras an, wenn er den ordnenden „Verstand" als Weltlenker der regellosen Mannigfaltigkeit der Atome entgegensetzt. Aber ihm sind die Atome noch nicht bloß Materie. Bei Platon dagegen ist die Unterscheidung schon feststehend.

[5]) Den Orphikern und den Pythagoräern wird Enthaltung von Fleischnahrung als kultisches Gebot zugeschrieben. (Dagegen ist es ein Mißverständnis schon des Altertums, daß Pythagoras Enthaltung von weißen Bohnen gefordert habe. Nach Gellius noct. Att. IV 11, 10 war mit dem vielberufenen Ausspruch vielmehr die Onanie verpönt.)

[6]) Es genügt, auf Herodot I 199 und Strabo XI 532f. zu verweisen.

Und umgekehrt sucht die kleinasiatische Atthis-Religion die Triebe nicht zu beherrschen, sondern auszurotten. Dagegen ist es der Grundzug der stoischen Ethik, daß sie den Menschen unabhängig machen will vom Bedürfnis nach irgendwelchem sinnlichen Genuß. Die Auffassung der Enthaltsamkeit als eines geistigen Ringkampfes (das Wort Asket bedeutet ursprünglich den, der sich für den Wettkampf übt), dürfte aus dem stoischen Gedankenkreise stammen.

Dämonen fürchten die alten Orientalen so gut wie die Griechen und wohl alle Völker bis zum heutigen Tage, von kleinen aufgeklärten Kreisen abgesehen. In diesem Glauben kann also ein besonderes orientalisches Merkmal nicht gefunden werden.[7]) Persisch ist es, wenn der Mensch im Kampf zwischen guten und bösen Dämonen gesehen wird; aber bei Zarathustra soll er den Mächten des Lichtes helfen, in den Mysterien des späteren Altertums ist er Objekt des Kampfes. Von geheimen Weihen, welche dem Menschen das Geleit geben sollen zu einem seligen Leben nach dem Tode, ist weder bei Israeliten, noch bei Iraniern die Rede vor der hellenistischen Zeit. Wohl scheint dieser Gedanke der ägyptischen Osirisreligion eigen. Abgesehen von ihr finden wir aber gerade die altgriechischen Mysterien, sowohl die orphischen wie die eleusinischen, damit beschäftigt, dem Eingeweihten ein seliges Leben nach dem Tode zu gewährleisten.[8]) Wieviel eher kann sich der Mysteriengedanke durch die griechische Eroberung über Vorderasien verbreitet haben, als von dem sehr abgeschlossenen ägyptischen Lande aus, das kaum Auswanderer ausgesandt hat.

Die „orientalische“ Weltanschauung ist also eine Umdeutung altpersischer Lehren unter der Einwirkung griechischer Philosophie. Sie ist in dem Orient, den Alexander bezwang, noch nicht vorhanden gewesen, sie konnte erst im Hellenismus entstehen.

Wir kommen zu dem gleichen Ergebnis, wenn wir die einzelnen Kulte betrachten. Von Ägypten her verbreitet sich über die grie-

---

[7]) Nicht nur die griechischen Tragiker sind voll von dämonischen Vorstellungen und die späteren Dichter spielen mit ihnen als volkstümlichen Gedanken (vgl. z. B. Weinreich, Gebet und Wunder, Tübinger Beiträge V 1929 S. 169 ff.), sondern selbst in der Philosophie sowohl der alten Pythagoräer (Zeugnisse zusammengestellt bei Zeller, Philosophie der Griechen² I 1, 568) wie des Poseidonios wird von den Dämonen wie von bekannten Wesen gehandelt.

[8]) Gerade in Makedonien müssen die Mysterien des Sabazios sehr volkstümlich gewesen sein, vgl. beispielsweise Plut. Alex. 2, Ende.

chische Welt die Verehrung der Götterdreiheit Sarapis, Isis und Harpokrates. Von diesen ist Sarapis niemals ein ägyptischer Gott gewesen, sondern hat seinen Kult in Alexandria erst durch die Griechen erhalten. Er war in Sinope an der Nordküste von Kleinasien als griechischer Lokalgott heimisch und wurde wohl aus politischen Erwägungen — um des Anklangs seines Namens an ägyptische Gottheiten willen — vom ersten Ptolemäer ins Nilland verpflanzt.[9] Er ist stets in der Gestalt seines griechischen Götterbildes dargestellt worden. Die Isis der griechischen Welt trägt wohl den ägyptischen Namen, aber sie ist nicht die kuhhäuptige Göttin der Ägypter, sondern wird als menschliche Mutter in der Formgebung griechischer Kunst abgebildet.[10]) Und Harpokrates ist zwar seinem Namen nach das Horuskind, und der Hieroglyphe gemäß in Ägypten als fingerlutschendes Kind dargestellt worden; in den Gott des Schweigens umgedeutet werden, wie es geschah, konnte er nur unter einem Volke, welches von der ägyptischen Schrift keine Ahnung hatte und die Gebärde des Bildes vollständig mißverstand. Alle drei Götter sind also in der Gestalt, in welcher die Kaiserzeit sie verehrte, mindestens zur Hälfte griechisch.

Aus Babylonien ist die Sterndeutung als ein besonders bezeichnendes Element in die Weltanschauung der Römerzeit eingegangen. Sie hatte im unteren Euphratgebiet schon eine Vergangenheit von mehreren tausend Jahren, so daß der orientalische Ursprung der Lehre außer Zweifel steht. Trotzdem ist eine breite Kluft zwischen der keilschriftlichen Sterndeutung, wie sie auf den Tontafeln aus Ninive zahlreiche Zeugnisse hinterlassen hat, und dem System, das im griechischen Ägypten spätestens seit dem 2. Jahrh. v. Chr. auftritt. Schon die Anordnung der Planeten nach ihren Umlaufszeiten ist den Babyloniern fremd, ist ein Reflex astronomischer Wissenschaft.[11]) (Sie liegt — je einen Tag überspringend — unserer Bezeichnung der Wochentage zugrunde.) Nun gibt es freilich seit etwa dem neubabylonischen Reiche auch in Babylonien eine exakte Astronomie, so daß man nicht beweisen kann, ob die Verwertung wissenschaftlicher Sternkunde erst mit

[9]) Besonders schön hat darüber Wilamowitz, Hellenistische Dichtung I S. 24f. gehandelt.

[10]) Vgl. z. B. die schöne Gruppe bei Cumont a. a. O. Tafel III 3.

[11]) Boll, Sternglaube und Sterndeutung S. 29 u. 53.

den griechischen Lehrschriften der Sterndeutung einsetzt. Indessen verfährt die babylonische Wissenschaft, wo immer wir Zeugnisse von ihr haben, in der Weise, daß sie Beobachtung neben Beobachtung (oder Rechtssatz neben Rechtssatz), kasuistisch, nebeneinander reiht.[12]) Die Astrologie in griechischer Sprache dagegen kennt ein ausgebildetes System von mathematischen Beziehungen, zeigt also den ordnenden Geist griechischer Denkart. Vollends in der Gestalt, welche die Lehre bei Ptolemaios erhalten hat, ist sie verknüpft mit einer Geographie der vier Weltgegenden, für welche Griechenland die Mitte der Erde ist, und welche daraus die geistige Sonderstellung der Griechen ableitet[13]), — gewiß ein Zeichen dafür, welchem Volkstum die systematische Fortbildung der Sterndeutung zugehört.

Damit ist zugleich der griechische Einschlag im Mithraskult festgestellt. Denn dieser Gott befreit seine Anhänger aus der Macht der Planetengeister und führt sie nach dem Tode durch die sieben Planetenhimmel in das Reich der Ewigkeit. Mag also auch der Name des Gottes persisch sein, die Ausgestaltung der Lehre setzt die Sterndeutung in ihrer griechischen Gestalt, ja die Himmelsschalen der griechischen Astronomie voraus, von denen jede einem Planeten angehört.

Und auch für das Christentum bezeugt nicht nur die Sprache, in der seine heiligen Schriften abgefaßt sind, den griechischen Einschuß. Läßt sich das Wunder von Cana, läßt sich die Form, in welcher uns die Einsetzungsworte des Abendmahls überliefert sind, vom Dienst des griechischen Dionysos trennen, bei dessen Erscheinung sich das Wasser in Wein verwandelt, und dessen Leib die Orphiker in geheimer Weihehandlung zum Sinnbild der Vereinigung mit dem Gotte verzehrten? Gott als Vater ist kein alttestamentlicher Gedanke, erinnert dagegen an den Vater der Götter und Menschen Zeus und an verwandte Vorstellungen bei anderen Indogermanen. Freilich ist der Vatername für die höchste Gottheit auch im Orient etwa in Kleinasien üblich. Dagegen ist

[12]) Besonders bezeichnend sind dafür die Ominatexte.

[13]) Im Tetrabiblos wird die Oikumene in vier Quadranten eingeteilt, die je zwei Planeten zugeordnet sind. Der Schnittpunkt der Teilungslinien liegt im griechischen Gebiet: daraus, daß in seiner Nähe alle Planeten zugleich wirksam würden, erklärt Ptolemaios (oder sein Gewährsmann) die geistige Vielgestaltigkeit des Griechentums.

ein Gott, der in Knechtgestalt auf Erden wandelt, in den uns bekannten orientalischen Religionen undenkbar; dafür ist die Kluft zwischen Mensch und Gott im alten Orient viel zu breit. Nur der König, und auch er nur in Ägypten, konnte als Gott in Menschengestalt verehrt werden. Die Griechen allein haben seit ihrer Urzeit in Herakles den sich mühenden Gott gekannt; sie haben in hellenistischer Epoche auch ihre höchsten Götter als Könige uralter Zeit, kurz als Menschen gedeutet; für sie war der Glaube an einen Gottmenschen keine unfaßliche Zumutung. Die jungfräuliche Geburt des gottgezeugten Heros kehrt ermüdend oft in der griechischen Sage wieder. Weniger als irgendeine andere Religion jener Zeit kann man das Christentum von seinen griechischen Bestandteilen ablösen.[14]) Von der Gnosis mit ihrem Konglomerat aller Religionen und Philosophien will ich gar nicht reden.

Haben wir in dem geistigen Gehalt der orientalischen Bewegung den griechischen Einschlag so vielfach gefunden, so läßt sich derselbe auch in dem orientalischen Staatsgedanken der byzantinischen Epoche nicht verkennen. Abstufung der Beamten nach höfischen Würden begegnet zuerst im Seleukidenreich des 3. Jahrh., also zwar auf asiatischem Boden, aber in einer Zeit, in welcher die Blüte des Hellenismus noch nicht geknickt ist. Das byzantinische Finanzwesen, welches den reichsten Männern des Bezirks jeweils die Bürgschaft für die Steuern der Mitbürger aufzwingt, ist eine Ausartung der Ehrenleistungen (Liturgien), welche schon im alten Griechenland an dem großen Vermögen hafteten, und ist ähnlich schon in Athen zur Erhaltung der Flotte versucht worden. Die hörigen, schollenpflichtigen Bauern (coloni) der späten Kaiserzeit haben ihr Vorbild im hellenistischen Ägypten, dessen Verwaltung die Bauern mit Gewalt auf der Scholle festhalten mußte, weil sie ihnen unerschwingliche Steuern auf-

[14]) Ein geringes Beispiel, das mir gerade in den Voraussetzungen des Gedankengangs bezeichnend zu sein scheint, mag hier noch angeführt sein. Weinreich a. a. O. S. 177 ff. hat gezeigt, daß die Griechen die Dämonen ins Meer oder über alle Berge zu ,,bannen''' pflegten, etwa auch zu den Feinden, kurz aus dem Lande hinaus. Sie haben darin das verfeinerte Empfinden, während die gröber denkenden Völker in Ost und West einfach den Nachbarn den ,,andern'', in ihren Bannformeln das Böse zusenden. Wenn also Marc. 5, 10 die Dämonen im Besessenen fürchten, Jesus möchte sie aus dem Lande senden, so liegt darin eine Vorstellung, die auf griechische Vorbilder zurückgeht.

bürdete. Nur der Pomp des byzantinischen Königtums ist echt orientalisch, und auch er muß im Zusammenhang mit jenen „Weihereligionen" verstanden werden, in welchen die unbesiegte Sonne die Offenbarung der Gottheit war. Ist doch die goldene Krone ein Sonnensymbol.

Kunst und Technik bleiben auch nach der Orientalisierung griechisch. Die Bildwerke der Katakomben etwa sind eine Anpassung griechischer Kunstübung an die neue Gedankenwelt des Christentums. Noch die Sassaniden haben als Techniker für ihre Bauten besonders „Römer" verwendet.[15]) In diesem Lebensgebiet ist das Griechentum nicht verdrängt worden.

Nach alledem stellt sich der Sieg des „Orients" über den Hellenismus in sehr anderem Lichte dar, als man ihn gewöhnlich erblickt. Die orientalische Weltanschauung ist das Ergebnis jener Völkermischung, die Alexander der Große planmäßig durchgeführt hat. Gerade das, was den Auswirkungen so verschiedener Völker die einheitliche „orientalische" Farbe gibt, ist nichts anderes, als das koloniale griechische Element, das ihnen allen beigemengt ist und geistig die Richtung gibt. Einen einheitlichen Orient hat es vor Alexander nicht gegeben: Ägypten war nie dem Perserreich mehr als äußerlich verbunden. Er hat ihn geschaffen. Was der große Makedonenkönig in der Weltgeschichte bedeutet, läßt diese Erkenntnis ermessen.

Das Schicksal des Griechentums ist nicht zu verstehen als ein plötzliches Versiegen der geistigen Kräfte, die vorher so schöpferisch unermeßlich hervorgebrochen waren. Sondern die orientalische Welt, welche das Griechentum verdrängt, ist dessen geistige Fortsetzung; sie verhält sich zum Hellenismus wie der Sohn zum Vater, dessen Erbe er neuen Zielen dienstbar macht — freilich ein Sohn von einer ausländischen Mutter.[16])

---

[15]) Nöldeke in seiner Übersetzung der Chronik des Tabari S. 33, 59, 80.

[16]) Man hat gestritten, ob Poseidonios ein Vollender griechischer Philosophie war oder ein Künder orientalischer Weltanschauung. Wir werden nun zu formulieren haben: so wie Platon war auch Poseidonios ein echt griechischer Dichterphilosoph, und eben dadurch war er ein Vorbote der aus dem Hellenismus hervorgehenden „orientalischen" Denkart, die bis zu den arabischen Philosophen hinab ihre griechische Abstammung nicht verleugnen kann.

SIBYLLEN UND SIBYLLINEN

VON MAX J. WOLFF

Nach der Überlieferung war es einer der letzten römischen Könige, Tarquinius Priscus oder Tarquinius Superbus, der von der kumäischen Sibylle Amalthea drei Bände sibyllinischer Orakel erwarb. Dieser Bericht findet sich, mit vielen sagenhaften Einzelheiten ausgeschmückt, bei Dionys von Halikarnaß, und es mag so viel an ihm wahr sein, daß man in Rom schon in früher Zeit, wenn auch noch nicht im 6. Jahrh. v. Chr., eine Sammlung griechisch geschriebener Orakelsprüche besaß, als deren Verfasser eine Seherin galt, die der Gattung der Sibyllen zugerechnet wurde. Sie standen in hohem Ansehen, das von der Originalsammlung auch auf eine zweite übertragen wurde, die der Senat, nachdem die erste bei dem Brande Roms 83 v. Chr. vernichtet war, auf Grund griechischer Quellen neu anlegen ließ. Sie wurde vor allen wichtigen politischen Entscheidungen befragt, selbst das Christentum erschütterte ihre Autorität nicht, und erst Stilicho soll die sibyllinischen Bücher verbrannt haben.

Allgemein bekannt, wenn auch weniger geschätzt, waren die Sibyllinen in Griechenland. Sie werden in der klassischen Zeit verhältnismäßig selten erwähnt, immerhin geschieht es von so gewichtigen Zeugen wie Heraklit, Euripides, Aristophanes und Plato. Nach der Art der Erwähnung im „Frieden" scheint man sie als Orakel zweiter Klasse betrachtet zu haben, jedoch steht der Spott der Komödie in starkem Widerspruch zu den günstigeren Urteilen Heraklits und Platos.

Weissagende Frauen hat es im ganzen Altertum gegeben. Es ist klar, daß sie nicht durchweg als Sibyllen bezeichnet wurden, aber ob das nur auf einer Gewohnheit beruhte oder ob man den Namen tatsächlich nur auf eine bestimmte Klasse von Wahrsagerinnen anwandte und welche Grundsätze bei seiner Anwendung maßgebend waren, läßt sich nicht sagen. Die Beschreibung, die Heraklit von

der Sibylle gibt, paßt auf jede gottbegeisterte Prophetin, da aber weder die Pythia noch die vielen anderen antiken Seherinnen jemals so genannt werden, so muß wohl ein begrifflicher Unterschied gemacht worden sein. Solange aber weder die Herkunft noch die Bedeutung des nichtgriechischen Wortes Sibylle geklärt ist, wird man in dieser Beziehung über Vermutungen nicht hinauskommen, und es wird so lange auch im Dunkel bleiben, ob der Name ursprünglich eine Einzelperson bezeichnete oder ob er, wie in den uns vorliegenden Quellen, von Anfang an ein Gattungsname war. Die oben genannten Schriftsteller sprechen nur von einer Sibylle; das schließt aber nicht aus, daß ihnen außer der im konkreten Fall zuständigen Prophetin noch andere bekannt waren. In der Mehrzahl spricht zum erstenmal Herakleides Pontikos, Pausanias kennt 4 Sibyllen, Varro 10 und die byzantinische Zeit sogar 12.

Die Vielheit ergab sich aus der großen Menge der im Umlauf befindlichen sibyllinischen Weissagungen. Sie konnten schon rein zahlenmäßig nicht von einer Verfasserin herrühren, und der abweichende, vielfach sogar widersprechende Inhalt der Orakel bestätigte die Annahme, daß mehrere Prophetinnen beteiligt waren. Eine geographische Teilung der Masse lag am nächsten. Je nach dem Wohnsitz der Völker, an die sich die Prophezeiungen in erster Linie richteten, und je nach ihrem Inhalt, ergab sich eine südliche, orientalische, griechische und römische Gruppe und als dazugehörende Verfasserin eine lybische, babylonische, erythräische und kumäische Sibylle. Aber diese Vierteilung, wie sie sich bei Pausanias findet, war nichts Feststehendes, sondern konnte auf geographischer Grundlage noch weiter fortgesetzt werden, und dann spaltete sich von der lybischen Sibylle eine ägyptische ab, von der babylonischen eine chaldäische und hebräische, von der erythräischen eine delphische und samische und von der kumäischen die tiburtinische. Aber zu welcher Zahl man gelangte, sie ist völlig bedeutungslos, da sie nur auf einer nachträglichen Abstraktion von der beinahe unübersehbaren Menge von Weissagungen beruht, die sich mit der Zeit in den verschiedenen Ländern und Städten unter Berufung auf einen sibyllinischen Ursprung angesammelt hatten. Wie willkürlich man dabei verfuhr, beweist die geringschätzende Äußerung des Tacitus, der auf die Frage nach der Zahl der Sibyllen in den Annalen antwortet: seu plures seu una fuere.

Das Primäre bei dieser Mythenbildung sind nicht die Persönlichkeiten, nicht die Orakelkünderinnen, sondern die verkündeten und vorhandenen Orakelsprüche. Daher ist alles, was über die einzelnen Sibyllen berichtet wird, ob es sich um ihren persönlichen Namen, ihre Abstammung, Heimat oder ihren Lebenslauf handelt, nachträgliche Konstruktion und Lokalisierung, die nur insoweit einen gewissen Wert und wissenschaftliches Interesse besitzen, als sie gelegentlich an wirkliche Ereignisse und an Seherinnen, die irgendwo wirklich gelebt haben, anknüpfen mögen. Mehr beweist auch die 1891 in einer Grotte bei Erythrae entdeckte Inschrift nicht, als daß man im 2. Jahrh. n. Chr. überzeugt war, daß dort in unvordenklicher Zeit eine Sibylle gehaust habe. Je weniger Positives man von ihnen wußte, desto üppiger wucherte die Mythenbildung, und im Altertum meinte schon der Philosoph Hermeias, es werde von der Sibylle so viel Wunderbares erzählt, daß alles Fabel zu sein scheine.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es begreiflich, daß die einzelnen Sibyllen sich praktisch nicht auseinanderhalten lassen und schon im Altertum nicht auseinander halten ließen. Schon Varro gibt zu, daß das geistige Eigentum der verschiedenen Prophetinnen mit Ausnahme der erythräischen sich nicht unterscheiden lasse. Wir sind nicht in der Lage, die besondere Eigenart der letzteren nachzuprüfen, aber so viel steht fest, daß die große Masse der Weissagungen viel zu ähnlich, viel zu schablonenhaft war, als daß sie einer bestimmten Verfasserin zugewiesen werden konnte. Bei der beabsichtigten Dunkelheit der Orakelsprüche erschien dem einen chaldäisch, was der andere für ägyptisch hielt, dem einen dünkte echt, was der andere für eine grobe Fälschung erklärte. Durch den dauernden Zustrom neuer Orakel, die bald unter dieser, bald unter jener Flagge auftauchten, wuchs die Verwirrung ins Ungemessene, und wenn man das eine Orakel dieser, das andere jener Sibylle zuteilte, so war es die reine Willkür, ohne daß man irgendwelche Kriterien für alt und neu, für echt und falsch besaß, wenn diese Unterschiede sich überhaupt machen ließen. Um dem Unfug, der mit den Sibyllinen getrieben wurde, zu steuern, ließ Augustus alle Fälschungen vernichten, deren er habhaft werden konnte. Aber daß er dabei nach kritischen Merkmalen verfuhr, ist nicht anzunehmen, vermutlich verfielen nur die Orakelsprüche, die nicht in

diese offizielle Sammlung einer Stadtgemeinde eingetragen waren, der Vernichtung. Möglich wäre, daß bei seiner Auslese die der erythräischen und chaldäischen Sibylle in besonderem Maße geschont wurden, sie genossen einen Vorrang vor ihren Kolleginnen, die eine, wie aus Varro hervorgeht, durch ihre Autorität, die andere durch ihr sagenhaftes Alter.

Die alten Sammlungen wie die sibyllinischen Bücher in Rom enthielten entweder Orakel, die wirklich erteilt und zwecks dauernder Erhaltung niedergeschrieben waren oder eine Spruchweisheit, die nach Form und Inhalt den Orakeln glich und von ihnen nicht zu unterscheiden war. Sie mögen gelegentlich etwas weiter ausgeholt haben, aber wie alle sonstigen überlieferten orakelartigen Verheißungen waren sie kurz, bestanden nur aus wenigen Hexametern und hatten untereinander keinen Zusammenhang. Wenn man bei Aufstellung der Sammlung sicher bemüht war, Gleich- und Ähnlichklingendes zu verbinden, so konnte dies rein äußerliche Verfahren doch die übergeordnete Idee und die fehlende Einheit nicht ersetzen, die die Voraussetzung einer fortlaufenden Dichtung von größerem Umfang bilden. Es bestand also ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den alten sibyllinischen Orakeln und den neueren sibyllinischen Dichtungen. Das ist von der bisherigen Forschung übersehen worden, sie betrachtet gewohnheitsmäßig die Sibyllendichtung als eine unmittelbare Fortsetzung der alten Orakel. So einfach verlief die Entwicklung nicht. Die alten Spruchsammlungen enthielten trotz der Verwendung des Hexameters keine Poesie, und ein poetischer Typus wie die sibyllinische Dichtung konnte sich aus ihnen nur herausbilden, weil sie in der zeitweilig offenbar sehr beliebten Geschichtserzählung in Form der Prophetie eine literarische Ergänzung fanden. Wann diese aufgekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Angeblich gab es schon im 8. oder 7. Jahrh. v. Chr. ein Gedicht, das den Untergang Trojas als künftiges Ereignis im Ton der Weissagung berichtete. Es zirkulierte auch schon unter dem Namen einer Sibylle, aber diese Angabe sowie der Gebrauch des Futurums beruhten auf einer Fiktion und waren, da der Name des wirklichen Autors bekannt war, nicht bestimmt, den Eindruck eines Orakels und eines übernatürlichen Ursprungs zu erwecken. Ein weiteres, wesentlich jüngeres Beispiel der Zukunftserzählung bietet die „Alexandra“

des Lykophron um 270 v. Chr. Die von Apollo inspirierte Kassandra verkündet dort den Fall Trojas, einen Teil der Nostoi, darunter die Irrfahrten des Aeneas mit einem offensichtlich nachträglich hinzugefügten Ausblick auf die Größe der Stadt Rom. Auch in diesem Fall ist von einem Anspruch auf orakelhafte Geltung nicht die Rede, die Prophetie ist nur Formsache, nur eine poetische Einkleidung, wie sie in der dramatischen Poesie gang und gebe war. Die sibyllinischen Orakel auf der einen Seite, auf der anderen die Geschichtserzählung in Form der Weissagung, die vermutlich viel verbreiteter war, als wir nach den spärlich erhaltenen Überresten anzunehmen geneigt sind, sind die beiden Wurzeln der sibyllinischen Dichtung. Ihre Verbindung lag bei den zahlreichen inhaltlichen Anklängen und formellen Berührungspunkten der beiden Gattungen sehr nahe. Die eine wie die andere berichtete künftige Ereignisse, die eine in der den Orakelkündern geläufigen mystischen Ausdrucksweise, die andere ahmte diese nach, um sich den Anschein eines Orakels zu geben. Für die poetische Zukunftserzählung bedeutete es eine wesentliche Steigerung des Interesses und des Effektes, wenn man sie mit der Kraft der alten Orakel durchdringen konnte, wenn man das, was bisher nur ein technischer Kunstgriff war, in Wahrheit verwandelte, indem man nicht nur die Form der Weissagung gebrauchte, sondern auch materiell Weissagung verkündete.

Der große Aufschwung der Sibyllinendichtung fällt in die Alexandrinische Zeit und setzte wohl bald nach dem Tod des großen Eroberers ein. Die Frage ist, ob sie das vorgesteckte Ziel erreichte, ob man ihr eine übermenschliche Bedeutung und Herkunft beilegte oder ob man sie doch nur als Dichtung sub specie des Orakels betrachtete?

Die Frage läßt sich auf Grund des überkommenen dürftigen Materials nur mit bedingter Sicherheit beantworten. Keine heidnische Sibylline ist erhalten, was wir von ihnen besitzen, sind entweder spärliche Zitate bei anderen Autoren oder Partien, die sich aus den jüdischen und christlichen Dichtungen als ältere Bestandteile aussondern lassen. Die Fragmente reichen zur Herstellung eines klaren Bildes und abschließenden Urteils nicht aus. Immerhin ist die Annahme berechtigt, daß die heidnischen Sibyllinen sich von den späteren grundsätzlich nicht unterschieden. Dafür

spricht der Gebrauch, den die gräzisierenden jüdischen Schriftsteller in Alexandria von der sibyllinischen Dichtung machten. Wenn sie diese von den Heiden geschmiedete Waffe im Kampf gegen das Heidentum verwenden wollten, so mußte ihnen daran liegen, sie äußerlich so wenig als möglich zu verändern. Sie erreichten ihren Zweck, ihre eigenen monotheistischen Ideen den Heiden zugänglich zu machen, um so sicherer, je mehr das in der den Griechen geläufigen Form geschah. Die jüdischen Sibyllinisten übten keine schöpferische Tätigkeit aus, sondern sie versahen nur eine nach Form und Inhalt feststehende Gattung mit einer neuen Tendenz.

Wie in den erhaltenen so trat auch schon in den heidnischen Sibyllinen der wirkliche Verfasser in völliger Namenlosigkeit hinter der angeblich prophezeienden Sibylle zurück, und auch diese wieder lehnte das Urheberrecht mehr oder weniger energisch ab und erklärte, daß sie nur unfreiwillig, sogar mit äußerstem Widerstreben unter einem göttlichen Zwang, die sich ihrem Geist aufdrängenden Visionen verkündete. Auf diese Selbstherabwürdigung zu einem willenlosen Werkzeug übernatürlicher Gewalten legte die Seherin den größten Wert, denn dadurch akkreditierte sie ihre Worte als besonders vertrauenswürdig. Der Verdacht, daß sie Äußerungen eines gewöhnlichen Menschen, ja überhaupt irdischen Ursprungs seien, wurde dadurch ausgeschlossen. Demselben Zweck dienen die Angaben, die die Sibylle über ihre Person macht. Sie ist natürlich uralt, und ihr irdisches Dasein zählt zum mindesten nach Jahrhunderten. Die Ereignisse mögen noch so weit in der Vergangenheit zurückliegen, sie ist immer und überall dabeigewesen. Wenn die jüdische Sibylle behauptete, daß sie lange vor der Sintflut gelebt habe, so schrieben sich ihre heidnischen Vorgängerinnen ein ähnliches Alter und eine diesen reifen Jahren entsprechende Weisheit zu. Sie verfügen aber neben der Bejahrtheit noch über eine Abstammung, die ihre Qualifikation zur Prophetin außer Frage stellt. In einem der erhaltenen Stücke stellt sich die Sibylle als Schwiegertochter Noahs vor, die mit ihm schon in der Arche gesessen habe. Das ist natürlich eine jüdische Erfindung. Wenn ihre Kolleginnen sich aber als Tochter des Teiresias, als Verwandte oder Freundin der Göttin Isis, als Frau oder Schwester Apollos oder als Kind eines sagenhaften Chaldäers

Berosos[1]) ausgeben, so handelt es sich offenbar um Genealogien, die aus heidnischer Zeit stammten, von den späteren jüdischen und christlichen Autoren aber beibehalten wurden, weil auch ihre Sibyllen einen den Heiden imponierenden Stammbaum gebrauchen konnten.

Das Wesen der Sibyllinen ist Ankündigung eines zukünftigen Ereignisses, und da das psychologische Bedürfnis, einen Blick in die Zukunft zu tun, nur bei einer drohenden Gefahr besteht, so enthalten sie die Ankündigung eines kommenden Unheils. Das geschieht entweder in bedingter oder unbedingter Form. Entweder ist die Lage so, daß das Unheil unvermeidbar ist, und die Aufgabe der Sibylle beschränkt sich dann darauf, es in seiner ganzen Schrecklichkeit auszumalen, oder das Unheil kann durch Ein- und Umkehr (*μετάνοια*) noch abgewendet werden, und dann erscheint die Prophetin als Warnerin, die zugleich auf die entsetzlichen Folgen hinweist, für den Fall, daß ihre Mahnungen kein Gehör finden sollten. Die Absicht war, einen bestimmten Kreis von Menschen, an den die Weissagung gerichtet war, in einer bestimmten Richtung, zu einem Handeln oder Unterlassen zu beeinflussen. In den überlieferten Gedichten handelt es sich durchweg um ein religiöses Verhalten, in den heidnischen mag auch gelegentlich vor falschen Göttern und falschen Glaubenslehren gewarnt worden sein, in der Hauptsache waren die Sibyllinen damals aber politisch. Dem Mißbrauch war natürlich Tür und Tor geöffnet, die Prophetenkunst konnte zu lauteren und unlauteren Zwecken ausgebeutet werden, aber es wäre darum doch verfehlt, die Verfasser durchweg als Schwindler und wissentliche Betrüger hinzustellen. Die schwere Erschütterung, die nach dem Tode Alexanders in der gesamten griechischen Welt eintrat, rief sicher Männer auf den Plan, die den Beruf zum mahnenden Propheten in sich spürten, die ihre Mitmenschen durch Hinweis auf den drohenden Untergang auf den Weg der Besserung führen wollten, und wenn sie diese ihre vermeintliche göttliche Mission im Namen

---

[1]) Daß dieser Berosos mit dem Historiker und Priester gleichen Namens, der um 300 v. Chr. in Babylon lebte und schrieb, in Verbindung steht, ist unbestreitbar. Die Sibylle hatte aber offenbar nur eine sehr dunkle Kunde von ihm und wußte vermutlich nur, daß er den Hellenen die Kenntnis der chaldäischen Astrologie vermittelt hatte. Das war für sie ein hinreichender Grund, ihn in eine unvordenkliche Vergangenheit zu versetzen.

und unter der Maske einer angeblich uralten Sibylle ausübten, so nahm das Altertum daran keinen Anstoß und sah, selbst wenn es den Sachverhalt kannte, in dem Verfahren keinen Betrug, sondern ein durchaus zulässiges und auch sonst vielfach gebrauchtes literarisches Hilfsmittel.

Im Gegensatz zu den alten Orakelsprüchen, die nur das kommende Ereignis ankündigten, holte die sibyllinische Dichtung — und offenbar auch schon die heidnische — weiter aus und pflegte die aus der gegenwärtigen Lage entspringende bevorstehende Gefahr historisch zu ,,untermauern". Wie in der Geschichtserzählung in Form der Prophetie wurden von einem in der entlegensten Vergangenheit liegenden Zeitpunkt aus alle möglichen Ereignisse vorhergesagt, die unterdessen natürlich längst eingetreten waren. Der Sibyllinist erreichte damit einen doppelten Zweck. Auf der einen Seite legte er seine durch die geschichtlichen Vorgänge bewiesene Weltanschauung dar und verkündete den Ruhm des Gottes, dem seine Sibylle angeblich ihre Inspiration verdankte, auf der anderen verstärkte er deren Glaubwürdigkeit. Aus der absoluten Richtigkeit, mit der sie die vergangenen Ereignisse vorausgesehen hatte, ließ sich ein Schluß auf die unbedingte Zuverlässigkeit ihrer Prophetengabe ziehen. Alles Unheil der Vergangenheit wird deshalb in liebevoller epischer Breite auseinandergesetzt, weil sein vorhergesehener Eintritt als Bürgschaft der in die Zukunft weisenden Voraussagen dient. Die Sibylle will ihre unbedingte Überlegenheit über alle konkurrierenden Wahrsager darlegen. Das geschieht unter scharfen Ausfällen gegen die Schwindelpropheten, die ihre Weisheit nicht an der richtigen Quelle schöpfen und nur ,,des Gewinnes halber" Schändlichkeiten (*αἰσχρά*) weissagen. Die Seherin rechnet damit, daß man ihr zunächst nicht glaubt, ja daß man sie als Lügnerin beschimpft, aber wenn einst alles eingetroffen sei, dann werde man ihrer gedenken als ,,der großen Prophetin Gottes".

Das sind allerdings Äußerungen der späteren jüdischen und christlichen Sibyllinen, aber man darf annehmen, daß die voraufgehenden heidnischen trotz der weit verbreiteten stoischen Weltanschauung, die im allgemeinen der Mantik günstig gesinnt war, ebenso stark, wenn nicht noch stärker, angezweifelt wurden und daher ebenso kräftige Beteuerungen ihrer Zuverlässigkeit enthielten.

Das führt uns zu der schon aufgeworfenen Frage nach der Bewertung der Sibyllendichtung zurück. Sah man in ihr eine überirdische Offenbarung oder betrachtete man sie nur als Dichtung in prophetischer Form? Glaubte man an diese Voraussagen der angeblichen Sibyllen und galten sie als gleichberechtigt mit den von der Religion anerkannten Orakelbüchern?

Daß die Dichtungen auch als Orakel, als oracula oder *χρησμοί* bezeichnet wurden, ist nicht beweiskräftig, da dieser Ausdruck schon durch die äußere Form, unabhängig von der Bedeutung des Inhalts, gerechtfertigt wird. Es ist auch kein Fall bekannt, daß sie wie die alten Spruchsammlungen zur Information über den Ausfall wichtiger Entscheidungen benutzt wären, ja nach ihrem ganzen Aufbau und nach ihrem Inhalt kamen die uns erhaltenen Sibyllinen für derartige Nachschlagezwecke nicht in Betracht. Dasselbe darf man von den voraufgehenden heidnischen Gedichten annehmen. Sie waren nicht zum praktischen Gebrauch bestimmt und blieben von den durch eine langjährige Tradition eingebürgerten und von der Staatskirche anerkannten wirklichen Orakeln durch eine breite Kluft getrennt. Diese besaßen eine amtliche Autorität, die sibyllinischen Dichtungen dagegen waren private Arbeiten, denen nur so viel überzeugende Kraft zukam, als sie sich durch ihren Gehalt oder das Ansehen ihrer angeblichen Verfasserin verschafften. Die Bewertung war danach im einzelnen Fall verschieden, und es scheint, ohne daß sich dieser Eindruck aus dem vorhandenen spärlichen Material beweisen ließe, daß die Anerkennung der Sibyllinen nach der Schätzung ihrer Verkünderinnen abgestuft war. Es scheint, daß die unter dem Namen der Erythräerin gehenden Gedichte ziemlich gläubig aufgenommen wurden, daß der weitverbreitete Aberglaube sich mit Vorliebe an die vermeintlichen chaldäischen hielt, daß aber die übrigen Sibyllinen nicht sehr hoch geschätzt wurden. Wenn wir beispielsweise sehen, daß Vergil in der IV. Ekloge sich an eine sibyllinische Dichtung anlehnt, ihre Weissagung aber zu einem Kompliment für Augustus benutzt und daß er diese Prophezeiung herausgab, obgleich sie unterdessen durch die Geburt einer Tochter statt des erhofften messianischen Königsohnes gegenstandlos geworden war, so scheint es fast, als hätte man die sibyllinische Dichtung nicht ernst genommen und sie nur als eine poetische Spielerei betrachtet. Dem

steht auch die Achtung nicht entgegen, mit der die meisten vorjüdischen Schriftsteller von den sibyllinischen Orakeln sprechen, da man damit rechnen muß, daß ihre Worte nicht der späteren sibyllinischen Dichtung, sondern den alt-ehrwürdigen Spruchsammlungen gelten.

Auf der anderen Seite wird diese Geringschätzung durch die Tatsache aufgewogen, daß die jüdischen und nach ihnen die christlichen Autoren in der sibyllinischen Dichtung ein wirksames Werkzeug zur Verbreitung ihrer Religion sahen. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß sie, selbst wenn man an ihrem unvordenklichen Alter und an ihrer orakelhaften Kraft zweifelte, in weiten Kreisen einen starken Einfluß ausübte. Nur unter dieser Voraussetzung wird es verständlich, daß die monotheistischen Glaubenslehren sich dieser Gattung mit dem regsten Eifer bemächtigten. Wenn nicht mehr, so waren die Sibyllinen offenbar Lehrgedichte, die vielleicht mehr wegen ihrer geheimnisvollen Herkunft als wegen ihres Inhalts in den gebildeten griechischen Kreisen mit einer gewissen Ehrfurcht, in den ungebildeten mit der naiven Gläubigkeit aufgenommen wurden, die der gewöhnliche Mensch allem Fremdartigen entgegenzubringen pflegt.

Erhalten sind uns nur jüdische und christliche Sibyllinen. Sie stammen aus verhältnismäßig später Zeit, die ältesten sind nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. erschienen und noch viel später, erst mehrere Jahrhunderte nach Beginn der christlichen Zeitrechnung, erfolgte die heutige Redaktion. Die „seltenen und verworrenen“ Dichtungen befanden sich damals in einem übeln Zustand, und wenn der Herausgeber zwischen ihnen Einheit und Zusammenhang (*ἁρμονία καὶ συνάφεια*) herstellen wollte, so ging das ohne Gewaltsamkeiten nicht ab, deren Spuren noch heute erkennbar sind. Von dem Wesen der Sibyllinen hatte er zunächst eine unzulängliche Vorstellung, von ihrem historischen Werdegang überhaupt keine. Er sah in ihnen prophetenartige Hymnen zu Ehren des dreieinigen Gottes, und in diesem Irrtum nahm er Stücke auf, die mit den das eigentliche Thema bildenden Weissagungen nicht das geringste zu tun haben. Auch die beabsichtigte Einheit ließ sich nicht erreichen. Vermutlich war sie selbst innerhalb der einzelnen Gedichte damals so wenig vorhanden wie heute. Heidnische, jüdische und christliche Bestandteile standen unver-

mittelt und unausgeglichen nebeneinander, wie das bei Dichtungen unvermeidlich war, die je nach den veränderten geschichtlichen Ideen, aber unter möglichst weitgehender Ausnutzung der alten Überlieferung mehrfach um- und überarbeitet waren. Ähnlich verhält es sich mit den spätesten rein christlichen Stücken. Heidnische und jüdische Elemente sind in ihnen zwar so spärlich, als es bei dem nachahmenden Charakter der Gattung und bei der äußerst dürftigen poetischen Begabung der Nachzügler möglich war, dafür aber kreuzen sich in ihnen die verschiedenen Tendenzen, mit denen die christliche Kirche im Laufe ihrer mehrhundertjährigen Entwicklung zu kämpfen hatte. Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir uns auf Grund der Sibyllinen, wie sie uns vorliegen, nur ein sehr unzulängliches Bild von den ursprünglich heidnischen Gedichten machen können, und daß sie selbst von den jüdischen und christlichen, deren Blütezeit in den ersten beiden Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt lag, nur eine unvollkommene Vorstellung geben.

Es kann als sicher gelten, daß die ursprünglichen Gedichte mit jeder Überarbeitung, der sie im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren, eine Verschlechterung erfuhren. Drei Bearbeitungen können wir nachweisen, die erste im jüdischen Sinn, die zweite unter christlicher Tendenz, die dritte bei der Schlußredaktion, die etwa in das 6. Jahrh. n. Chr. fällt. Neben den Bearbeitungen entstanden zu allen Zeiten gelegentlich auch neue Gedichte, aber der poetische und geistige Rückschritt erstreckte sich auch auf sie, da sie natürlich nach dem Vorbild der Bearbeitungen entworfen waren. Mit dem Moment, wo die Sibyllinen zur monotheistischen Propaganda benutzt wurden, verloren sie die Mannigfaltigkeit, die die Wiederspiegelung der wechselnden politischen Geschehnisse in der Prophetie ihnen verlieh. Sie wurden religiös und damit durch die beständige Wiederholung desselben Themas einförmig. Die Weissagung beschränkte sich auf Ankündigung der Übel, die den Ungläubigen bevorstehen, und des Glücks, das der Gläubigen wartet. Darunter fielen zwar noch irdische Vorgänge wie Untergang und Wiederaufrichtung von Reichen und Städten, aber sie spielen im Vergleich zu den jenseitigen Schrecken eine untergeordnete Rolle. Das Kernstück der Sibyllinen bildet die Schilderung des Weltunterganges, des allgemeinen Weltbrandes und Weltgerichts, das der wiederkehrende Messias abhalten wird. Der pro-

phetische Teil der Dichtung wird eschatologisch, während die in die Vergangenheit zurückgreifenden historischen Partien sich zu einer Interpretation der Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Offenbarung der Allmacht des einzigen wahren Gottes entwickeln. Es wird gezeigt, daß es zum Schluß allen Heiden schlecht gegangen ist, und es wird immer wieder auf das Beispiel der Juden verwiesen, die, weil sie sich von den Lastern und dem Unglauben der anderen Völker rein gehalten hätten, der Gunst Gottes im besonderen Maße teilhaftig geworden seien.

Diese Lobpreisungen mögen den Juden wohlgetan haben, aber bestimmt war diese religiöse Propaganda, wenn nicht ausschließlich, doch in erster Linie für heidnische Leser. Um bei ihnen Eingang zu finden, mußte sie auf ihre Denkweise Rücksicht nehmen, sie mußte sich entjudaisieren und unter Bewahrung der jüdischen Tendenz nach Möglichkeit einen heidnischen Standpunkt einnehmen. Das geschah schon durch die Wahl eines den Griechen geläufigen poetischen Typus wie die Sibyllinen, aber man ging noch weiter. Wenn Celsus den Christen vorwirft, daß sie, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, viele unheilige Dinge in die sibyllinischen Orakel hineinschrieben, d. h. daß sie sie in ihrem Sinne interpolierten, so haben offenbar die Juden vorher schon dasselbe Verfahren beobachtet. Sie dichteten nicht selber, sondern übernahmen heidnische Sibyllinen, die sie nach Bedarf bearbeiteten und zurecht stutzten. Oft genügte, daß man den Plural Götter in Gott verwandelte, aber häufig war nicht einmal das notwendig, da der herrschende Euhemerismus es erlaubte, von Göttern zu reden, dabei aber an Heroen zu denken, denen der Mythus göttlichen Rang erteilt habe. Um sich den heidnischen Anschauungen noch inniger anzupassen, gab die Sibylle unter Umständen selbst zu, daß sie selber nicht dem wahren Glauben gehuldigt, sondern im Irrtum gelebt habe, und nicht nur das, sondern sie stellte sich sogar als verworfene Sünderin hin, die dank ihrer Vision wohl anderen den Weg zum Heil zeigen könne, persönlich aber keine Aussicht habe, ihn zu betreten. Der jüdische Bearbeiter mochte es als besonders wirksamen Trumpf betrachten, wenn er die Seherin wegen der schamlosen Dinge (*ἀναιδέα*), die sie verübt, ihre eigene Vernichtung durch das höllische Feuer voraussehen ließ. Er statuierte ein Exempel, wie es einleuchtender kaum möglich war. Die Sibylle

überbot sich selbst, indem ihre eigene Prophetenkunst sich gegen sie selber richtete. Es war nicht schwer, die ursprünglich heidnischen Sibyllinen auf diese Weise in jüdische umzufärben. Und noch leichter machten sich die nachfolgenden christlichen Bearbeiter ihre Aufgabe. Der Verdammnis aller ungläubigen Völker brauchten sie nur die der ebenso sündhaften Juden hinzuzufügen und das Lob des alleinigen Gottes durch das seines Sohnes zu ergänzen, und die Umarbeit im christlichen Sinn war vollzogen.

So willkürlich sie aber mit dem überkommenen Gut verfuhren, so kann doch weder bei den jüdischen noch den christlichen Sibyllinisten von einem freien poetischen Schaffen die Rede sein. Einerseits waren sie durch ihre Tendenz, andererseits durch die beabsichtigte möglichst enge Anlehnung an die heidnischen Vorlagen beschränkt. Vor allem ging auf dem langen Weg und bei den mehrfachen Bearbeitungen das seherische Element mehr und mehr verloren, von dem wir annehmen dürfen, daß es ursprünglich viel stärker vorhanden war, da auf ihm der Einfluß beruhte, den die Sibyllinen genossen. In den vorhandenen Gedichten gibt es einige Stellen, in denen eine echte und hinreißende religiöse Begeisterung zum Ausdruck kommt, im allgemeinen aber redet die jeweilige Sibylle viel von dem übersinnlichen Rausch und dem prophetischen Wahnsinn, in dem sie ihre angeblichen Visionen von sich gibt, man spürt davon aber so gut wie nichts. Die erhaltenen Sibyllinen sind meistenteils nüchtern, wenn nicht trivial, mehr ein Werk des spekulierenden Verstandes als der religiösen und der poetischen Verzückung. Dieser Eindruck wird durch die absichtliche Verworrenheit und Dunkelheit des Textes verstärkt. Die Verfasser vermeiden den klaren Ausdruck und den logischen Aufbau, weil beides mit der rein verstandesmäßigen Auffassung, die sie sich von einer Weissagung machen, unverträglich ist. Möglich, daß sie auch dabei von älteren Vorlagen, in denen noch die Idee wirklich erteilter Orakelsprüche fortlebte, bestimmt wurden, aber wie dem auch sein mag, der Stil der Sibyllinen besitzt nichts Visionäres, sondern mit seiner Unklarheit und Zerfahrenheit, seinen gesuchten Wortspielen und ausgeklügelten Akrostichen ist er das Ergebnis einer gekünstelten und schlechten Technik.

Immerhin, solange der Monotheismus, sei es in jüdischer oder christlicher Form, noch mit der heidnischen Übermacht zu ringen

hatte, besaßen die Sibyllinen einen gewissen Kampfwert, der in einer gehobenen Kampfstimmung zum Ausdruck kommt. Als das Christentum zur Herrschaft gelangt war, schwand auch diese. Der Zweck der Gedichte war ja erreicht, und damit war ihre Existenzberechtigung weggefallen. Sie wurden rein doktrinär, versifizierte Geschichtsklitterungen, die infolge ihrer überspitzten Dunkelheit den Zeitgenossen vermutlich ebenso unverständlich, aber auch ebenso ungenießbar waren wie uns heute. Immerhin ist es ein Beweis für den starken Einfluß, den die Sibyllendichtung zeitweilig ausgeübt haben muß, daß sie selbst in einer Periode noch fortgesetzt wurde, wo alle ihre Voraussetzungen nicht mehr vorhanden waren. Dafür spricht auch die Erwähnung der Sibyllinen in der patristischen Literatur. So häufig sie erfolgt, so kann doch von einer allgemeinen Anerkennung nicht die Rede sein. Auch Celsus bemerkt höhnisch, daß die Sibylle nur bei einigen unter den bekämpften Christen in so hohem Ansehen stehe, daß sie die Seherin für eine Tochter Gottes erklärten. Genannt wird sie von Theophilus, Justinus Martyr, Athenagoras, Clemens Alexandrinus und Tertullian im 2. Jahrh. n. Chr., später noch von Eusebius Origines, Lactantius, Augustin, Sozomenus und in den Apostolischen Konstitutionen. Das sind gewiß beachtenswerte Gewährsmänner, dagegen schweigen sich andere Kirchenschriftsteller über die Sibylle völlig aus, selbst wo man eine Erwähnung erwarten sollte. Wenn sich unter den Stimmen für die Sibylle überwiegend solche aus Syrien und Afrika finden, so ist das vermutlich Zufall und beruht nicht auf einer besonders lebhaften Tradition in diesen Gegenden. Sie genügte aber, um die Kunde von der ursprünglich heidnischen Seherin in Osteuropa und unter der byzantinischen Christenheit lebendig zu erhalten. Die politischen Ereignisse, in erster Linie die durch das Aufkommen des Islam drohenden Gefahren, erneuerten dort die Weltuntergangsstimmung, die die Voraussetzung der sibyllinischen Dichtung bildete und der Bewahrung, Fortsetzung und Ergänzung der vorhandenen besonders günstig war. Im Abendland dagegen wurde die Tradition offenbar durch die Stürme der Völkerwanderung unterbrochen und erst danach von einzelnen Gelehrten auf Grund der erhaltenen antiken Quellen und unter Anregung aus Konstantinopel wieder aufgenommen.

DIE GRUNDZÜGE DER MITTELALTERLICHEN GESCHICHTSANSCHAUUNGEN

VON HERBERT GRUNDMANN

Wenn man als Geschichtsanschauungen nur solche Gedanken gelten lassen wollte, die von der Betrachtung der geschichtlichen Wirklichkeit ausgehen und aus der Anschauung selbst das Wesen geschichtlicher Vorgänge begreifen wollen, dann könnte von Geschichtsanschauungen im Mittelalter überhaupt nicht die Rede sein, so wenig wie im entsprechenden Sinne von politischen Anschauungen. Denn alle Gedanken und Äußerungen über den Gang der Geschichte, soweit sie sich nicht in der Mitteilung von Ereignissen und Tatsachen erschöpfen, und alle Formen, in die man die Kenntnis der Geschichte zu fassen sucht, gehen in diesen frühen Jahrhunderten der europäischen Geschichte vielmehr aus von einem Wissen über die von Gott bestimmte Ordnung der Zeiten, das aus der Offenbarung und aus der Tradition stammt und nicht erst in der geschichtlichen Welt aufgefunden, sondern nur in ihr wiedergefunden und nachgewiesen werden muß. Und dieses Wissen über die Zeitenordnung erstreckt sich nicht nur auf die Vergangenheit seit der Weltschöpfung, sondern zugleich über die künftige Geschichte bis ans Weltende. Das ist das Grundschema für alle mittelalterliche Geschichtsbetrachtung.

Eben deshalb hat die kritische Geschichtsforschung des 19. Jahrh. den mittelalterlichen Vorstellungen und Urteilen über den Geschichtsverlauf verhältnismäßig wenig Beachtung geschenkt. Sie wollte aus der Überlieferung als das für den Historiker Brauchbare nur die Tatsachen herausschmelzen. Die Gedanken, mit denen das Mittelalter selbst diese Tatsachen in sein Weltbild und sein Geschichtsbild eingeordnet hat, mußten dabei gleichsam als Schlacke ausgeschieden werden. Da sie nicht mehr als wahr und richtig gelten konnten, schienen sie die unbefangene Beurteilung der Tatsachen nur zu stören. Mit dieser kritischen Absicht hat noch

z. B. Ernst Bernheim die mittelalterlichen Zeitanschauungen behandelt. Zur Feststellung der Tatbestände hat sich dieses Verfahren gewiß als außerordentlich erfolgreich und unentbehrlich erwiesen. Es ist nur allerdings mit der Gefahr verbunden, daß man die geschichtlichen Ereignisse so behandelt, als wären sie gleichsam in einem geistigen Vakuum geschehen, und es bedarf zu seiner Ergänzung immer wieder der Besinnung darauf, daß alle Taten und Werke, alle geschichtlichen Leistungen und Gebilde jener Zeit unter den gleichen geistigen Voraussetzungen gestanden haben, unter denen auch die Überlieferung davon, vor allem die Werke der Geschichtsschreiber entstanden sind. Wenn alle zeitgenössischen Betrachter und Chronisten und nicht nur die zünftigen Theologen die Geschichte unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten göttlich verbürgten Ordnung der Zeiten betrachten und beurteilen, so können nicht gleichzeitig die Menschen, die Geschichte machten, ganz unbekümmert um dieses offenbarte und überlieferte Wissen um die Zeitenordnung gehandelt haben, im Mittelalter weniger als in irgendeiner anderen Zeit. Um so weniger, als es oft dieselben Menschen und meistens dieselben Schichten waren, mit derselben Art, wenn auch nicht demselben Grad von geistiger Bildung, die Geschichte machten und Geschichte schrieben. Auch wenn man die mittelalterlichen Geschichtsanschauungen nicht mehr für wahr und richtig hält, hat man sich also zu fragen, wieweit sie wirksam waren und infolgedessen wichtig sind zum Verständnis der geistigen Voraussetzungen, der Triebkräfte und Leitideen der mittelalterlichen Geschichte und Politik.

Was wir aus den Quellen über diese Zeit- und Geschichtsvorstellungen erfahren, ist allerdings nicht eine gleichförmige Wiederholung einer in allen Einzelheiten dogmatisch festgelegten Theorie, sondern es weicht in vielen Spielarten voneinander ab. Man hat also zunächst zu erwägen, ob auch in diesem Sinn überhaupt von bestimmten Geschichtsanschauungen „des Mittelalters“ gesprochen werden kann. Wenn wir nur die Sondermeinungen einzelner Schriftsteller und Chronisten über den Geschichtsverlauf vorfänden und keine Gewähr dafür hätten, daß ihre Zeitgenossen, auch wenn wir keine Äußerungen von ihnen kennen, von gleichen oder ähnlichen Anschauungen bestimmt waren, dann bliebe allerdings der Wert solcher Feststellungen für das Verständnis der

geistigen Voraussetzungen und der bewegenden Kräfte mittelalterlicher Politik und Geschichte gering oder überhaupt fraglich. In dieser Weise sind diese Dinge bisher auch meist behandelt worden, als ob es sich nur um Einzelerscheinungen ohne große Bedeutung für das Ganze handelte. Tatsächlich ergibt sich aber bei näherem Zusehen ein fester Bestand von Überzeugungen über die Ordnung der Zeiten und den Verlauf der Geschichte, die allen rechtgläubig Denkenden seit der Patristik, während des ganzen Mittelalters und zum Teil weit darüber hinaus durchaus gemeinsam waren. Erst im Rahmen dieses gemeinkatholischen Geschichtsbewußtseins bilden sich immer von neuem besondere Auffassungen und Anschauungen heraus, die aber auch wieder in vielen Fällen nicht nur von einzelnen Köpfen erdacht, sondern aus einer bestimmten geschichtlichen Lage hervorgewachsen und in ihr auch geschichtlich wirksam gewesen sind. Neben diesen gemeinkatholischen Geschichtsvorstellungen und ihren besonderen Ausprägungen treten dann außerdem in bestimmten Stadien der mittelalterlichen Geistesgeschichte auch grundsätzlich abweichende Geschichtsanschauungen hervor, die mit der christlich-patristischen Zeitenlehre unvereinbar sind und ihr gegenüber infolgedessen als häretisch gelten. Auch sie sind für den Historiker wichtig, weil darin immer zugleich mit einer neuen Haltung gegenüber der Vergangenheit und der Überlieferung auch eine neue Einstellung zu den geschichtlichen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft in Erscheinung tritt. Erst wenn der Historiker diese verschiedenen Formen mittelalterlicher Geschichtsvorstellungen zu sondern weiß, wenn er in seinen Quellen nicht mehr gerade die Geschichtsanschauungen auffällig und bemerkenswert findet, die im Mittelalter Gemeingut sind, und andere als selbstverständlich hinnimmt, die in ihrer Zeit eigenartig, neu und revolutionär sind, erst dann kann er ihre Bedeutung für den Gang und die Gestaltung des geschichtlichen Lebens verstehen. Es soll im folgenden versucht werden, die Grundzüge dieser Zeit- und Geschichtslehren aufzuzeigen und dabei ihre Bedeutung für den Wandel des geschichtlich-politischen Lebens wenigstens anzudeuten.

Ob und inwieweit im Geschichtsbewußtsein der mittelalterlichen Völker Geschichts- und Zeitvorstellungen germanischen Ursprungs überhaupt lebendig und wirksam geblieben sind, das ist

aus unserer Überlieferung nicht zu entnehmen. Das Geschichtsbild aller unserer Quellen ist vielmehr durchaus bestimmt durch die christlichen und patristischen Gedanken über die von Gott gesetzte Ordnung und Gliederung des Zeitverlaufs und den Gang der Geschichte. Ihre Wurzel liegt in der Verheißung der Evangelien und der Apostelschriften, daß das Gottesreich bei Christi Wiederkehr in nächster Zeit anbrechen werde. Dieses urchristliche Bewußtsein, am Ende des irdischen Geschichtsverlaufs zu stehen und den Anbruch des Gottesreiches in naher Zukunft erwarten zu dürfen, hat sich in der Zeit der Patristik Schritt für Schritt umgeformt zu einer bestimmten Lehre über den gesamten Geschichtsverlauf, deren Hauptthese es ist, daß mit Christus ein neues, und zwar das letzte Zeitalter begonnen hat, das bis zur zweiten Parusie am Ende der Welt dauern wird. Seit dem 6. Jahrh. hat dieses Epochenbewußtsein auch seinen chronologischen Ausdruck gefunden in der Zeitrechnung nach Jahren seit Christi Geburt; und die Überzeugung vom Endzeitcharakter der mit Christus beginnenden Epoche, die bis zum Weltende reicht, ist der Grundpfeiler aller rechtgläubig-christlichen Geschichtsauffassung durch das ganze Mittelalter hindurch (und in der katholischen Geschichtslehre übrigens bis heute) geblieben, sie ist der gemeinsame feste Ansatzpunkt für alle christlichen Geschichtslehren, die nur in der Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes der Zeiten vor Christus und des Ablaufs dieses letzten christlichen Weltalters verschiedene Wege gehen. Aber auch in diesen Fragen hat sich seit Augustin ziemlich allgemein die Auffassung durchgesetzt, daß vor Christus fünf Zeitalter vergangen sind, die Gegenwart also im 6. Zeitalter, in der 6. „aetas" lebt — entsprechend dem 6-Tage-Werk der Schöpfung — und daß sich auch dieses letzte christliche Zeitalter wiederum in sechs Epochen gliedert. Nicht nur die Theologen und die Universalhistoriker des Mittelalters befolgen dieses Schema, sondern es bestimmt das Zeitbewußtsein aller rechtgläubig denkenden Menschen dieser Zeit: Wenn sie sich überhaupt auf ihre Stellung in der Ordnung der Zeiten besinnen, dann wissen sie und sagen es auch immer wieder, daß sie in der 6., letzten Weltzeit leben, die erst durch das Erscheinen des Antichrist, durch Christi Wiederkunft, die Auferstehung, das Gericht und das Weltende ihren Abschluß finden wird. In dieser spezifisch christlichen Zeitenlehre hat also eine

Geschichtsauffassung, die etwa das Ende der Antike und den Beginn des Mittelalters als epochale Wendepunkte der Weltgeschichte betrachtet, keinen Platz; sie läßt es aber ebensowenig zu, von der Gegenwart oder von der Zukunft eine Epochenwende zu erwarten oder zu fordern oder zu einem geschichtlichen Werk in eine völlig unbekannte und unbegrenzte Zukunft hinein anzusetzen. Sie steckt vielmehr schon den allgemeinen Rahmen ab, in dem sich auch die künftige Geschichte vollziehen muß, und stellt ihr nur die bestimmte Aufgabe, das zu vollstrecken, was durch die christliche Offenbarung dem letzten Zeitalter vor dem Weltende vorbehalten und aufgegeben ist.

Die weitere Frage, inwieweit sich aus der Offenbarung und der Tradition auch der Verlauf und die Dauer dieser letzten christlichen Geschichtsepoche erschließen läßt, ist allerdings nicht mit der gleichen Verbindlichkeit für alles rechtgläubige Denken beantwortet worden. Aber gerade diese Frage hat erklärlicherweise das patristische und dann wieder das mittelalterliche Denken unausgesetzt beschäftigt. Im Urchristentum war die Hoffnung auf das baldige Kommen des Reichs eine lebendige Gewißheit gewesen. Aber schon in der frühen Patristik ist daraus das theoretische Problem geworden, ob sich nicht auf Grund biblischer Angaben und mit Hilfe exegetischer Künste die Zeitdauer bis zum zweiten Kommen Christi berechnen lasse. Immer ist dabei nur eine sehr kurze Spanne von der Gegenwart bis zum Weltende in Ansatz gebracht worden, und die zahlreichen Versuche solcher Berechnungen sind daher immer sehr bald widerlegt und aus der Tradition ausgemerzt worden. Aber sie zeigen doch, wie stark auch in der christlichen Antike das Endzeitbewußtsein wirksam war. Augustin hat dann zwar alle solche Berechnungen als müßigen und bedenklichen Mißbrauch des exegetischen Scharfsinns abgelehnt und erklärt, es müsse der menschlichen Weisheit immer verborgen bleiben, wie lange das letzte Zeitalter der Welt dauern werde; denn die Christen sollen das nach Gottes Ratschluß gar nicht wissen, damit sie jederzeit so leben, als stünde das Ende und das Gericht unmittelbar bevor. An dieser augustinischen Formel hat die offizielle Theologie des Mittelalters festgehalten, und genau so hat mit der gesamten Scholastik z. B. auch Thomas von Aquin gelehrt. Aber die Andeutungen der Bibel, vor allem Daniels und der

Apokalypse, über die Zeit des Endes und die Vorzeichen der letzten Dinge haben doch immer wieder die verschiedensten Geister dazu verführt, den künftigen Geschichtsverlauf und die Dauer bis zum Ende zu ergründen. Aus allen mittelalterlichen Jahrhunderten reihen sich die Zeugnisse solcher exegetischer Geschichts-„Wissenschaft", Geschichtsberechnung und Prophetie ununterbrochen aneinander. Immer besagen sie, daß alle biblischen Andeutungen und ihre Erfüllung in den Zeichen der Zeit auf ein nahe bevorstehendes Ende hindeuten, und immer wieder glaubt man es auf Jahr und Tag vorausbestimmen zu können. Im einzelnen läßt sich zwar selten nachweisen, wie weit die Geltung und Wirkung solcher Überzeugungen gereicht hat. Aber wenn man die Gesamtheit dieser Zeugnisse überblickt, erkennt man sehr deutlich den beherrschenden Einfluß dieser Endzeiterwartung auf die Geschichtsbetrachtung und auf das ganze Kulturbewußtsein dieser Zeiten. Es ist nicht richtig, wenn man diese Zeugnisse immer nur als Ausdruck besonderer Zeitstimmungen infolge katastrophaler oder beängstigender Ereignisse oder als Ausgeburten der religiösen Phantasie ungebildeter Volkskreise aufgefaßt hat. Der Gedanke an das nahe Ende ist vielmehr aus religiöser Überzeugung immer gegenwärtig, wenn auch nicht immer gleich wirksam gewesen, und gerade auch die führenden Kreise in Kirche und Staat haben sich ihm nicht entziehen können. Nicht nur die großen religiösen und kirchlichen Leistungen, wie die mönchische und kirchliche Reformbewegung oder die Kreuzzüge, sondern auch die politischen Taten und vor allem die Geschichte des deutschen Kaisertums von Otto I. bis zu Friedrich II. sind im Zeichen dieses Endzeitbewußtseins geschehen und von ihm begleitet worden.

Denn diese Gedanken über den Geschichtsverlauf haben auch eine bestimmte politische Ausprägung gefunden in der Lehre, daß das römische Weltreich das letzte in der Geschichte ist und bis zum Weltende dauern wird. Sie gründet sich erstens auf die Danielvision über die vier Weltreiche und zweitens auf die Andeutungen der paulinischen Briefe, daß nur noch der Bestand des römischen Reichs das Erscheinen des Antichrist und die weiteren Endzeitereignisse aufhält; daß mit dem Zerfall des Reichs das Ende der Welt kommt. Seit Tertullian wird es deshalb zur allgemeinen christlichen Überzeugung, daß das römische Reich das

letzte vor dem Ende ist, daß seiner Auflösung der Antichrist folgen muß. In der Zeit nach dem Ende des weströmischen Reichs tritt zwar erklärlicherweise in der lateinischen Theologie, z. B. bei Isidor von Sevilla und Beda, dieser Glaube und die Lehre von den vier Weltmonarchien zurück. Aber mit der Erneuerung der patristischen Bildung im karolingischen Reich und vollends mit der Erneuerung des Imperiums durch Karl d. Gr. gewinnt sie wieder für Jahrhunderte nahezu kanonische Geltung, nur nunmehr auf das neue römische Reich bezogen. Die Idee der „Translatio Imperii", der Fortsetzung des römischen Reichs im Imperium Karls und seiner Nachfolger, ist nur aus dieser Geschichtsvorstellung heraus begreiflich. Die Erneuerung des Kaisertums durch Otto I. erfolgte aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem unmittelbaren, nachweisbaren Einfluß dieses Glaubens, daß das römische Imperium bestehen muß, wenn nicht der Antichrist und das Weltende kommen soll. Während der drei Jahrhunderte der deutschen Kaiserzeit wird dem Imperium immer wieder von Historikern, Dichtern, Publizisten, Politikern und Theologen diese seine eschatologische Bedeutung bestätigt. Unter Barbarossa findet dieser Glaube in dem lateinischen Spiel vom Antichrist seine dichterische Gestaltung. Friedrich II. beruft sich sogar in seinen Staatsmanifesten auf diese endzeitliche Aufgabe seines Imperiums. Und vollends nach dem Zusammenbruch des staufischen Imperiums ist die deutsche Publizistik erfüllt von beschwörenden Mahnungen, daß der Antichrist und das Weltende zu kommen droht, wenn das Reich vergeht, denn es ist das letzte irdische Reich. Noch Luther hat den Aufschwung des Reichs unter Karl V. nur als das letzte Aufflackern einer Kerze vor ihrem Erlöschen bezeichnet, das um so gewisser das Ende des römischen Reichs und damit das Ende der Welt und den Anbruch des Gottesreichs erwarten läßt. Erst der Rationalismus, zuerst meines Wissens Bodin, der nicht zufällig zugleich der Begründer der modernen Staatslehre ist, hat der Monarchien- und Weltalterlehre grundsätzlich und bewußt widersprochen; was im Daniel steht, hat er erklärt, kann zwar nicht falsch sein; aber was man durch die Jahrhunderte aus der Danielvision herausgelesen hat: daß das römische Reich das letzte vor dem Weltende sei, das kann offenbar nicht richtig sein, denn ein Blick auf die Landkarte zeigt, wie viele neuere Reiche neben dem römischen bestehen und

es zum Teil an Bedeutung überragen. Erst für diesen nicht mehr durch die Eschatologie befangenen Blick auf die geschichtlich-politische Wirklichkeit haben jene Zeitvorstellungen ihre Geltung verloren, die in der Patristik entstanden waren und das Geschichtsdenken, aber auch das politische Bewußtsein des Mittelalters bestimmt hatten: der Glaube an den Endzeitcharakter der mit Christus beginnenden Epoche; die immer lebendige Erwartung des nahe bevorstehenden Eintritts der Endzeitereignisse; und die Überzeugung vom Bestand des römischen Reichs bis ans Ende der Welt.

Längst ehe diese Vorstellungen ihre Verbindlichkeit für das rechtgläubig christliche Denken verloren hatten, waren aber neben ihnen andere, abweichende und damit unvereinbare Gedanken über den Zeit- und Geschichtsverlauf hervorgetreten und von neuen geschichtlichen Kräften in ihrem Kampf gegen die alten Ordnungen der christlichen Welt aufgegriffen worden. Zunächst am Ende des 12. Jahrh. die Geschichtslehre des Abtes Joachim von Fiore, der das Zeitalter seit Christus nicht als das letzte vor dem Weltende betrachtet, sondern von der Zukunft eine epochale Wende zu einem dritten Zeitalter des heiligen Geistes erwartete, in dem sich noch einmal auf der Stufe religiöser Vollendung ein entsprechender Geschichtsablauf wiederholen soll wie im ersten Zeitalter des Vaters unter dem Alten Testament und im zweiten Zeitalter des Sohnes unter dem Neuen Testament. Diese Geschichtslehre hat jahrhundertelang kirchenpolitisch revolutionierend gewirkt, von den franziskanischen Spiritualen bis zu den Täufern des 16. Jahrh.; aber sie ist immer wieder vom Standpunkt der katholischen Geschichtsanschauung aus als Ketzerei unterdrückt worden. Rienzo hat wenigstens den Versuch gemacht, Joachims Idee eines dritten Zeitalters des Geistes politisch zu verwirklichen; er hat für diesen Gedanken sogar den Kaiser Karl IV. gewinnen wollen, der sich ihm aber unter ausdrücklichem Hinweis auf die kirchliche Zeitenlehre versagt hat. — Nachhaltiger sind die mittelalterlichen Geschichtsvorstellungen von einer anderen Seite her erschüttert worden. Unter der Einwirkung der neu entdeckten Aristoteles-Schriften und des Averroes haben die Philosophen der Pariser Universität in der Mitte des 13. Jahrh., vor allem Siger von Brabant, eine philosophische Lehre entwickelt, die mit dem

christlichen Glauben an das Weltende ebenso unvereinbar war wie mit dem Glauben an die Weltschöpfung, da sie den ewigen Bestand der Welt ohne Anfang und Ende und die dauernde Wiederkehr des Gleichen lehrte. Sie haben zwar auf dieser Grundlage nicht eigentlich eine selbständige Geschichtslehre ausgebildet. Wie bedeutungsvoll aber diese philosophische Abkehr von den Grundlagen der mittelalterlichen Geschichtsanschauungen war, erkennt man am deutlichsten an den politischen Lehren und den Staatstheorien der unmittelbaren Schüler des Siger von Brabant, vor allem des französischen Juristen Pierre Dubois und des Marsilius von Padua. Diese Theoretiker rechnen einfach nicht mehr mit dem Endzeit- und Endreichs-Glauben des christlichen Mittelalters, sondern fragen ganz unbekümmert um solche kirchliche Traditionen nach den natürlichen und rationalen Grundlagen und Kräften des politischen Lebens. In Deutschland hat allerdings weder die averroistische Philosophie noch die auf ihr begründete säkularisierte Staatslehre große Wirkung gehabt. Die deutschen Staatstheoretiker und Chronisten des späten Mittelalters halten vielmehr fest an der Tradition und dem Anspruch, das deutsche Reich als Erbe des römischen werde als letztes Weltreich bis zum Ende bestehen. Die politischen Mächte aber, die im Gegensatz zum mittelalterlichen Imperium groß geworden sind, vor allem Frankreich und die italienischen Stadtstaaten, haben in den neuen Staatsanschauungen die geistige Begründung ihrer politischen Existenz gefunden. Und wie schon bei Siger von Brabant und seinen Schülern, so steht dann auch bei Machiavell diese säkularisierte Staatslehre im Rahmen eines Geschichtsbildes, das sich nicht in die christliche Zeitenlehre einfügt, sondern mit der Wiederkehr aller Dinge in dem ewigen, nicht auf ein Weltende hin geordneten Verlauf der Welt rechnet.

Aber keine von diesen abweichenden Geschichtslehren des Mittelalters hat die christlich-katholische Geschichtsanschauung eigentlich abgelöst und das Geschichtsbild der Zukunft bestimmt. Das war vielmehr einer Anschauung vorbehalten, die allmählich das Geschichtsbewußtsein umgestaltet und sich erst ziemlich spät theoretisch ausformuliert hat. Die Epochengliederung der Weltgeschichte nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit gewinnt zwar erst seit dem 17. Jahrh. allgemeine Geltung; aber dabei ist nur ein

Zeitbewußtsein auf eine feste schulmäßige Formel gebracht worden, das sich schon lange vorher vorbereitet hatte. Der Epocheneinschnitt zur Neuzeit wird ja dabei auch zurückverlegt in die Zeit der Reformation und des Humanismus; bei Reformatoren und Humanisten hat man darum auch mit Recht die ersten Spuren dieses Geschichtsbildes gesucht. Aber bei keinem von ihnen ist diese Vorstellung einer „Neuzeit" als einer weltgeschichtlichen Epoche nach Altertum und Mittelalter klar ausgebildet und dem christlich-mittelalterlichen Gedanken der „Endzeit", die von Christus bis zum Weltende reicht, entgegengesetzt worden. Die Humanisten haben sich seit Petrarca und Salutati immer wieder zu der christlichen Zeitenlehre bekannt, besonders gegenüber dem Averroismus, den sie als mißbräuchliche und unchristliche Berufung auf die antike Philosophie so heftig bekämpft haben. Gerade Petrarca hat oft auf das nahe Ende des sechsten und letzten Weltalters hingewiesen, und die Humanisten des 15. Jahrh. haben diese Vorstellungen allenfalls ignoriert, aber nicht ihnen widersprochen. Unter dem Einfluß humanistischer Stimmung macht sich in dieser Zeit jedoch die Neigung geltend, die Dauer dieses letzten Weltalters viel weiter in die Zukunft hinaus verlängert zu denken als das je vorher im Mittelalter geschah, so daß etwa Nikolaus von Cues berechnet, daß das Weltende erst am Anfang des 18. Jahrh. eintreten wird, der Reformtheologe Peter von Ailly die Dauer der Welt bis zum Jahre 1789 nach Christus ansetzt, Pico von Mirandola sogar bis 1994; und auch Melanchthons Freund Carion in seiner Chronik rechnet mit dem Bestand dieses letzten Zeitalters bis zum Jahre 2000. Diese seltsamen Bemühungen so ernsthafter Männer zeigen deutlich, wie stark die christliche Lehre vom Weltende und der Endzeit auch dann noch das Denken über die Geschichte beherrscht, als das lebendige Geschichtsbewußtsein schon ganz andere Wege wies, und wie man deshalb das Weltende theoretisch in eine ferne Zukunft verlegte, um für die irdische Geschichte noch Spielraum zu gewinnen. So hat auch noch Bodin den christlichen Glauben an das Weltende anerkannt — nach seiner Meinung wurde er sogar durch Keplers astronomische Lehren wissenschaftlich bestätigt —, aber das Weltende rückt für ihn als kosmologisches Ereignis in unabsehbar ferne Zukunft hinaus und bestimmt nicht mehr die Einstellung zur Geschichte und den geschichtlichen

Mächten. So ist das christlich-mittelalterliche Schema der Zeitenordnung allmählich gleichsam verblaßt und von innen her entkräftet worden, und die neue Anschauung von Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist dann fast kampflos an seine Stelle getreten. Wenn nun auch dieses neuere Geschichtsbild seit längerer Zeit erschüttert und umstritten ist, weil die geistigen Mächte, auf denen es beruhte: Humanismus, Reformation, Rationalismus, ihre kanonische Geltung verloren haben, so ist es auch zum Verständnis dieses Vorgangs um so nützlicher, sich auch wieder mit den Voraussetzungen, der Geltung und den Wandlungen der Geschichtsanschauungen des Mittelalters, die hier nur in Umrissen angedeutet wurden, eingehender zu beschäftigen. Vor allem aber wird man sich um ihr Verständnis bemühen müssen, wenn man die Idee des „Reiches" ganz begreifen will, die für unsere deutsche Geschichte so überaus bedeutungsvoll geworden ist. Denn der Reichsgedanke in seiner ursprünglichen, mittelalterlichen Gestalt, als politische Ordnungsidee der christlich-germanischen Welt, ist mit jener Idee der Zeitenordnung aufs engste verbunden. Er hat neben seiner politischen immer auch eine geschichtliche Bedeutung gehabt und seinem Träger nicht nur seinen Rang und seine Aufgabe in der politischen Welt, sondern zugleich in der Ordnung der Zeiten angewiesen, und die Wandlungen des Reichsgedankens vollziehen sich immer im Gleichschritt und in gegenseitiger Bedingtheit mit dem Wandel der Geschichtsanschauungen. Mag man es als das Verhängnis des deutschen Volkes beklagen oder als seine Größe bewundern — jedenfalls ist es sein Schicksal, daß es zum Träger dieser Reichsidee geworden ist, als andere Völker noch nicht die Kraft fanden zur Verwirklichung einer politischen Gesamtordnung. Dadurch hat sich aber unserer Geschichte, unserem politischen und geistigen Leben die Auswirkung mittelalterlicher Zeit- und Reichsanschauungen tiefer und nachhaltiger eingeprägt als irgendeinem anderen Volk, und deshalb sind wir mehr als andere genötigt und verpflichtet, das Mittelalter zu verstehen, um uns selbst zu verstehen.

LITERATURBERICHTE

GESCHICHTE RUSSLANDS IN RUSSISCHER UND DEUTSCHER HISTORISCHER LITERATUR DER NACHKRIEGSZEIT

Die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der russischen Geschichte hat in der neuesten Zeit in allen Ländern einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren. Im vorliegenden Bericht soll jedoch nur die deutsche und die russische Forschung berücksichtigt werden. Dies geschieht nicht allein aus Raummangel, sondern auch aus Erwägungen grundsätzlicher Natur. Die Arbeiten deutscher und russischer Gelehrter verdienen allein wegen ihrer großen Zahl eine bevorzugte Behandlung. Aber auch an Wert übertreffen sie zumeist die Arbeiten französischer und englischer Historiker. Deutsche und russische Geschichtsschreibung stellen außerdem in Thematik und Methode zwei eigentümliche Komplexe dar, deren Gegenüberstellung am besten in das vielgestaltige Gebilde der neueren Rußlandforschung einzuführen vermag.

Ein Überblick und abschließendes Urteil über die neuere Forschung zur russischen Geschichte läßt sich erst jetzt, d. h. 15 Jahre nach dem Kriegsende und dem Ausbruch der russischen Revolution gewinnen. Erst jetzt haben sich sowohl in der russischen als auch in der deutschen Forschung allgemeine Grundlinien herauskristallisiert, die einen umfassenderen Literaturbericht rechtfertigen. Eben diese Grundlinien sollen im vorliegenden Literaturbericht herausgearbeitet werden. Auf bibliographische Vollständigkeit wurde von vornherein verzichtet.

I.

Der Charakter der russischen Geschichtswissenschaft ist in hohem Maße von der Revolution bestimmt worden. Die Revolution zerstörte zunächst nahezu den gesamten bestehenden Apparat der historischen Forschung. So wurde zum Teil infolge der wirtschaftlichen Not, zum Teil unter dem Einfluß neuer politischer Verhältnisse die Fortsetzung einer Reihe von großen Quellenpublikationen aufgegeben. Hier ist vor allem das

„Magazin der russischen historischen Gesellschaft"[1]) zu nennen, dessen letzter Band 148 im Jahre 1916 erschienen ist. Es handelt sich um eine Quellensammlung, die vor allem für die Geschichte der russischen und der westeuropäischen Außenpolitik des 18. Jahrhunderts von großer Bedeutung ist. Ebenso eingegangen sind die Aktensammlungen: „Das Senatsarchiv"[2]), „Denkmäler der russischen Gesetzgebung"[3]), „Vollständige Sammlung von Verordnungen und Erlassen zur Kirchenverwaltung"[4]), „das Magazin des Moskauer Archivs des Justizministeriums"[5]) usw.

Der wirtschaftlichen Not und den veränderten politischen Verhältnissen sind auch die großen historischen und halbhistorischen Zeitschriften zum Opfer gefallen: „Russisches Altertum"[6]), „Russisches Archiv"[7]), „Vorlesungen der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer Rußlands"[8]), „Historische Nachrichten"[9]), „Gewesenes"[10]), „Europäischer Bote"[11]), Zeitschrift des Ministeriums für Volksbildung"[12]) usw.

Von Veröffentlichungen größerer historischer Untersuchungen konnte in den ersten Jahren der Revolution kaum die Rede sein. Nur einzelne Werke, deren Entstehung in die vorrevolutionäre Zeit fällt, konnten in dieser Zeit einem weiteren Leserkreis vorgelegt werden. Hervorzuheben wären hier: Zaozerskij, Der Zar Aleksej Michajlovič in seiner Wirtschaft[13]), Presnjakov, Die Entstehung des Großrussischen Staates[14]); Presnjakov, Das Moskowitische Reich[15]); Ljubomirov, Abriß der Geschichte des Heerbanns von Nižnij Novgorod[16]); Savva, Über den Gesandtschaftsprikaz[17]); die kleinen Monographien von Platonov[18]) usw.

---

[1]) Sbornik russkogo istoričeskogo obščestva. Bd. 1—148. Petersburg 1867—1916. [2]) Senatskij archiv, Bd. I—XV. Petersburg 1888—1913.

[3]) Pamjatniki russkogo zakonodatel'stva, Bd. II. Petersburg 1907.

[4]) Polnoe sobranie postanovlenij i rasporjaženij po vedomstvu pravoslavnoj cerkvi. Petersburg. Der letzte Band 1914 erschienen.

[5]) Sbornik Moskovskogo archiva ministerstva justicii, I—VI. Moskau 1914. [6]) Russkaja starina 1870—1917. [7]) Russkij archiv 1863—1917.

[8]) Čtenija moskovskogo obščestva istorii i drevnostej Rossijskich 1845 bis 1848, 1858—1917. [9]) Istoričeskije izvestija 1916—1917.

[10]) Byloe 1917—1927. [11]) Vestnik Evropy 1866—1917.

[12]) Žurnal ministerstva narodnogo prosveščenija 1834—1917.

[13]) Zaozerskij, Car Aleksej Michajlovič v svoem chozjajstve. Zapiski ist. fil. fak. petrogr. universiteta Bd. 135. Petersburg 1917.

[14]) Presnjakov, Obrazovanie velikorusskogo gosudarstva. Letopis' zanjatij archeografičeskoj kommissii, Bd. XXX. Petersburg 1918.

[15]) Presnjakov, Moskovskoe carstvo. Petersburg 1918.

[16]) Ljubomirov, Očerk istorii nižegorodskogo opolčenija. Zapiski ist. fil. fak. petrogr. universiteta, Bd. 141. Petersburg 1917.

[17]) Savva, O posol'skom prikaze v XVI veke, Bd. I. Charkow 1917.

[18]) Ivan Groznyj, Petersburg 1923, 2. Aufl. Berlin 1924. Boris Godunov, Petersburg 1921, 2. Aufl. Prag 1924. Smutnoe vremja, Petersburg 1923,

Den meisten anderen Werken war aber ein weniger glückliches Schicksal beschieden. Gleich dem zweiten Band der Geschichte der russischen Lokalverwaltung von Peter I. bis Katharina II. von Got'e, gleich der Geschichte Peters des Großen von Bogoslovskij, dem zweiten Band der Untersuchung Šachmatovs über die „Povest' vremennych let" usw. gelangten sie nicht mehr zur Veröffentlichung.

So richtete sich der Zerstörungswille der Revolution gegen die bis dahin herrschende, ihrem Wesen nach bürgerlich-liberale Historikerschule. Diese Schule durfte jedoch zunächst nicht ganz vernichtet werden. Dem neuen Staat fehlte es noch viel zu sehr an eigenen, historisch geschulten Fachleuten, als daß er auf die Mitarbeit bürgerlicher Historiker hätte verzichten können. Die bürgerlichen Historiker wurden deshalb zunächst noch in ihren Ämtern belassen. So war es ihnen möglich, selbst in der Zeit schlimmster wirtschaftlicher Not, trotz großer Verluste an Menschen und materiellen Mitteln, ihre Arbeit, wenn auch in begrenztem Umfange, fortzusetzen.

Vor allen Dingen versuchten sie immer wieder, neue Zeitschriften zu begründen, in denen die laufende wissenschaftliche Forschung zur Veröffentlichung gelangen konnte. Hier sind vor allen Dingen die Zeitschriften: Russische historische Zeitschrift[19]), Annalen[20]), Werke und Tage[21]), Jahrhunderte[22]), Rußland und der Westen[23]), Rußlands Vergangenheit[24]), Historisches Archiv[25]) usw. zu nennen, die, sehr oft auf schlechtestem Papier gedruckt, den schweren Kampf um ihre Existenz führen mußten und schließlich doch eingingen.

Die, an den Zeitverhältnissen gemessen, bedeutende Produktivität der Geschichtswissenschaft in den ersten Jahren der Revolution ist vor allen Dingen auf die Tätigkeit der Akademie der Wissenschaften in Leningrad zurückzuführen, die bis zum Jahre 1927 der Hauptträger der wissenschaftlichen Arbeit bürgerlicher Historiker war. Ihrer Initiative bzw. ihrer Unterstützung ist z. B. Entstehung und Erhaltung der bereits genannten Zeitschriften „Russkij istoričeskij žurnal, Annaly, Dela i dni" zuzuschreiben. In ihrem eigenen Organ, den „Izvestija Akademii nauk" stellte sie ferner mit der Zeit weit mehr Raum für Werke historischen Inhalts zur Verfügung als früher. Nach einer

2. Aufl. Prag 1923. Moskva i zapad v XVI i XVII vekach. Petersburg 1925. 2. Aufl. Berlin 1926. Prošloe russkogo severa, Petersburg 1923, 2. Aufl. Berlin 1924.

19) Russkij istoričeskij žurnal, Heft I—VIII, 1917—1922.

20) Annaly, Heft I—IV, 1922—1924.

21) Dela i dni, Heft I—III, 1922—1923.

22) Veka, Heft I, 1924.

23) Rossija i zapad, Heft I, 1923.

24) Russkoe prošloe, Heft I—V, 1922—1923.

25) Istoričeskij archiv, Heft I, 1919.

kurzen Unterbrechung, mit der allmählichen Wiederbelebung der russischen Wirtschaft, nahm sie auch die Veröffentlichung einzelner Quellensammlungen und Quellenwerke auf.

Die Akademie setzte zunächst die Veröffentlichung derjenigen Quellen fort, deren Bearbeitung und Drucklegung noch vor der Revolution begonnen war. Hier ist vor allen Dingen die Herausgabe der ersten zwei Bände der „Akten des Ökonomiekollegiums“ [26]) zu nennen, die für die russische Agrargeschichte des 16.—18. Jahrhunderts von größter Bedeutung sind Es handelt sich um eine Aktensammlung, deren Veröffentlichung schon im Jahre 1901 beschlossen und in langjähriger sorgfältiger Arbeit unter Leitung des im Jahre 1919 verstorbenen Lappo-Danilevskij vorbereitet wurde.

Ein Produkt langjähriger Arbeit, deren Anfänge noch in die Vorkriegszeit fallen, ist das für die Geistes- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrh. außerordentlich wichtige „Archiv der Brüder Turgenev“[27]), das jetzt in 6 Bänden vorliegt. Hervorzuheben sind ferner Quellenwerke wie der II. Band der Memoiren des letzten polnischen Königs S. A. Poniatowski[28]), deren erster Band schon im Jahre 1914 erschienen ist; ferner die Aktensammlungen „Rußland und Italien“[29]) sowie „Denkmäler der kulturellen und diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Italien[30])“, die der ausgezeichnete Kenner der in italienischen Archiven erhaltenen Akten zur russischen Geschichte — Šmurlo — besorgte. Schließlich ist auf die Fortsetzung der für die Geschichte Peters des Großen außerordentlich wichtigen Quellensammlung „Briefe und Papiere Peters des Großen“[31]) hinzuweisen, mit der das bedeutsame Werk bis zum Jahre 1708 gediehen ist.

Der Anteil der Akademie der Wissenschaften an der russischen historischen Forschung in der Revolutionszeit vergrößerte sich auch insofern, als ihr die im Jahre 1834 gegründete Archäographische Kommission angegliedert wurde. Die Archäographische Kommission, die sich durch ihre Ausgabe der „Vollständigen Sammlung russischer Annalen“ und zahlreicher Aktensammlungen um die russische historische Forschung bleibenden Verdienst erworben hat, setzte im Rahmen der Akademie der Wissenschaften ihre Arbeit fort. Sie gab zunächst Neuausgaben der Bände 1, 5, 4, 15 ihrer Annalensammlung[32]) heraus und setzte diese durch Ver-

---

[26]) Sbornik Gramot kollegii ekonomii I—II. Leningrad 1922—1930.

[27]) Archiv brat'ev Turgenevych Bd. I—VI. Leningrad 1911—1921.

[28]) Memoires du roi Stanislas August Ponjatowski. Leningrad 1924.

[29]) Rossija i Italija Bd. I—IV. Leningrad 1907—1927.

[30]) Pamjatniki diplomatičeskich i kul'turnych snošenij Rossii i Italii, Bd. I. Leningrad 1925. [31]) Pis'ma i bumagi Petra Velikogo, Bd. VII. Leningrad 1918.

[32]) Polnoe sobranie russkich letopisej. Leningrad. Bd. I (1926), Bd. V (1925), Bd. IV_1 (1929), Bd. XV_1 (1922). Siehe auch die Schulausgabe: Povest' vremennych let po lavrent'evskomu spisku. Leningrad[2] 1926.

öffentlichung des Bandes XXIV (1921) fort. Außerdem führte sie ihre Quellensammlung, die „Russische historische Bibliothek" weiter, deren Bände 36—39 veröffentlicht wurden.[33]) Der historischen Forschung wurde auf diese Weise so wichtiges Quellenmaterial wie die Schriften des Protopopen Avvakum zugänglich gemacht. Der Archäographischen Kommission gelang es ferner, das Erscheinen ihres periodischen Organs[34]) zu sichern, in dem sowohl wichtiges Quellenmaterial als auch selbständige Arbeiten veröffentlicht wurden. Schließlich gab sie auch größere selbständige Untersuchungen in Buchform heraus, von denen das Werk von Ljubavskij über die Entstehung des Staatsgebietes des großrussischen Volkes[35]) hervorgehoben werden muß.

Die Verfasser bzw. die Herausgeber dieser Werke, zu denen man teilweise auch die Schriften des Instituts für Geschichte an der Universität Moskau[36]) rechnen muß, stammen aus der liberalen Historikerschule, deren Vertreter nicht selten auch politisch im Sinne des Liberalismus aktiv auftraten (Miljukov, Kizevetter u. a.[37])). Sie waren Anhänger des Verfassungsstaates, der demokratischen Selbstverwaltung und einer maßvollen Agrarreform und ließen sich in der wissenschaftlichen Arbeit von ihren politischen Anschauungen insofern beeinflussen, als sie sich vor allem mit der Verfassungs-, Verwaltungs- und Agrargeschichte des 16.—18. Jahrh. befaßten. Im Geist des Liberalismus befangen, stellten sie dort „liberale Tendenzen" fest, wo keine Spur von Liberalismus vorhanden ist (vgl. z. B. die herrschende Auffassung der gesetzgebenden Kommission Katharinas)[38]). Die Geschichte der revolutionären Bewegung und vor allem die Geschichte der russischen Außenpolitik blieb außerhalb ihres Blickfeldes. Mit der Geschichte der revolutionären Bewegung befaßten sich fast ausschließlich Historiker, die außerhalb der Hochschulen standen (Semevskij, Ščegolev, Lemke u. a.). Die Außenpolitik war fast durchweg eine Domäne politischer Publizisten oder Historiker zweiten und dritten Grades, die kein bedeutendes Werk über die russische Außenpolitik hervorbringen konnten.

Weder Krieg noch Revolution haben diese bürgerlich-liberale

---

[33]) Russkaja istoričeskaja biblioteka, Bd. 36—39. Leningrad 1920—1927.

[34]) Letopis' zanjatij archeografičeskoj kommissii, Bd. 30—35. Leningrad 1920—1929.

[35]) Ljubavskij, Obrazovanie osnovnoj gosudarstvennoj territorii velikorusskoj narodnosti. Leningrad 1929.

[36]) Trudy instituta istorii. Sbornik statej. Moskau 1926. Fortgesetzt als učenye zapiski instituta istorii, Bd. II—VII. Moskau 1927—1928.

[37]) Platonov und Kizevetter haben sich noch vor kurzem für liberale Grundsätze ausgesprochen.

[38]) Siehe meine Aufsätze über die Kommission in den Bänden XXI und XXIII dieser Zeitschrift.

Geschichtswissenschaft beeinflußt bzw. befruchtet. Trotz der radikal veränderten Verhältnisse blieb sie ihren Problemen treu und wies immer deutlicher Verfallserscheinungen auf, deren Symptome schon vor dem Kriege deutlich zum Ausdruck kamen. Schon vor dem Kriege erscheint sie auffallend unproduktiv, unschöpferisch. Seit dem Erscheinen der „Geschichte" von Ključevskij fand sie keine Kraft, eine neue bedeutende Gesamtdarstellung der russischen Geschichte zu geben.[39]) Die historische Synthese trat vor der Analyse zurück. Man beschäftigte sich in bedenklicher Ausschließlichkeit mit der gewiß wichtigen Arbeit der Quellenedition oder Einzeluntersuchung. Niemals ging man aber über diese ersten Etappen der historischen Forschung hinaus. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, zeichneten sich dabei die Untersuchungen mehr durch die Menge des gebotenen Materials als durch synthetische Verarbeitung des Stoffes aus. Unhistorisch in ihrer Weltauffassung faßten die Vertreter der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft die Geschichte statisch auf. Das Dynamische des historischen Prozesses kommt in ihren Werken kaum zum Ausdruck. Es ist deshalb kein Zufall, daß hervorragende Vertreter dieser Geschichtsauffassung (Presnjakov) ihrer eigenen Schule den Rücken gewandt haben. Und wenn diese Schule in der neusten Zeit vor einer ganz anders gearteten historischen Richtung zurücktreten mußte[40]), so war die Ursache nicht allein äußerer Zwang, sondern auch innere Schwäche.

II.

Die Anfänge der neuen marxistischen Schule, die mit der Revolution zur Herrschaft gelangt ist, fallen noch in das letzte Viertel des 19. Jahrh. Die theoretische Auseinandersetzung zwischen den sogenannten „Narodniki", den Volksfreunden, und den Anhängern der materialistischen Geschichtsauffassung bildeten den Hauptinhalt der damaligen publizistischen Literatur. Um die Jahrhundertwende erschienen dann, nicht selten aus der Feder von Hochschulprofessoren, historische Untersuchungen, deren Verfasser sich offen zum Marxismus, allerdings in seiner revisionistischen Form (Rožkov, Tugan-Baranovskij, Struve) bekannten.

Kurz vor Kriegsausbruch erschien die erste marxistische Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands von Pokrovskij und Nikol'skij[41]), der einzige wirklich bedeutende synthetische

[39]) Gesamtdarstellungen der russischen Geschichte wurden erst in neuester Zeit von emigrierten Historikern unternommen.

[40]) Im einzelnen siehe darüber bei Epstein, Jahrbücher für Kultur u. Geschichte der Slaven. N. F. Bd. VI, H. I.

[41]) Pokrovskij-Nikol'skij, Russkaja istorija s drevnejšich vremen, I—IV. Moskau 1910—1913. Von der 4. Auflage an (1924) trennen sich die Verfasser dieses Werks. Die von Pokrovskij verfaßten Teile erscheinen von

Versuch, der nach Ključevskij unternommen wurde. Dieser Gesamtdarstellung folgte eine Kulturgeschichte Rußlands von Pokrovskij[42]) und eine Geschichte Rußlands in gedrängtester Fassung vom selben Verfasser.[43]) In diesen Werken, die im heutigen Rußland in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, gibt Pokrovskij ein marxistisches Schema der Entwicklung Rußlands, an dem die Geschichtswissenschaft der Sowjetunion bis auf den heutigen Tag festhält.

Pokrovskij[44]), seit der Revolution Begründer bzw. Leiter zahlreicher wissenschaftlicher Institutionen und stellvertretender Volkskommissar für Volksbildung der RSFSR, war bis zu seinem Tode (10. 4. 1932) das unumstrittene Haupt der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft. Er hat verstanden, in kurzer Zeit eine Schar von Mitarbeitern und Schülern heranzubilden, die im Kampf gegen die bürgerliche Geschichtswissenschaft eingesetzt wurden.

Unter seiner mittelbaren oder unmittelbaren Mitwirkung ist eine Reihe historischer Zeitschriften, Quelleneditionen und historischer Untersuchungen entstanden, die, vom Staat mit allen Mitteln unterstützt, von Jahr zu Jahr an Qualität und Umfang zunahmen und die bürgerliche Geschichtswissenschaft allmählich ganz verdrängten.

Der Unterschied zwischen der marxistischen und der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft liegt zunächst in der Thematik der wissenschaftlichen Arbeit. Die marxistische Geschichtswissenschaft, die mit der Revolution zur bevorzugten, späterhin zur herrschenden Richtung wurde, war in erster Linie bestrebt, die neue Gesellschaftsordnung auch historisch zu rechtfertigen, eine neue historische Tradition zu schaffen und den Verlauf der Revolution in allen Einzelheiten zu erforschen. Die marxistischen Historiker beschäftigen sich deshalb vor allem mit der Geschichte der revolutionären Bewegung. Im Rahmen der Geschichte

---

nun an in 4 Bänden unter demselben Titel. Nikol'skij hat im Jahre 1930 (2. Aufl. 1931) seinen Teil als „Russische Kirchengeschichte" (Istorija russkoj cerkvi) veröffentlicht.

[42]) Pokrovskij, Očerk istorii russkoj kul'tury, Bd. I. Moskau 1914. Bd. II. Moskau 1918. Hervorzuheben ist auch die Darstellung von N. Rožkov, Russkaja istorija v sravnitel'no-istoričeskom osveščenii I—XII. Petersburg 1923—1926.

[43]) Russkaja istorija v samom sžatom očerke. Moskau 1920. Von diesem Werk liegen drei deutsche Übersetzungen vor. Siehe dazu Epstein, Zeitschrift für Politik, Bd. XXI, Heft IV, S. 362f.

[44]) Über Pokrovskij siehe den Nachruf von O. Hötzsch, Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, Bd. VI, Heft IV. Vgl. außerdem das Heft IX der Zeitschrift „Istorik Marksist", das als Festschrift zum 60. Geburtstag Pokrovskijs erschienen ist.

der revolutionären Bewegung bevorzugten sie weiterhin die Geschichte der kommunistischen Partei der Sowjetunion.

Im Zug dieser Arbeit mußte natürlich auch ein anderes Gebiet, die durch die Revolution gestürzte Gesellschaftsordnung (nach der sowjetrussischen Terminologie die Zeit des Monopolkapitalismus), von der historischen Forschung berücksichtigt werden. War dies doch der Boden, aus dem die Revolution hervorgegangen ist. In der neueren Zeit ging man darüber hinaus auch zur Erforschung älterer Gesellschaftsformen über. Freilich sah man hier zunächst von Detailforschung ab und beschränkte sich auf allgemeine Charakteristiken einzelner Epochen.

Im engsten Zusammenhang mit der bevorzugten Behandlung der vorrevolutionären Periode der russischen Geschichte steht auch die Beschäftigung mit deren Außenpolitik, dem Imperialismus. Von der Überzeugung ausgehend, daß der Krieg eine unvermeidliche und dabei schärfste Form der Krise der kapitalistischen Gesellschaft darstellt, einer Krise, die den Ausbruch der Revolution in nächste Nähe rückt, beschäftigten sich die sowjetrussischen Historiker mit Wesen und Geschichte des Imperialismus fast ebenso intensiv wie mit der Geschichte der revolutionären Bewegung.

Von den Veröffentlichungen zur Geschichte der revolutionären Bewegung ist zunächst die Aktenpublikation zur Geschichte des Bauernaufstandes unter Katharina II., der sogenannten „Pugačevščina" hervorzuheben.[45]) Besonders interessant sind die Akten aus dem Archiv von Pugačev, aus denen hervorgeht, daß die Aufständischen bereits einen ziemlich gut funktionierenden staatlichen Apparat ausgebildet haben. Außerordentlich wichtig ist außerdem die Veröffentlichung der Quellen zur Geschichte des Dekabristenaufstandes. Es handelt sich hier um die bis dahin nur in Auszügen bekannten Akten des Untersuchungsgerichtes.[46]) Erst diese große Quellenpublikation ermöglicht eine objektive Untersuchung der Ereignisse vom 14. Dezember 1825 und räumt ein für allemal auf mit allen Legenden, die mit dem Dekabristenaufstand verknüpft sind.[47]) Als unentbehrliches Hilfsmittel zur Erforschung des Dekabristenaufstandes ist außerdem eine umfangreiche Bibliographie des Dekabristenaufstandes erschienen[48]), die man auch bei Erforschung anderer Probleme der ersten Hälfte des 19. Jahrh. wird heranziehen müssen.

Als Quelle zur Geschichte der revolutionären Bewegung, aber

---

[45]) Pugačevščina I, III. Herausg. von Tomsinskij und Mejerson. Moskau 1926f.

[46]) Vosstanie dekabristov. Materialy I—VIII. Leningrad 1925—1927.

[47]) Paradizov, Očerki po istoriografii dekabristov. Moskau 1928.

[48]) Čencov, Vosstanie dekabristov. Bibliografija. Pod. red. Piksanova. Moskau-Leningrad 1929.

auch als Quelle zur russischen (zum Teil auch der deutschen) Literatur- und Geistesgeschichte ist hier auch die leider auf sehr schlechtem Papier gedruckte Ausgabe der Werke und des Briefwechsels von A. Gercen (Herzen) zu nennen.[49]) Darüber hinaus ist eine fast unübersehbare Fülle von Memoiren hervorragender Revolutionäre, eine Fülle von kleineren Aktenpublikationen, von Neudrucken illegaler bzw. längst vergriffener Zeitschriften und Zeitungen erschienen, die eine Revision zahlreicher, in der Geschichtswissenschaft fest eingewurzelter Anschauungen notwendig macht.

Als wichtigste Quelle für die Parteigeschichte, gleichzeitig aber auch als Quelle zur neueren Geschichte Rußlands sind die Werke von Plechanov und Lenin hervorzuheben, die in vorzüglichen Ausgaben des jetzigen Marx-Engels-Lenin-Institutes vorliegen.[50]) In diesen Ausgaben findet man die wichtigsten Streitschriften aus der Zeit der leidenschaftlichen Kämpfe zwischen den Marxisten und den „Narodniki". Vor allem nach diesen Ausgaben kann man die Entwicklung der Partei und das allmähliche Anwachsen der revolutionären Bewegung verfolgen. Die Lenin-Ausgabe enthält dabei nicht allein Werke, die aus der Feder Lenins stammen, sondern auch wichtige Dokumente der Zeit. Jedem Band ist überdies ein ausführlicher Kommentar und wertvoller biographischer Anhang beigefügt, so daß die Ausgabe ein unentbehrliches Nachschlagewerk für die neuere Geschichte Rußlands darstellt. Dieselben Vorzüge zeichnen auch die offizielle deutsche Ausgabe der Werke Lenins aus, von der die wichtigsten Bände erschienen sind.[51])

Das neuerschlossene Quellenmaterial hat eine umfangreiche historische Literatur entstehen lassen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Von den zahlreichen Darstellungen der Parteigeschichte sei hier auf das Werk von Jaroslavskij hinhingewiesen[52]). Dieses in der Sowjetunion scharf angegriffene Werk (ihm wurde mangelhafte Durchführung Leninscher Grundsätze vorgeworfen) gehört zu den ausführlichsten Darstellungen der Parteigeschichte und ist dank zahlreicher Zitate aus dem vorhandenen Quellenmaterial wertvoll. Es bildet eine willkommene Ergänzung und ein notwendiges Korrektiv zu der menschewistischen Darstellung der Parteigeschichte von Martow-Dan.[53])

---

[49]) Gercen, Polnoe sobranie sočineij i pisem I—XXII. Petersburg 1919 bis 1925.

[50]) Plechanov, Sočinenija I—XXIV. Moskau-Leningrad 1922—1927. Lenin, Sočinenija I—XXX. Moskau-Leningrad 1926—1932.

[51]) Lenin, Sämtliche Werke III, IV, V, VI, VII, VIII, X, XIII, XIX, XX, XXI, XXV. Berlin-Wien. Verlag f. Lit. u. Politik.

[52]) Jaroslavskij, Aus der Geschichte der kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki). I—II. Hamburg-Berlin, C. Hoym. 1929ff.

[53]) Martow-Dan, Geschichte der russischen Sozialdemokratie. Berlin 1926.

Zur Charakteristik der vorrevolutionären Epoche der russischen Geschichte wurden Briefe, Memoiren, Tagebücher usw. ihrer hervorragendsten Vertreter veröffentlicht. So sind zwei Ausgaben des Briefwechsels von K. Pobedonoscev[54]) erschienen. Diesem schloß sich der Briefwechsel des letzten Zaren[55]) sowie Memoiren und Tagebücher führender Staatsmänner an.[56]) Sehr wichtig als historische Quelle sind außerdem Akten des Untersuchungsausschusses der Provisorischen Regierung.

Zur Erforschung älterer Gesellschaftsformen veröffentlichte die Akademie der Wissenschaften, die seit dem Jahre 1927 unter marxistischer Führung steht, Werke, durch die verschiedene Formen der Leibeigenenwirtschaft charakterisiert werden sollen.[57]) Angekündigt sind außerdem Werke zur Geschichte der russischen Städte im 17. und 18. Jahrh.

Im Gegensatz zu der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft gehört die Außenpolitik, und zwar die Außenpolitik der Neuzeit zu den bevorzugten Gebieten der sowjetrussischen historischen Forschung. Zwar wird hier der Primat der Innenpolitik vor der Außenpolitik mit allem Nachdruck hervorgehoben. Der führende Historiker der Sowjetunion, M. Pokrovskij, hat jedoch schon vor der Revolution sich mit der Außenpolitik des 19. Jahrhunderts befaßt.[58]) Während des Krieges verfaßte er dann eine Artikelserie[59]) zur Außenpolitik der Kriegszeit und nahm nach dem Ausbruch der Revolution als Vertreter der Sowjetregierung an den Verhandlungen in Brest-Litowsk aktiv teil.

Ausdruck dieser außenpolitischen Orientierung der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft ist zunächst eine Reihe von Aktenpublikationen. Hervorzuheben wären die Akten zur Außen-

---

[54]) K. P. Pobedonoscev i ego korrespondenty I—II. Moskau 1923—1926. Pis'ma Pobedonosceva Aleksandru III, I—II. Moskau 1925f.

[55]) Perepiska Nikolaja i Aleksandry Romanovych. III—V. Moskau 1925.

[56]) Dnevnik Peretca (1886—1890). Moskau 1926. Dnevnik V. N. Lamzdorfa (1886—1890). Moskau-Leningrad 1926. S. Vitte, Vospominanija I—III. Moskau-Leningrad 1923. Vospominanija E. M. Feoktistova. Za kulisami politiki i literatury. 1848—1896. Leningrad 1924. Šipov, N., Istorija moej žizni. Leningrad 1933.

[57]) Chozjajstvo krupnogo feodala krepostnika XVII veka. Sbornik Akademii Nauk SSSR. Leningrad 1932. Krepostnaja manufaktura v Rossii. Materialy po istorii tul'skich i kaširskich železnych zavodov (1647—1690). Leningrad 1930. Siehe auch Pamjatniki socialno-ekonomičeskoj istorii moskovskogo gosudarstva XIV—XVIII vv. Moskau 1929. Centrarchiv.

[58]) Siehe Aufsätze von Pokrovskij in Istorija Rossii v XIX veke. Petersburg 1907—1910. Granat. Neudruck: Diplomatija i vojny v carskoj Rossii v XIX stoletii. Moskau 1923.

[59]) Imperialističeskaja vojna. Sbornik statej. 1915—1917. Moskau 1928. Siehe auch Vnešnjaja politika Rossii v XX veke. Moskau 1926.

politik der Neuzeit[60]), Akten zur Geschichte der internationalen Beziehungen im Fernen Osten[61]), Akten zur griechischen Politik der Großmächte[62]), zur Meerengenfrage[63]), zum Problem der Teilung der asiatischen Türkei[64]), zur Charakteristik der französich-russischen Beziehungen (1910—1914)[65]), Dokumente über russische Diplomatie und die Pariser Kommune (1871)[65a]) usw. Vor allen Dingen hat die Sowjetregierung die große Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Weltkrieges unternommen, von der bereits die Bände I—V erschienen sind.[66]) Es handelt sich um ein Gegenstück zu der „Großen Politik der europäischen Kabinette", das die Zeit vom Berliner Kongreß bis zum Jahre 1917 umfassen soll.

Die russische Aktenpublikation wird aus drei Serien bestehen, die die Zeiträume 1878—1903, 1904—1913 und 1914—1917 umfassen. Für die auf aktuelle Probleme eingestellte Geschichtswissenschaft der Sowjetunion ist es charakteristisch, daß man mit der Veröffentlichung der dritten Serie begonnen hat.

Der uns vorliegende I. Band dieser Serie, den man zur Charakteristik des ganzen Werkes heranziehen kann, zeichnet sich aus durch vorbildliche Strenge der formalen Methodik. Die Akten sind nach einem bestimmten Plan mit Angabe der Herkunft veröffentlicht, so daß eine Kontrolle erleichtert ist. Sie sind, durchaus richtig, lediglich nach chronologischem Gesichtspunkt geordnet, so daß man aus jedem Band eine Übersicht über die gesamte Außenpolitik des jeweiligen Zeitabschnittes gewinnen kann.

Die Herausgeber der russischen Akten sind durchaus frei von jeder national- oder personalpolitischen Tendenz. Sie sind aber weit davon entfernt, die russische Außenpolitik der Vorkriegszeit als Politik einer überwundenen Epoche mit naturwissenschaftlicher Objektivität zu betrachten. Sie nehmen vielmehr bewußt eine Kampfstellung ein, die, wie noch zu zeigen sein wird, für die

---

[60]) Meždunarodnaja politika nevejšego vremini v dogovorach, notach i deklaracijach. I—III. Moskau 1925—1926. Herausg. v. Ključnikov u. Sabanin.

[61]) E. Grimm, Sbornik dogovorov i drugich dokumentov po istorii meždunarodnych otnošenij na dal'nem Vostoke (1842—1925). Moskau 1927.

[62]) Evropejskie deržavy i Grecija v epochu mirovoj vojny. Moskau 1922.

[63]) E. Adamow, Die europäischen Mächte und die Türken während des Weltkrieges. Konstantinopel und die Meerengen usw. I—II. Dresden 1930.

[64]) Razdel aziatskoj Turcii. Moskau 1922.

[65]) Materialy dlja istorii russko-francusskich otnošenij za 1910—1914 gg. Moskau 1922.

[65a]) Carskaja diplomatija i Parižskaja Kommuna 1871 g. Herausg. v Friedljand. Leningrad 1933.

[66]) Offizielle deutsche Übersetzung: Die internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus. Dokumente aus den Archiven der zarischen und der provisorischen Regierung. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe herausg. v. O. Hötzsch. Reihe I, Bd. I. Berlin 1931. XLII u. 474 S. Reimar Hobbing. *RM* 45.—.

gesamte sowjetrussische historische Literatur charakteristisch ist. Ihr Ziel ist die Entlarvung des Imperialismus als einer Etappe der Eroberungspolitik kapitalistischer Mächte. Sie erwarten von vornherein, daß ihre Aktenpublikation eine Anklageakte darstellen wird. Allerdings nicht eine Anklageakte „gegen eine einzelne Person oder gar gegen ein einzelnes Land, sondern gegen eine Klasse, und zwar diejenige, welche die Macht in allen großen Ländern in den Händen hatte und bis jetzt in den meisten noch hat". Diese Einstellung wirkt sich naturgemäß bei der Auswahl der Akten aus, ohne daß dadurch der wissenschaftliche Wert der Publikation herabgesetzt wird. Zur Charakteristik des Ganzen sei nur hervorgehoben, daß die sowjetrussischen Herausgeber in erster Linie Dokumente der wirtschaftlichen Expansion berücksichtigen und Dokumente politischer Natur mehr oder weniger zurückstellen. Die sowjetrussische Veröffentlichung ist deshalb nicht ohne weiteres mit den Veröffentlichungen anderer Länder auf einen Nenner zu bringen.

Über die Herausgabe des archivalischen Aktenmaterials hinaus kommt in der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft das Interesse für außenpolitische Fragen auch in einer verhältnismäßig intensiven Forschung auf dem Gebiete der Außenpolitik zum Ausdruck. Auf die diesbezüglichen Werke von Pokrovskij ist bereits hingewiesen worden. Mit den Fragen der neueren Außenpolitik hat sich außerdem E. Tarle beschäftigt, ein durch seine Forschungen über die Kontinentalsperre bekannter Historiker, dessen neuestes Werk, „Europa im Zeitalter des Imperialismus"[67]), wegen der ententefreundlichen Tendenz scharf angegriffen wurde. Im bewußten Gegensatz zu Tarle werden die Probleme der Außenpolitik der Vorkriegszeit von N. Poletika behandelt.[68]) Eine umfangreiche Untersuchung über das Ende des österreichisch-russischen Bündnisses hat ferner Skazkin[69]) geliefert. Außerordentlich aufschlußreich, wenn auch mangelhaft in seinem Aufbau, ist schließlich das Werk von B. Romanov über die Politik Rußlands in der Mandschurei.[70]) Der Verfasser geht darin auf Grund umfassender Forschungen im Archiv des Finanzministeriums, das damals in das Ressort des Auswärtigen Amtes eingriff, auf die Fernostpolitik Wittes ein, die sich als bei weitem nicht so friedlich erweist, als dies in den Memoiren Wittes dargestellt wird.

[67]) Tarle, Evropa v epochu imperializma. Moskau 1927.

[68]) Poletika, Saraevskoe ubijstvo. Issledovanie po istorii avstro-serbskich otnošenij i balkanskoj politiki Rossii v period 1903—1914 gg., 443 S. Leningrad 1930.

[69]) Skazkin, Konec avstro-russko-germanskogo sojuza. Issledovanie po istorii russko-germanskich i russko-avstrijskich otnošenij v svjazi s vostočnym voprosom v 80-e gody XIX stoletija. T. I. Moskau 1928, Ranion.

[70]) B. Romanov, Rossija v Mandžurii. Leningrad 1930.

Charakteristisch für die neue Geschichtswissenschaft ist in thematischer Hinsicht auch das seinem Wesen nach universalistische Bestreben, die Geschichte Rußlands im Zusammenhang mit der Geschichte anderer Völker, vor allem derjenigen der Sowjetunion, zu betrachten. Systematisch und mit größter Energie wird die Neigung mancher sowjetrussischer Historiker bekämpft, die Geschichte der Sowjetunion vom national-russischen Standpunkt aus zu betrachten (velikoderžavnye tendencii). Demgegenüber wird gefordert, die Geschichte der Sowjetunion als die einer Gesamtheit von Völkern zu untersuchen und darzustellen, die auf dem Gebiete des ehemaligen russischen Reiches leben. Bei der Betrachtung der Geschichte einzelner Völker wird dabei davor gewarnt, daß man nicht dem anderen Extrem verfällt, dem „kleinbürgerlichen Nationalismus" der nichtrussischen Völker.

Die Hauptarbeit in der spezialwissenschaftlichen Arbeit wird, soweit dies die kulturellen Verhältnisse gestatten, von den einzelnen Völkern geleistet. Besondere Erwähnung verdienen die Ukrainer, die seit der Revolution eine umfangreiche wissenschaftliche und literarische Produktion entfaltet haben. Das Zentrum des ukrainischen Geisteslebens hat sich schon lange von Lemberg nach Kiew und Charkow verschoben. In der Ukraine prägt sich allerdings der „kleinbürgerliche Nationalismus" auch am deutlichsten aus.

Versuche einer synthetischen Darstellung der Geschichte der Völker der UdSSR[71]) bzw. der Geschichte des Proletariats der UdSSR[72]) wurden bisher nur von Großrussen gemacht. Bislang kann man jedoch nicht sagen, daß ihnen gelungen ist, brauchbare Werke dieser Art zu schaffen. Die Geschichte Rußlands steht nach wie vor im Mittelpunkt der historischen Forschung.

In unserer keineswegs erschöpfenden Übersicht der russischen historischen Literatur muß schließlich auf die zwei wichtigsten historischen Zeitschriften hingewiesen werden, die die charakteristische Thematik der sowjetrussischen Literatur deutlich zum Ausdruck bringen. Es ist zunächst der in Westeuropa bereits bekannte „Krasnyj archiv" (Rotes Archiv), das Organ der Zentralarchivverwaltung Moskau, in dem weniger umfangreiches Quellenmaterial zur Geschichte der revolutionären Bewegung, zur Geschichte der Partei, der Außenpolitik usw. veröffentlicht wird.

Die laufende historische Forschung konzentriert sich immer mehr um die Zeitschrift „Istorik Marksist" (der marxistische Historiker), das Organ der Vereinigung marxistischer Historiker der

---

[71]) Kniga dlja čtenija po istorii narodov SSSR. Pod red. Pokrovskogo. Tom I. Redaktory Viktorov i Presnjakov. Charkow 1927.

[72]) Istorija proletariata SSSR. Kom. Akademija, Institut istorii. Sbornik pervyj. Moskau 1930.

Sowjetunion.[73]) Die Bedeutung dieser Zeitschrift liegt in erster Linie in den zahlreichen darin veröffentlichten Beiträgen. Wie ein empfindliches Meßinstrument reagiert sie außerdem auf die wichtigsten Neuerscheinungen, so daß man mit ihrer Hilfe über den Stand und Charakter der sowjetrussischen Forschung vorzüglich unterrichtet wird.

Der Unterschied zwischen der sowjetrussischen und der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft liegt jedoch nicht allein in der Thematik. Die neuen Themata und Fragestellungen sind vielmehr Auswirkungen eines tieferliegenden Gegensatzes. Die Revolution brachte mit der neuen gesellschaftlichen Klasse auch eine neue Geschichtsbetrachtung zur Herrschaft, die sich durch ihren kämpferischen, dynamischen Charakter auszeichnet. Es ist eine Geschichtsbetrachtung, die aufs engste mit der Leninschen Auffassung des Marxismus zusammenhängt.

Von Lenin ausgehend, beschränken sich die sowjetrussischen Historiker nicht darauf, daß sie die Idee des Klassenkampfes, die Idee der dialektischen Entwicklung der Gesellschaft, in den Vordergrund stellen. Darüber hinaus erkennen sie die Unvermeidlichkeit der sozialistischen Revolution als Folge des Klassenkampfes an. Die sowjetrussischen Historiker bleiben jedoch nicht bei der Erkenntnis dieser Entwicklungstendenz stehen. Sie halten es vielmehr für ihre Pflicht, auf ihrem Gebiet, d. h. auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, für die neue Gesellschaftsordnung aktiv zu kämpfen. Objektive, voraussetzungslose Geschichtswissenschaft gibt es nach ihrer Meinung nicht, da jeder Historiker klassenmäßig gebunden ist. Alle historischen Werke tragen, so meinen sie, bewußt oder unbewußt bei zur Erhaltung und Sicherung der Herrschaft jener gesellschaftlichen Schicht, der ihr Verfasser angehört oder zu der er sich bekennt. Deshalb tragen sie kein Bedenken, ihre eigene Arbeit in den Dienst der Revolution zu stellen. Deshalb halten sie es für ihre Pflicht, alle Historiker, die mit der Wahl der Themata, die mit ihren geschichtsphilosophischen Grundsätzen den Interessen der Revolution entgegenarbeiten, rücksichtslos zu bekämpfen.

Bei solcher Einstellung war natürlich die völlige Vernichtung der nichtmarxistischen Geschichtswissenschaft eine Frage der Zeit. Je stärker sich die marxistische Geschichtswissenschaft in qualitativer und quantitativer Hinsicht fühlte, um so schärfer ging sie gegen die bürgerlich-liberalen Forscher vor. In der neuesten Zeit mußten die letzteren ihren Platz vor den Schülern Pokrovskijs räumen. Die marxistische Geschichtswissenschaft hat auf diese Weise die absolute Herrschaft in der Sowjetunion errungen.

---

[73]) Siehe den Bericht von Epstein. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven, N. F. Bd. IV, Heft II.

III.

Wenn wir uns nunmehr der deutschen Rußlandforschung zuwenden, betreten wir ein anders geartetes Gebiet. Am ehesten läßt sich die deutsche Rußlandforschung mit der russischen bürgerlich-liberalen Forschung vergleichen. Jedoch darf die Ähnlichkeit dieser beiden Zweige der Osteuropaforschung nicht überschätzt werden. Bei ähnlicher politischer und wissenschaftlicher Haltung zeichnet sich die deutsche Forschung durch Züge aus, die ihr eine spezifische Prägung verleihen.

Schon deshalb unterscheidet sie sich von der russischen Osteuropaforschung, weil sie nicht den breiten Strom der Landesgeschichte, sondern die Geschichte eines Nachbarlandes darstellt. Damit erklärt sich zunächst der wesentlich kleinere Umfang der deutschen Osteuropaliteratur. Damit erklärt sich gleichzeitig, daß der deutsche Forscher dem russischen gegenüber in gewissem Vorteil ist. Der deutsche Forscher vermag oft gerade von seinem spezifischen Standpunkt aus Probleme zu entdecken oder zu erforschen, die von russischen Forschern übersehen oder in ihrer Bedeutung unterschätzt wurden. Die deutschen Forscher sind überdies in der Lage, das Quellenmaterial deutscher Archive zu verwerten, das den meisten russischen Forschern unzugänglich ist.

Die Eigenart der deutschen Osteuropaforschung ist weiterhin darin zu erblicken, daß sie in hohem Maße vom Krieg beeinflußt ist. Die einzelnen Etappen der deutsch-russischen Außenpolitik, das Problem der Entstehung des russisch-französischen Bündnisses und überhaupt alle diplomatischen Konflikte, die Rußland in den Kreis der Ententemächte führten, finden in der deutschen Forschung im Gegensatz zu der russischen bürgerlich-liberalen Forschung bevorzugte Behandlung. Die Intensität der deutschen Forschung zur Vorgeschichte des Krieges läßt sich annähernd nur mit der Intensität der sowjetrussischen Forschung zur Geschichte der revolutionären Bewegung vergleichen.

Auch ihrem Charakter nach weist die deutsche Osteuropaforschung Eigentümlichkeiten auf, die hervorgehoben zu werden verdienen. Der deutschen Osteuropaforschung, dem kleinen Zweig der deutschen Geschichtswissenschaft, der stärker als die russische Forschung mit der europäischen Geschichtswissenschaft verknüpft ist, mußte es von vornherein nahe liegen, die russische Geschichte im Zusammenhang mit der Geschichte anderer Länder, d. h. unter europäischem, ja universalgeschichtlichem Aspekt, zu betrachten. So ist es zu erklären, daß man in der deutschen Osteuropaforschung der universalgeschichtlichen Betrachtung häufiger begegnet als in der national beschränkten russischen bürgerlich-liberalen Literatur.

Es sei schließlich auf den synthetischen Zug in der deutschen Osteuropaforschung hingewiesen. Sie hat zahlreiche wissenschaftliche Gesamtdarstellungen (Stählin, Hötzsch, Winkler u. a.) hervorgebracht, denen sich eine Fülle dilettantischer Kompilationen und Konstruktionen anschließt.

Diesen Vorzügen stehen allerdings spezifische Mängel gegenüber. Die deutsche Osteuropaforschung, der es an Fachleuten und Mitteln fehlt, kann sich in bezug auf Produktivität mit der russischen Osteuropaforschung nicht messen. Die deutschen Forscher sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht in der Lage, die reichen Bestände russischer Archive zu verwerten. Zahlreiche deutsche Forscher versagen, da sie ohne Kenntnis der russischen wissenschaftlichen Literatur sich mit Problemen der russischen Geschichte befassen. In der deutschen England- und Frankreichforschung ist ein derartiger Unfug kaum denkbar. Es ist vor allem den Professoren Stählin, Hötzsch, Salomon und Braun zu danken, daß in dieser Hinsicht in der neuesten Zeit Wandel geschaffen ist.

Mit Rücksicht auf die besonderen Schwierigkeiten der Lektüre altrussischer Texte, mit Rücksicht auf das gesteigerte Interesse für Rußland überhaupt, ist es durchaus zu begrüßen, daß eine Reihe wichtiger Quellenwerke zur russischen Geschichte ins Deutsche übersetzt wurde. Auch für den Sprachkundigen ist es ein Gewinn, wenn er bei schwierigen Stellen eine gute Übersetzung zu Rate ziehen kann. Ein bleibendes Verdienst hat sich Prof. K. Stählin durch die Herausgabe der Reihe „Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte" erworben. Diese Reihe enthält Werke[74]), die man vor allem im akademischen Unterricht nicht entbehren kann.

Eine hervorragende Leistung stellt die ausgezeichnete Übersetzung der sogenannten Nestorchronik von R. Trautmann,

---

[74]) Bd. II. Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmanns nach Ostindien 1466—1472. Aus dem Altrussischen übersetzt, mit Einleitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen. Von Privatdozent Dr. K. H. Meyer. Leipzig 1927. Bd. III. Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbsky (1564—1579). Eingeleitet und aus dem Altrussischen übertragen unter Mitwirkung von Privatdozent Dr. K. H. Meyer, von Prof. K. Stählin. Leipzig 1921. Bd. IV. Radischtschew, A., Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Aus dem Russischen übersetzt von Dr. A. Luther. Leipzig 1922. Bd. V. Schtscherbatow, M., Über die Sittenverderbnis in Rußland. Aus dem Russischen übertragen und bearbeitet von Ina Friedländer unter Mitwirkung von Sergjej Jakobsohn. Berlin 1925. Bd. X. Das Leben des Protopopen Awwakum. Von ihm selbst niedergeschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Dr. Rudolf Jagoditsch. Berlin und Königsberg 1930.

Leipzig, dar[75]). Nunmehr ist die seinerzeit epochemachende Ausgabe von Schlözer nur noch von historischem Interesse.

Der Vorzug der neuen Nestorausgabe liegt zunächst darin, daß T. in der Lage war, den von Karskij vorzüglich redigierten Text der Laurentiuschronik zugrunde zu legen und unter Heranziehung verschiedener Varianten einen lesbaren Text der Chronik zu konstruieren. Seine vorzügliche Vorlage hat T. nicht allein wortgetreu übertragen, sondern darüber hinaus ihren Geist mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen erfaßt und dem westeuropäischen Leser nahegebracht. Es ist kaum eine Übertreibung, wenn man sagt, daß die Trautmannsche Nestorausgabe im 20. Jahrh. dieselbe Rolle spielen wird, wie sie die Schlözersche Nestorübersetzung im 19. Jahrh. spielte.

Die Einleitung zur Nestorchronik zeichnet sich durch vorbildliche Knappheit und Prägnanz aus. Was die Beurteilung der Chronik als historische Quelle betrifft, hat sich jedoch der Herausgeber die Aufgabe sehr leicht gemacht. Die erfolgreichen Bemühungen russischer Forscher (Šachmatov, Istrin u. a.[76]), die einzelne Schichten der Chronik herauslösen und damit unentbehrliche Vorarbeit für die Verwertung einer historischen Quelle leisten, diese Bemühungen tut er kurzerhand ab und erklärt die Chronik für das schöpferische Werk einer Persönlichkeit, evtl. Nestors. Eine Interpolation eines späteren Abschreibers, die Aufzeichnungen des Volodimer Monomach, löst zwar T. selbst aus seinem Text der Chronik heraus. Er bleibt uns aber den Beweis schuldig, daß es keine anderen Interpolationen gibt. Deren Bestimmung ist in der Tat nicht so leicht wie die des Volodimer Monomach. Daß nun aber solche Interpolationen tatsächlich festzustellen sind, z. B. die Erzählung von der Blendung Vasilkos (nach T. der „absolute Höhepunkt" der ganzen Chronik) hat neuerdings Šachmatov überzeugend nachgewiesen[77]). So verliert der von Trautmann skizzierte Aufbau der Chronik eines seiner wesentlichen Glieder, so fällt die Behauptung T.s, daß die Chronik „eine einheitliche, von einer bestimmten Persönlichkeit gewollte Schöpfung" ist.

Der Bylinenforscher T. weiß zu genau, daß das alte Rußland keine Kraft fand, Einzelmotive in einer großen epischen Dichtung

[75]) Die altrussische Nestorchronik. Povest' vremennych let. In Übersetzung herausgegeben von Trautmann. Slavisch-baltische Quellen und Forschungen herausg. von R. Trautmann. Heft VI. Leipzig, Markert u. Petters. XXII u. 302 S. Lw. RM 28.—.

[76]) Eine kritische Übersicht in der Einleitung zur englischen Ausgabe der Nestorchronik: The Russian Primary chronicle. By Samuel H. Gross. Reprinted from Harvard Studies and Notes in Philology and Literature. Vol. II. Cambrige U. S. A. (Harvard University Press) 1930.

[77]) Vgl. Letopis' zan. arch. kom. Bd. XXIX, S. XXXIff.

zusammenzufassen. Sollte da der von T. analysierte, komplizierte Aufbau der Chronik auf einen solchen Akt individueller Gestaltung zurückzuführen sein? Hier liegt zweifellos eine Übertreibung vor. Die Einheitlichkeit und Schönheit der Nestorchronik, die T. faszinierte, kann und braucht nicht auf den schöpferischen Willensakt eines Einzelmenschen zurückgeführt werden. Wie eine schöne, organisch gegliederte Landschaft ist sie das Produkt verschiedener Faktoren, die als Ganzes ohne Mitwirkung eines schöpferischen Willens entstanden ist. Dem Historiker bleibt deshalb nach wie vor die Aufgabe vorbehalten, die Forschungen von Šachmatov, Istrin u. a. fortzusetzen, die in den Versuchen gipfeln, Entstehungszeit und Ort einzelner Schichten der Nestorchronik zu bestimmen. Erst solche Bestimmung wird die Verwendbarkeit der Nestorchronik als einer historischen Quelle endgültig sichern.

Eine willkommene Bereicherung des deutschen Quellenschatzes zur russischen Geschichte ist neben der Nestorchronik die deutsche Ausgabe des Werkes von S. Collins, dem Leibarzt des Zaren Aleksej Michajlovič.[78])

Der Herausgeber dieser Arbeit, die in der Osteuropaabteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig entstanden ist, W. Graf, hat das schwierige Problem der Übersetzung eines oft verstümmelten Textes aufs glücklichste gelöst. Zu der verwickelten Verfasserfrage weist G. in seiner Einleitung nach, daß es in England im 17. Jahrh. drei Oxforder Ärzte mit Namen Samuel Collins gab, die in der historischen Literatur oft verwechselt wurden. In seiner Einleitung stellt er als einer der ersten den durchaus richtigen Grundsatz auf, daß die ausländischen Rußlandberichte aus dem 15. und 17. Jahrh. nicht ohne weiteres nebeneinander angeführt werden dürfen. Allerdings überschätzt G. selbst die angeblich „langsame kulturelle Entwicklung Rußlands" in diesem Zeitabschnitt, mit der man die unkritische Benutzung der ausländischen Rußlandberichte rechtfertigt. Wohl haben sich kirchliche Zeremonien, Sitten und Volksgebräuche nicht wesentlich geändert. Von der Verfassung und Verwaltung Rußlands jedoch hätte Collins, wenn er ein besserer Beobachter gewesen wäre, ein ganz anderes Bild entwerfen können als Herberstein. Hat sich doch z. B. das russische Recht inzwischen vom Gesetzbuch Ivans des Schrecklichen zum „Uloženie" des Zaren Aleksej Michajlovič fortentwickelt.

Die von ihm herausgestellten Grundsätze der Kommentierung

---

[78]) S. Collins, The present state of Russia in a Letter to a Friend. London 1671. Der deutsche Titel lautet: Samuel Collins' Moskovitische Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Wilhelm Graf. Slavisch-baltische Quellen und Forschungen Heft IV,. XVI u. 102 S. Leipzig, Hessel 1929. Es sei hier auch auf den Aufsatz von W. Graf, Grimmelshausen und Rußland im Bd. XXIII dieser Zeitschrift hingewiesen.

hat G. leider nicht streng genug durchgeführt. Wohl werden zahlreiche Angaben von Collins unter Berufung auf andere Quellen korrigiert, oder aber als falsch gekennzeichnet. Bei zahlreichen falschen Berichten fehlt aber eine solche Kennzeichnung, so daß beim Leser der Eindruck entstehen muß, daß es sich hier um sichere, vom Herausgeber kontrollierte Tatsachen handelt. Zweckmäßigerweise sollte man entweder auf jede Berichtigung verzichten oder aber jeden falschen Bericht als solchen kennzeichnen.

Die deutsche Osteuropaforschung beschränkt sich nun aber nicht auf die oft schwierige Arbeit der Übersetzung einzelner Quellenwerke. Darüber hinaus ist sie damit beschäftigt, neuaufgefundene deutsche Quellen zur russischen Geschichte in methodisch einwandfreier Form zu veröffentlichen. Die großartigste Erscheinung auf diesem Gebiet sind die „Aufzeichnungen über den Moskauer Staat" von Heinrich von Staden[79]), die schon vor über 30 Jahren im preußischen Staatsarchiv Hannover entdeckt, erst vor kurzem veröffentlicht und in ihrer Bedeutung als Quelle zur russischen Geschichte gewürdigt wurden.

Heinrich von Staden war einer jener Abenteurer, die sich in das moskovitische Rußland begaben, um dort ihr Glück zu versuchen. Teils im Dienste des Zaren, teils als selbständiger Unternehmer war er über ein Jahrzehnt (1564—1575) im engsten Kontakt mit verschiedenen Bevölkerungsschichten und wichtigsten Regierungsstellen in Rußland tätig. Seine Darstellung der Zeit Ivans des Schrecklichen beruht also nicht auf zufälligen Beobachtungen etwa eines Gesandten, sondern auf Erlebnissen eines naturalisierten Ausländers, der sich in das russische Milieu durchaus eingelebt hat.

Besonders wertvoll sind die Ausführungen Stadens über die sogenannte „Opričnina". Staden selbst war ein aktives Mitglied der Opričnina. Ihr Treiben und seine eigenen Heldentaten schildert er mit skrupelloser Offenheit. Er ist der einzige Zeitgenosse, der über das Ende der Opričnina und über die darauffolgende Güterreduktion ausführlich berichtet.

Die ausgezeichnete Ausgabe der Stadenschen Aufzeichnungen hat F. Epstein besorgt[80]), einer der fähigsten und kenntnisreichsten jüngeren Osteuropaforscher. Durch seine früheren

[79]) Heinrich von Staden, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat. Nach der Handschrift des Preußischen Staatsarchivs in Hannover herausgegeben von Fritz Epstein. Abhandlungen auf dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 34, Reihe A. Rechts- und Staatswissenschaften. Bd. V, 64 u. 308 S. u. 3 Tafeln. Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter & Co. 1930.

[80]) Eine russische von Prof. I. Polosin besorgte Übersetzung der Stadenschen Aufzeichnungen ist schon im Jahre 1925 erschienen. O Moskve Ivana Groznogo. Zapiski nemca-opričnika. Leningrad 1925.

Arbeiten zur russischen Verwaltungsgeschichte[81]) war E. mehr als jeder andere dazu berufen, einen erschöpfenden Kommentar zu Stadens Aufzeichnungen zu geben. Unter den Händen E.s ist die deutsche Stadenausgabe zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk zur Geschichte des russischen Mittelalters geworden.

E. beschränkt sich nicht nur auf die Kommentierung der Stadenschen Aufzeichnungen. Das in Hannover gefundene Material sucht er nach Möglichkeit durch andere Akten zu ergänzen. Es ist ihm auch in der Tat gelungen, weiteres Material über Staden und seinen Auftraggeber, den Pfalzgrafen Georg Hans von Veldenz-Lützelstein, aufzutreiben. Das bedeutendste der neuentdeckten Quellenwerke hat auf diese Weise eine ihm angemessene Bearbeitung und äußere Ausstattung erhalten.

Nach einem Fund wie den Stadenschen Aufzeichnungen, im Vertrauen auf die noch unentdeckten Schätze der deutschen Archive, greift man auch zu einem anderen ,,Quellenwerk'', in dem man neues Material zur Geschichte Katharinas II. zu finden hofft.[82]) Bei näherer Betrachtung läßt man jedoch das Buch beiseite. Es handelt sich hier nicht um ein Memoirenwerk aus dem 18. Jahrh., sondern um eine moderne Verarbeitung des aus anderen Quellen bekannten Stoffes. Der Einfluß der Memoiren Katharinas tritt sehr deutlich zutage. Eine Gräfin Korowin geb. Denissow hat es natürlich niemals gegeben.

Wissenschaftlich wertlos ist auch der Neudruck der Herzenschen Ausgabe der Memoiren Katharinas II.[83]) Dem Herausgeber ist es unbekannt geblieben, daß die autobiographischen Aufzeichnungen Katharinas schon im Jahre 1907 vollständig erschienen sind. Auch die durchaus brauchbare Ausgabe von E. Böhme[84]) scheint er nicht zu kennen.

Als bedeutende Quelle zur russischen revolutionären Bewegung sind schließlich die Werke von W. Figner[85]) und M. Bakunin[86]) hervorzuheben. Sowohl bei W. Figner als auch bei Bakunin

[81]) Epstein, Die Hof- und Zentralverwaltung im Moskauer Staat und die Bedeutung von G. K. Kotošichins Werk: ,,Über Rußland unter der Herrschaft des Zaren Aleksej Michajlovič'' für die russische Verwaltungsgeschichte. Dissertation. Berlin 1924.

[82]) Katharina II., Kaiserin von Rußland. Denkwürdigkeiten der Gräfin Korowin geb. Denissow. Herausg. von Reinhold Ortmann. Berlin, Weichert, o. J. 592 S. *RM* 2.85.

[83]) Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. Nach Alexander Herzens Ausgabe neu herausg. von G. Kunze. XXIV u. 343 S. Stuttgart o. J. Lutz' Memoiren-Bibliothek. Reihe 2, Bd. 13. Lutz' Nachf. O. Schramm.

[84]) Katharina II. in ihren Memoiren. Herausg. v. E. Böhme. Leipzig, Insel-Verlag 1923. [85]) W. Figner, Nacht über Rußland. 585 S. Berlin, Malik o. J.

[86]) Michael Bakunins Beichte aus der Peter-Pauls-Festung an Zar Nikolaus I. Herausg. von K. Kersten. 116 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1926. *RM* 7.50.

handelt es sich zunächst um historisch wichtige und historiographisch interessante Schriften zweier exponierter Revolutionäre. (In beiden Werken wird der Versuch gemacht, die Darstellung persönlicher Schicksale mit einer Schilderung objektiver historischer Zusammenhänge zu verbinden.) Darüber hinaus lernt man hier zwei Menschentypen und -schicksale kennen, deren Gegenüberstellung außerordentlich lehrreich ist. Wera Figner, ein am Zarenmord vom 1. März 1881 mitverantwortliches Mitglied der „Narodnaja Volja", lehnt jegliche Kompromisse ab. Zum Tode verurteilt, weigert sie sich, ein Gnadengesuch einzureichen. Die Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker wird gegen ihren Willen erwirkt. Nach 18 Jahren schwerer Kerkerstrafe will sie noch die von der Mutter für sie erwirkte Amnestie ablehnen. M. Bakunin, aktiver Teilnehmer am Dresdener Aufstand von 1848 und am Prager Slavenkongreß, sucht durch ein an den Kaiser Nikolaus I. gerichtetes geheucheltes Sündenbekenntnis, die „Beichte", Milderung der Strafe zu erwirken. In der „Beichte", die als einziges abgeschlossenes Werk Bakunins betrachtet werden muß, bricht aber das revolutionäre Temperament Bakunins immer wieder durch, weshalb der Kaiser mit größtem Mißtrauen erfüllt wurde. Bakunin hat bekanntlich sein Ziel nicht erreicht. Es vergingen Jahre, bis ihm die Flucht aus Sibirien, wohin er schließlich verbannt worden war, gelang.

Wie verschieden gestaltet sich das Leben der beiden Menschen nach der Entlassung bzw. nach der Flucht. Wera Figner versucht vergeblich, den Kontakt mit der inzwischen so völlig veränderten Welt wiederherzustellen, Verbindung mit den Gruppen oder Gemeinschaften, denen sie früher angehörte (Partei, Familie), zu finden. Ihr Kampf gegen die Vereinsamung steigert sich bis zur Sehnsucht nach den grauenvollen Kasematten von Schlüsselburg, in denen sie gleichgesinnte Menschen zurückließ. Bakunin dagegen gelingt mühelos die Wiederaufnahme der alten Beziehungen, der aktivsten politischen Tätigkeit, die ganz vergessen läßt, daß er nahezu 10 Jahre in viel stärkerem Grade als W. Figner von der Welt abgeschlossen war.

Neben bedeutsamen Quellenpublikationen zur russischen Geschichte weist die deutsche Geschichtswissenschaft eine Reihe von Spezialuntersuchungen auf, die ihr einen Ehrenplatz in der Osteuropaforschung sichern. So hat Laehr[87]) († 1931) den Versuch gemacht, die Ergebnisse der westeuropäischen, vor allem aber der russischen Forschung zur älteren Geschichte Rußlands in einer synthetischen Darstellung zusammenzufassen. Dieser Versuch ist Laehr in seiner kleinen, aber inhaltsreichen und metho-

[87]) G. Laehr, Die Anfänge des russischen Reiches. Politische Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert. 145 S. Historische Studien, Heft 189. Berlin, E. Ebering 1930.

disch streng durchgearbeiteten Schrift durchaus gelungen. Mit Ausnahme von wenigen Werken hat er das gesamte Quellenmaterial sowie die einschlägige Literatur verarbeitet und schildert nun nach sorgfältigster Prüfung einzelner Angaben die politische Geschichte Rußlands im 9. und 10. Jahrh. Eine universalgeschichtliche Betrachtungsweise war für Laehr, der sich ursprünglich mit der westeuropäischen Geschichte befaßte, von vornherein gegeben. Von einem Nachbargebiet der historischen Forschung kommend, die Ereignisse von einer höheren Warte überschauend, betrachtet er die altrussische Geschichte in engster Verknüpfung mit der Geschichte der Nachbarvölker und bietet deshalb eine Reihe neuer Gesichtspunkte.

Bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Leistung Laehrs muß eine merkwürdige Lücke in seinem Werk hervorgehoben werden. Neben der Darstellung der politischen Geschichte stellt er sich die Aufgabe, „genaue Rechenschaft über die Beschaffenheit der jeweiligen Quellen" zu geben. Seine zahlreichen Exkurse und Anmerkungen weisen dabei darauf hin, daß er diese Aufgabe durchaus ernst genommen hat. Nun fehlt aber bei ihm eine quellenkritische Untersuchung der wichtigsten Quelle zur Geschichte Altrußlands — der Nestorchronik. Die bahnbrechenden quellenkritischen Arbeiten von Šachmatov sind ihm zwar bekannt und finden allem Anschein nach seinen Beifall. Die Ergebnisse seiner Forschung werden jedoch kaum erwähnt. Laehr hätte dabei den Wert seiner Arbeit wesentlich erhöht, wenn er auf das Lebenswerk Šachmatovs, wenn auch ganz kurz, eingegangen wäre.

Einer der bedeutendsten Beiträge zur russischen Geschichte ist zweifellos das Werk von L. K. Goetz, Bonn († 1931).[88]) Seine deutschrussische Handelsgeschichte des Mittelalters ist ein Ergebnis langjähriger Forschung, deren erste Frucht die vorzüglich kommentierte Ausgabe der deutsch-russischen Handelsverträge ist.[89]) Beide Werke hängen aufs engste zusammen und sind nach demselben Plan aufgebaut. In beiden Werken handelt es sich vor allem um den russischen Handel mit der Hanse, der in zwei große Gebiete zerfällt, das Novgoroder Handelsgebiet und das Dünahandelsgebiet. Jedes dieser Gebiete wird gesondert behandelt, wobei je einem chronologischen Teil ein systematischer Teil (die Reise, die Waren, der Handelsverkehr, die Personen) folgt.

Das Novgoroder Handelsgebiet (437 S.) wird entsprechend seiner historischen Bedeutung in den Vordergrund gestellt. Das Dünageschäft konnte um so kürzer behandelt werden (110 S.),

[88]) L. K. Goetz, Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters. XVI u. 572 S. Hansische Geschichtsquellen herausg. v. Verein für Hansische Geschichte. N. F. Bd. V. Lübeck 1922.

[89]) Deutsch-russische Handelsverträge des Mittelalters. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts. Reihe A, Bd. 6. Hamburg 1916.

als dessen Formen sich vielfach mit denen des Novgoroder Gebiets decken und nur einige Ergänzungen erforderlich machten. Auf den letzten vier Seiten behandelt Goetz in einem Anhang den südrussischen Handel mit Deutschland, wobei er sich nur auf eine kritische Zusammenfassung der Forschungsergebnisse russischer Historiker beschränkt.

Als Quellenmaterial für seine Arbeit zog Goetz außer seiner Ausgabe der deutsch-russischen Handelsverträge die für die russische Geschichte bis dahin kaum benutzten Hansischen und Livländischen Urkundenbücher sowie die Hanserezesse heran. Aus diesen Werken gewann er eine ungeheuere Fülle neuen Materials über die Organisation des deutsch-russischen Handels, über die Rolle der livländischen Städte, über die hauptsächlichen Warengattungen, Preise usw. und machte dadurch seine Untersuchung zu einer Fundgrube für jeden wirtschaftsgeschichtlich interessierten Historiker.

Seine Absicht, auch eine deutsch-russische Handelsgeschichte der Neuzeit zu schreiben, hat Goetz nicht auszuführen vermocht. Es wäre zu wünschen, daß das von ihm gesammelte Material nicht lange brach liegt.

Dem Goetzschen Werk in bezug auf die Fülle des gebotenen Materials vielleicht gleichwertig, ihm aber sonst dank seinem durchaus universalgeschichtlichen Aspekt überlegen, ist die große Untersuchung von Dietrich Gerhard[90]) über die russisch-englischen Beziehungen im 18. Jahrh. Der Titel dieses Werks verspricht allerdings mehr, als es einem osteuropäisch interessierten Leser tatsächlich bietet. Der Verfasser treibt in erster Linie englische Geschichte und geht vom englischen Material aus, das er in englischen Archiven (Board of Trade, Foreign Office usw.) gewonnen hat. Überdies beschäftigt er sich vor allem mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und tut die erste Hälfte mit wenigen Seiten seiner Darstellung ab. Bei der Behandlung der englisch-russischen Beziehungen im 18. Jahrh. wird Rußland auf diese Weise nicht nur in sachlicher Hinsicht in den Hintergrund gestellt, sondern auch in einem zeitlich sehr engen Rahmen gefaßt.

Der Verfasser ist offenbar der Meinung, daß der „Aufstieg" Rußlands erst mit Katharina einsetzt und fühlt sich deshalb berechtigt, die Zeit Peters I. fast unberücksichtigt zu lassen. Dabei ist diese Zeit eine der wichtigsten Etappen des russischen Aufstiegs. Man vermißt auch bei G. eine zum mindesten skizzenhafte Darstellung der englisch-russischen Beziehungen im 17. Jahr-

---

[90]) D. Gerhard, England und der Aufstieg Rußlands. Zur Frage des Zusammenhanges der europäischen Staaten und ihres Ausgreifens in die außereuropäische Welt in Politik und Wirtschaft des 18. Jahrhunderts. 436 S. München-Berlin, Oldenbourg 1933. RM 16.80.

hundert, die durch die neuere russische Forschung (I. Ljubimenko) untersucht worden sind.

Auffallend ist bei G. auch eine gewisse methodische Inkonsequenz bei der Behandlung außenpolitischer Fragen. Er weist z. B. wiederholt darauf hin, daß die einzelnen Etappen der englisch-russischen Politik im stärksten Maße von Faktoren wirtschaftlicher Natur bestimmt waren. Bei der Behandlung der europäischen Außenpolitik sieht er von derartigen Hinweisen ab, weshalb der Eindruck entsteht, daß die russisch-englische Außenpolitik besonderen Gesetzen unterworfen ist.

Alle diese Einwände sollen natürlich die Verdienste G.s um die Osteuropaforschung nicht schmälern. Trotz der hier hervorgehobenen Mängel gehört sein Werk zweifellos zu den bedeutendsten und inhaltsreichsten Werken zur russischen Geschichte, die in der neuesten Zeit erschienen sind. An seinem Werk sieht man wieder einmal, daß nichtrussische Archive und Bibliotheken viel wertvolles Material zur russischen Geschichte beherbergen und daß es Historiker gibt, die den gewaltigen Stoff in meisterhafter Weise zu verwerten verstehen.

Vom Niveau der bisher besprochenen Werke muß man beträchtlich absteigen, um zur Besprechung eines aus irgendwelchem Grunde ins Deutsche übersetzten Werkes von Korostowetz über den Grafen S. Witte[91]) überzugehen. Der Verfasser ist zu wenig gewissenhafter, methodisch geschulter Forscher, um ein wissenschaftliches Werk zu schreiben. Er ist aber gleichzeitig zu wenig Künstler, um eine künstlerische Biographie zu verfassen.

Die Hauptquelle K.s sind die Erinnerungen Wittes, von deren unbedingter Glaubwürdigkeit er naiverweise überzeugt ist. Wenn er sich die Mühe gemacht hätte, z. B. die Untersuchungen von Romanov anzusehen (teilweise schon 1921 erschienen), dann wäre er anderer Meinung geworden. Versöhnend stimmt es, daß der Verfasser das Archiv des Fürsten Meščerskij benutzte und auf diese Weise über die Erinnerungen Wittes hinaus etwas Neues bieten konnte. Die sachlich nicht zu rechtfertigende wiederholte Heranziehung der Äußerungen von Mutter, Vater und Großvater des Verfassers hätte ruhig unterbleiben können.

Mit Rücksicht auf das Bedürfnis nach zusammenfassenden Darstellungen der russischen Geschichte, das zunächst durch die einheimischen Forscher nicht befriedigt werden konnte, war es eine Selbstverständlichkeit, daß die hervorragendsten, wenn auch teilweise veralteten Werke russischer Historiker ins Deutsche übersetzt wurden. Hier sind vor allem die Darstellungen von

---

[91]) Korostowetz, W., Graf Witte der Steuermann in der Not. X u. 306 S. Berlin, Brückenverlag 1929.

Ključevskij und Platonov zu nennen, deren deutsche Ausgaben[92]) Friedrich Braun-Leipzig besorgt hat.

Eine empfindliche Lücke in der deutschen Literatur zur russischen Verfassungsgeschichte sollte die Übersetzung der grundlegenden Arbeit von D'jakonov[93]) füllen. Leider entspricht sie nicht den Anforderungen, die man an die Übersetzung eines wissenschaftlichen Werkes stellt. Unverständlicherweise wurde der deutschen Ausgabe nicht die letzte, vom Verfasser selbst († 1919) wesentlich erweiterte Auflage vom Jahre 1926 zugrunde gelegt, sondern die vom Jahre 1912. Die Übersetzung enthält darüber hinaus Fehler, die auf durchaus mangelhafte Kenntnis der russischen historischen Literatur schließen lassen. Einige Stichproben erweisen schließlich, daß der Übersetzer bei Gestaltung des Textes so weit gegangen ist, einige schwer übersetzbare Stellen einfach wegzulassen, ein Verfahren, das nach wie vor die Benutzung des russischen Originals empfehlenswert macht.

Die erste bedeutende deutsche Darstellung der russischen Geschichte, mit deren Würdigung der vorliegende Literaturbericht abgeschlossen werden soll, ist das große Werk von K. Stählin.[94])

Mit Stählins Werk ist dem beschämenden Zustand ein Ende gemacht, daß die deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Werk von Herrmann-Strahl (1832—1866)[95]) und Schiemann (1886 bis 1887)[96]) wohl einzelne größere Spezialuntersuchungen, aber keine einzige nennenswerte Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands hervorgebracht hat.

Von besonderer Bedeutung ist der zweite Band der Stählinschen Arbeit (Peter I. bis Katharina II.). Eine zusammenfassende Darstellung dieses Zeitraumes gab es bis heute weder in deutscher noch in russischer Sprache. Auch Ključevskij, der letzte große Historiker des vorrevolutionären Rußlands, vermochte eine solche

---

[92]) Platonow, Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit. Schlußkapitel von O. Hötzsch. Herausg. von F. Braun. Leipzig 1927. Kliutschewskij, Geschichte Rußlands. Herausg. von F. Braun und R. v. Walter. I—VI. Stuttgart-Leipzig-Berlin 1925—1926.

[93]) D'jakonov, Skizzen zur Gesellschafts- und Staatsordnung des alten Rußland. Übers. von Goluboff. XII u. 436 S. (Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas Bd. VI.) Osteuropa-Institut. Breslau, Priebatsch 1931. *RM* 14.40.

[94]) K. Stählin, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. I—II. 446 S.; XII u. 752 S. Berlin-Königsberg, Osteuropa-Verlag 1923—1930. *RM* 7.65 u. 20.

[95]) Herrmann und Strahl, Geschichte des russischen Staates I—V u. Ergb. Geschichte der europäischen Staaten herausg. von A. Heeren und F. A. Ukert. Gotha-Naumburg 1832—1866.

[96]) Schiemann, P., Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert I—II. Berlin 1886—1887.

Darstellung nicht zu geben. Dem hervorragenden Kenner des gesamten Quellenmaterials des 15.—17. Jahrh. fehlte es an den notwendigen Voraussetzungen für die historische Beurteilung der Neuzeit.[97])

Gerade hier konnte Stählin einspringen. Mit dem 18. Jahrh. hat er sich schon in seinem Monumentalwerk über Jakob von Stählin beschäftigt.[98]) Ihm standen außerdem nicht nur zahlreiche Spezialuntersuchungen russischer Historiker zur Geschichte des 18. Jahrhunderts (Miljukov, Kizevetter, Bogoslovskij, Aleksandrov u. a.) zur Verfügung, sondern auch bisher unbenutztes Quellenmaterial preußischer, teilweise auch russischer Archive. Er verbindet den Entdeckungstrieb eines Sammlers mit einer wahrhaft universalgeschichtlichen Perspektive und einer Gestaltungskraft, die alle auch noch so verwickelten historischen Probleme zu meistern vermag. Kein Wunder, daß Stählin ein Werk geschaffen hat, das die besten Eigenschaften der deutschen Osteuropaforschung in sich vereinigt.

Die deutsche Osteuropaforschung weist sehr ungleichwertige Leistungen auf. Neben unbedeutenden Schülerarbeiten hat sie Werke von bleibender Bedeutung hervorgebracht. Wesentlich ist, daß sie durchaus im Aufsteigen begriffen war. Die Zukunft wird zeigen, ob dieser Aufschwung nur einer Zeitströmung zu verdanken ist oder ob die Osteuropaforschung ein bleibender Bestandteil der deutschen Geschichtswissenschaft geworden ist.

Leipzig. Georg Sacke.

---

[97]) Nur von marxistischer Seite wurde das 18. Jahrhundert eingehend untersucht. Pokrovskij, a. a. O., Bd. II—III. Istorija narodov SSSR a. a. O.

[98]) K. Stählin, Aus den Papieren von Jakob von Stählin. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. XVI u. 458 S. Berlin-Königsberg 1926.

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

In diesen Jahren konnten die Vereinigten Staaten von Amerika ihr anderthalbhundertjähriges Bestehen als unabhängiger Staat feiern. Das ergab eine Reihe von Feiern, an denen auch Deutschland teilnahm: mit dem Gedenken an die Unabhängigkeitserklärung (vom 4. Juli 1776) im Jahre 1926 begann dies und mit dem George-Washington-Jahr 1932 endete es. George Washington war am 22. Februar 1732 geboren. Dazwischen fiel eine Steuben-Feier zur Erinnerung an den Geburtstag des preußischen und amerikanischen Soldaten Baron Friedrich Wilhelm A. von Steuben am 15. November 1730 in Magdeburg. In einem Wort galt es der amerikanischen Revolution, deren kulturgeschichtliche Bedeutung grundsätzlich und praktisch nicht zu übertreiben geht; denn sie brachte nicht nur den Anfang der amerikanischen Union, sondern auch einen überaus bedeutsamen Einschnitt der Weltgeschichte.

Was uns hier interessiert, ist nicht unser amtliches und privates Feiern mit den entsprechenden Festrednern, von denen sowieso die meisten überhaupt nicht als sachkundig in Frage kommen, sondern der wissenschaftliche Niederschlag der großen amerikanischen Gedenkjahre. Soweit es sich nun um Steuben und seinen Anteil an dem militärischen Geschick der amerikanischen Revolution handelt, läßt sich hier nur wiederholen, was ich anläßlich des Carl-Schurz-Jahres 1929 (C. Sch. wurde am 2. März 1829 geboren!) in den „Jahresberichten für Deutsche Geschichte" (5. Jg. 1929, § 83) feststellte: ein Tiefstand der deutschen Forschung vom Deutschtum in Amerika! Weder über Carl Schurz noch über Steuben ist irgendein deutsches Werk von wissenschaftlichem Rang erschienen, und wir haben überhaupt noch keine ernstzunehmende Biographie dieser beiden bedeutenden Persönlichkeiten, von denen jede in ihrer Weise an der Entwicklung der amerikanischen Kultur teil hatte.

Die Entwicklungsstufen dieser Kultur waren zu Zeiten beider Augenzeugen wichtig genug: Steuben war dabei, als Amerika (im Sinne der U. S. A.) geboren wurde und seine ersten Schritte machte, er starb leider schon 1794. Schurz seinerseits geriet ganz natürlich in den Amerikanisierungsprozeß, wie er um 1850 an der „frontier" des Mittelwestens (Wisconsin und Missouri) im Gange war, als durch die starke Beimischung deutschen Blutes zu dem „angel-

sächsischen" oder englisch-amerikanischen Bevölkerungselement erst das moderne Amerikanertum entstand. Über diese Amerikanisierung von Schurz in allen ihren Folgerungen unterrichtet heute eine gute Schrift von Easum.[1]) Sie bringt nicht nur neues Licht über Schurz' amerikanische Anfänge als „deutscher Republikaner" und seine allmähliche Amerikanisierung, sondern auch über das ganze Deutschamerikanertum, dessen Stellung innerhalb von Amerikas Staat und Kultur wir dann vor und in dem Weltkrieg ebenso grotesk wie schicksalhaft mißverstehen sollten.

In die amerikanische Revolution und ihre Widerspiegelung im zeitgenössischen Deutschland führt uns eine kleine Studie Elovsons.[2]) Er weist nach, daß sich auf deutschem Boden kein Deutscher so begeistert für die amerikanische Revolutionssache einsetzte wie ein junger schwedischer Student und Poet, Bengt Lidner, der sich damals ganz zufällig bei uns aufhielt und 1777 in Greifswald eine lateinische Dissertation einreichte. Sie ist aber weniger durch wissenschaftlichen Wert als durch ihre leidenschaftliche Parteinahme für Amerika gekennzeichnet.

Über den geschichtlichen Sinn und Wert der amerikanischen Revolution bringen uns zwei Schriften bedeutendere neue Erkenntnisse: Otto Voßlers Untersuchung über die Revolutionsideale[3]) und Käthe Spiegels Untersuchung über die kulturgeschichtlichen Grundlagen eben dieser Revolution.[4])

Voßler unternimmt es, diese Revolution ideengeschichtlich zu deuten, und sieht von sich aus mit Recht fundamentale Unterschiede zwischen dem Amerika von 1776 und dem Frankreich von 1789 (vgl. S. 1ff. und 66). In Amerika ist die Revolution z. B. kein „großes philosophisches Ereignis", und ebenso ist sie ohne „literarischen Ton". Was deshalb eine Abschreckung für literaturgeschichtlichen Spürsinn hätte sein sollen, wird aber Voßler gerade zum Ansporn dazu mit einem notwendig fehlerhaften Ergebnis. Denn es ist falsch zu folgern: „In der Neuen Welt war nämlich mit der politischen Selbständigkeit noch lange nicht auch ein neuer politischer Geist, ein neuer nationaler Glaube entstanden, sondern ein solcher mußte erst allmählich und gegen den starken Wider-

---

[1]) Chester Verne Easum, The Americanization of Carl Schurz. Chicago, University of Chicago Press. 1929. 374 S.

[2]) Harold Elovson, Bengt Lidners Greifswalder Dissertation „De iure revolutionis Americanorum". Jena, Frommann 1928. (Aus: Dankesgabe für Albert Leitzmann.) 26 S. RM 1,10.

[3]) Otto Voßler, Die amerikanischen Revolutionsideale in ihrem Verhältnis zu den europäischen. Untersucht an Thomas Jefferson. München und Berlin, R. Oldenbourg 1929. 201 S. RM 8,50.

[4]) Käthe Spiegel, Kulturgeschichtliche Grundlagen der amerikanischen Revolution. München und Berlin, R. Oldenbourg 1931. 214 S. RM 10,—.

stand einer alten bodenständigen Tradition von außen eingeführt werden" (S. 46). Und noch erstaunlicher: „Bevor die Amerikaner einen eigenen Nationalgedanken besitzen, ist dieser in den Schriften eines Engländers (!) fertig da" (S. 52), und dieser beneidenswerte Ideenformer ist Richard Price, tatsächlich aber nur einer unter vielen, die in London über die amerikanische Abfallbewegung schrieben. Wie ist es überhaupt psychologisch möglich, daß Amerikas Nationalgedanke irgendwoanders „fertig gemacht" wird? Ja, kann man sich die amerikanische Revolution ohne einen in der Entwicklung begriffenen Nationalgedanken denken, ohne einen irgendwie neuen Geist oder patriotischen Glauben? Hätte Voßler die amerikanische Literatur, vor allem die Lyrik der Revolutionszeit beherrscht, so hätte er solchen Geist und Glauben wohl gefunden. Außerdem hat er seinen Blick auch viel zu krampfhaft auf Thomas Jefferson und Virginia gerichtet, um von ganz Amerika sprechen zu können. Neuengland, besonders Massachusetts und die Mittelstaaten um New York und Philadelphia waren doch auch geistig sehr merkbar da. Der „gemeinsame Glaube", für den Voßler am Ende seiner Schrift (S. 186f.) schöne Worte findet, ist allmählich im Lande selbst entstanden, und zwar schon seit Mitte des 17. Jahrh.

Voßler sagt aber auch nicht das letzte Wort über Jefferson, dessen Verwurzelung mit der „*frontier*" nicht nur in Virginien er bedenklich unterschätzt, und dessen ganze echtamerikanische Erdverbundenheit er nur ahnt, z. B. in der richtigen Annahme innerer Beziehungen zwischen der Demokratie (Logokratie) Jeffersons und der früheren Theokratie (vgl. S. 133 Anm. 3)! Warum sollte „man" überhaupt „meinen, daß Jefferson von Anfang an die Revolution so auffaßte wie die europäischen Reformer, als einen philosophischen, humanitären Kampf um die Gründung des Reichs der Freiheit, der Vernunft und der Menschenwürde" (S. 75, vgl. auch 96)? Er war doch weder Franzose noch Ideenhistoriker! Selbst nach fünfjährigem Aufenthalt in Frankreich hatte er durchaus noch nicht „das Denken eines französischen Patrioten (S. 115) angenommen", sogar wenn man gewisse Wandlungen aus Voßlers Belegen (es gibt aber auch andere) zugibt.

Voßlers These von einem ideologischen Übergewicht und entsprechenden entscheidenden Einfluß der Französischen Revolution auf Jeffersons Demokratie ist mit bestechender Brillanz vorgetragen; sie hat deshalb auch beim frankophilen Teil der amerikanischen Historiker ihre Wirkung nicht verfehlt, ist aber trotzdem zu widerlegen oder stark einzuschränken, und zwar von der amerikanischen Volkspsychologie, Literatur- und Kulturgeschichte her. Hier kommt nun Käthe Spiegels Arbeit als höchstwillkommene Korrektur. Ihr ist das Zusammenwirken der Staatsmänner zu geeigneter Stunde nur die letzte Folgerung aus tief

zurückgreifendem Werden, die amerikanische Revolution nur aus der vorrevolutionären Geschichte der Kolonien zu erklären, kurz: die Revolution das Ende einer Evolution. Viele Quellen flossen tatsächlich zu dem starken Strom der Unabhängigkeitsbewegung zusammen, und die einzelnen Persönlichkeiten, und seien sie noch so hervorragend, Jefferson eingeschlossen, standen da nur im Strom großer kulturgeschichtlicher Bewegungen, die recht eigentlich die Trennung und Entfremdung allmählich herbeiführten. Käthe Spiegels kulturgeschichtliche Untersuchung entbehrt natürlich des verführenden Glanzes von Voßlers Thesenführung und ist in jedem Sinne solider, aber deshalb gerade für den Kulturhistoriker um so brauchbarer. Denn zuerst und zuletzt ist die Revolution eine inneramerikanische Entwicklung.

Käthe Spiegel gibt umfassende und sorgfältige Beobachtungen von Land und Leuten im Wechsel der Zeit, besonders über die Bevölkerung als Grundlage eines entstehenden Amerikanertums, schildert die geistige Entfremdung zwischen Mutterland und Kolonien (das religiöse Leben, Schulwesen, Buchdruck und Zeitungen, die Geisteskultur am Vorabend der Revolution), die Abschichtung in Verfassung, Verwaltung und Recht, die Wirtschaftsentwicklung, d. h. in erster Linie den wachsenden Wirtschaftswiderstand der Kolonien, und schließt mit einem ganz ausgezeichneten Kapitel über den Charakter der amerikanischen Revolution, ein Kapitel, das Voßlers Darstellung unzweifelhaft in verschiedenen Teilen richtigstellt. Stets bestand ein radikales Element in Amerika, das keiner französischen Ideologie bedurfte. Mochten später einige wenige Führer aus französischen Schriften und Ideengängen lernen, der im Volk wirkende Radikalismus blieb „*homespun*". Der Unabhängigkeitsstimmung stand eine eigentliche Unabhängigkeitspolitik gegenüber, die notwendig Hemmungen aller Art aufwies, aber auf die Dauer auch vor dem Radikalismus kapitulierte. Jefferson (bei Voßler!) gegenüber betont Käthe Spiegel in Samuel Adams (aus Massachusetts) mit vollem Recht „den eigentlichen Revolutionär der Revolution, den Revolutionär um der Sache selbst willen, den radikalen Umstürzler" (S. 187).

Die wahre kulturgeschichtliche Einstellung, die das Zusammenwirken von Einzelpersönlichkeiten und Volksbewegung geziemend einschätzt, muß sich auch dem Problem George Washington gegenüber erweisen. Aber gerade hier versagt die deutsche wissenschaftliche Forschung ebenso wie ihre mehr volkstümliche oder literarische Auswirkung.

„Es gab bisher keine deutsche Washington-Biographie. Hier ist die erste, ein Beitrag zum zweihundertsten Geburtstag George Washingtons am 22. Februar 1932. Eine kleine deutsche Gabe an das große Amerika", so heißt es im Vorwort zu Walther Reinhardts

Washingtonbuch, das leider den irreführenden Untertitel trägt „Die Geschichte einer Staatengründung".[5]) Dem Verfasser fehlen nämlich die wissenschaftlichen Grundlagen zu einer wirklichen Geschichte des amerikanischen Staats, außerdem ist die Verquickung von Biographie und Staatenkunde verkehrt. Nach ein paar Seiten des Textes steht denn auch fest, daß hier der einzelne Soldat und Charakter Washington ähnlich wie Jefferson bei Voßler in den historischen Himmel gehoben wird. Reinhardt verwahrt sich zwar gegen eine „bloße Heroen-Vorstellung" und will seinen Washington als „Menschen" entdecken, aber er macht ihn trotzdem zum „Gründer der amerikanischen Demokratie ... Gründer einer amerikanischen politischen und militärischen Tradition ... ersten amerikanischen Patrioten, Größten aller Amerikaner" (S. 363)! Demgegenüber hatte Voßler für seinen Helden Jefferson nur Ansprüche wie „der erste Bürger der Neuen Welt ... der erste Amerikaner ... nicht der Gründer der amerikanischen Demokratie ... aber der Gründer der Bewußtheit (!) der amerikanischen Demokratie" (a. a. O., S. 187). Aber wie kann ein einzelner überhaupt eine Demokratie „gründen"? Und ist es nicht insbesondere historischer Widersinn, wenn bei Reinhardt der Washington „Träger einer Idee war, einer sich erst in Umrissen formenden Idee: Amerika" (S. 277)? Wenn George Washington wirklich der einzige Ideenträger der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung gewesen wäre, dann hätte die Rebellion sicher keine „Vereinigten Staaten von Amerika" gebracht!

Reinhardt hat ein hübsches Buch geschrieben, einige Kapitel sind sogar gut, freilich fehlen auch Emil Ludwigsche Tricks nicht. Seine Stärke ist eine hochanständige Gesinnung Washingtons Menschentum gegenüber, und sein Können zeigt sich in einem sympathischen militärischen Feuilleton (vgl. auch S. 260f.). Aber kulturgeschichtlich ist vieles schief in „seinem" Amerika, vor allem ist die ganze Auffassung der Revolution veraltet, die nach ihm überhaupt keine Ideologie (S. 112!) hatte und keine soziale Bewegung war (S. 245), gerade was seit der amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte feststeht. Ähnlich wie Voßler kennt auch Reinhardt außer Virginia nur wenig von amerikanischer Ländergeschichte, so gut wie nichts vom geistigen Anteil Neuenglands an der Revolutionsbewegung, und überhaupt hat er von den geschichtlichen Verhältnissen und Einrichtungen des ganzen Amerika nur eine geringe Vorstellung.

Hat Reinhardts Buch bei allen kulturwissenschaftlichen Mängeln wenigstens noch einen gewissen literarischen Charakter und Wert, so kann ich das nicht einmal zugunsten von Eugen Kühne-

---

[5]) Walther Reinhardt, George Washington. Frankfurt a. M., Societäts-Verlag 1931. 367 S. RM 7,50.

manns Broschüre sagen.[6]) Nichts ist in dieser Schrift, das nicht aus dritter oder vierter Hand wäre, hinzu kommt nur noch eine Anzahl Stilblüten. Um nur eine einzige zu erwähnen: „Als im Jahre 1868 und dann noch einmal 20 Jahre später Carl Schurz Bismarck besuchte, da saßen die beiden größten Erzähler (!) ihrer Zeit beisammen und hielten sich gegenseitig im Gespräch bis weit über die Mitternacht fest" (S. 71). Man kann hier eigentlich nur einen Satz Kühnemanns anfügen, der sich ein paar Zeilen weiter findet: „Es ist ein Gedanke, der mit tiefer Wehmut erfüllt." Alles was einwandfrei ist in Kühnemanns Schrift, entstammt dem bekannten amerikanischen (von Kühnemann selber erst 5 Jahre nach Erscheinen entdeckten) Standwerk von Charles A. and Mary R. Beard, The Rise of American Civilization, das, 1927 erschienen, von mir bereits ausführlich kritisch im letzten Sammelbericht gewürdigt wurde. Eugen Kühnemann schließt seine Empfehlung des Beardschen Werks mit den Worten: „Hinfort hat niemand mehr das Recht, über Amerika mitzusprechen, der nicht dieses Werk in sich aufgenommen hat. Es ersetzt ganze Büchereien. Dieses Buch ist die wahre Amerikakunde." Tatsache ist aber, daß, wer die Beardsche Kulturgeschichte wirklich in sich aufgenommen hat, überhaupt nicht mehr Amerikaschriften von Kühnemanns Art schreiben kann. Und was die „Amerikakunde" betrifft, so ist sie eine wirkliche, gründliche und systematische Wissenschaft von Amerikas Geschichte, Literatur und Kultur, für die ich unter anderem schon 1921 eine Art Programmschrift veröffentlichte: „Amerikakunde. Eine zeitgemäße Forderung" und also an die zwölf Jahre eintrete. Wie ich mir solche Amerikawissenschaft denke, dürfte unter anderem mein kürzlich erschienenes zweibändiges Werk nachweisen über „Die Vereinigten Staaten von Amerika" (siehe den Schluß meiner Besprechung)!

Wie die „Amerikakunde" aber nicht sein soll, kann das „Handbuch der Amerikakunde"[7]) zeigen. Hier wird ausdrücklich ein wissenschaftlicher Anspruch erhoben. Wie es im Vorwort heißt: „Hier geht es allein um die Tatsächlichkeiten des amerikanischen Kulturlebens in Gegenwart und Vergangenheit, in seiner Bindung an Sein und Werden des Amerikanertums, in seiner Gestaltwerdung auf den verschiedenen Grundgebieten kulturellen Lebens." Dabei wird aber ebenso klar „der Verzicht auf die umfassende Synthese" ausgesprochen, und zwar erstens, weil

[6]) Eugen Kühnemann, George Washington. Sein Leben und sein Werk. Zum 200. Geburtstag George Washingtons herausgegeben von der Vereinigung Carl Schurz. Bremen, Verlag von Halem 1932. 86 S.

[7]) Handbuch der Amerikakunde. Mit Beiträgen von W. Fischer, A. Haushofer, E. Hylla, H. Levy, L. Müller, H. Mutschmann, J. Richter und M. Schoch. Herausgegeben von P. Hartig und W. Schellberg. Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1931. 334 S. RM 12,—.

„eine solche systematische Synthese nach dem Stand der wissenschaftlichen Forschung nicht möglich ist, und zweitens, weil sie auch „nach inneren Strukturgesetzlichkeiten allen kulturellen Lebens nicht erreichbar ist". Die wissenschaftlich geleugnete „organische Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Kulturlebens" soll hier ausdrücklich durch die „innere Geschlossenheit" eines Handbuchs ersetzt werden, die ihrerseits „verbürgt" sein soll „durch die bestimmte, allen Beiträgen gemeinsame Zielsetzung". Wohin man gelangt, wenn man auf die wissenschaftliche Synthese verzichtet, zeigt das ungleichwertige Mosaik dieses trotz allem wissenschaftlich sein wollenden Handbuchs nur zu deutlich.

Weder nach Zielsetzung noch nach der Kompetenz der Herausgeber und der meisten Mitarbeiter, noch endlich auch nach der Textverteilung und -bearbeitung ist dieses Handbuch ein Erfolg. Das landeskundliche Kapitel, das nur Einführung sein darf, ist viel zu lang; drei Kapitel wie „Staats- und Gesellschaftsleben", „Amerikanische Literatur und amerikanisches Volkstum" und gar „Religion, Kirche und Philosophie" sind schon in der Zusammenstellung unmöglich. Gegen kleine Tatsachenfehler ist kein noch so wissenschaftliches Werk geschützt, aber dieses Werk enthält zahlreiche zum Teil unglaubliche Fehler, dazu Verallgemeinerungen nach bloßem Hörensagen und auf mangelhafter Kenntnis beruhende Deutungen von Literatur und Kultur. Wissenschaftlich brauchbar ist eigentlich nur, was A. Haushofer zur Landeskunde, H. Levy zur Wirtschaft (im engeren Sinn), M. Schoch zum Recht und E. Hylla zum Bildungswesen zu sagen haben, und zwar, solange sich die Bearbeiter streng innerhalb ihres eigenen Sachbezirks halten. Außerhalb ihres Gebiets stranden auch sie mehrfach mit laienhaften Verallgemeinerungen. Schon daraus geht der ganze noch recht ungewisse Stand der deutschen Amerikawissenschaft hervor. Hingegen ist W. Fischers Beitrag über „Amerikanisches Englisch" inhaltlich wie methodisch gleich gut; er enthält auch im Gegensatz zu allen anderen eine wissenschaftlich einwandfreie Bibliographie. Im ganzen ist leider dieses Handbuch nur dazu geeignet, das Halbwissen über Amerika, das in weiten deutschen akademischen Kreisen immer noch besteht, weiter ebenso gefährlich wie unnütz zu fördern.

Auf ganz anderem wissenschaftlichem Niveau steht eine Sammlung von Amerikastudien, herausgegeben vom Arbeitsausschuß zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität Königsberg i. Pr.[8])

Hierin behandeln A. Rein: Die geschichtlichen Grundlagen des amerikanischen Lebens; A. Hensel: Die Verfassung der V. St.

---

[8]) Die Vereinigten Staaten von Amerika. Auslandsstudien 8. Bd. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1933. 168 S. RM 4,80.

und ihre Bedeutung für Europa; Th. Spira: Amerikanische Typen in der Literatur; C. Brinkmann: Amerikanismus; F. Paneth: Die Naturwissenschaften im Bildungsleben der Vereinigten Staaten; C. Schmitt: U. S. A. und die völkerrechtlichen Formen des modernen Imperialismus und A. Predöhl: Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Weltwirtschaft. Literatur geben nur Paneth (freilich sehr unzureichend) und Spira, so wollen also die einzelnen Vorträge nach ihrem „*face value*" genommen sein.

Verschiedene der Bearbeiter wie Rein (S. 13), dessen Arbeit sonst ähnlich wie die von Predöhl (S. 95 ff.) gediegen ist, übernehmen den irreführenden, durchaus journalistischen Begriff des „Amerikanismus" ohne die nötige kritische Durchleuchtung. Klarheit bekommt man nach Brinkmanns immer etwas bizarren und schwerverständlichen Darlegungen jedenfalls nicht. Wie weit ist dieser -ismus (Rein spricht vom „amerikanischen Prinzip") europäische und insbesondere deutsche Ignoranz, Arroganz oder bewußte Ablehnung eines übertriebenen europäischen Prinzips? Nur aus „einem großen Verlangen unserer Zeit, dem nach Vereinheitlichung, Verständlichmachung, Vereinfachung der wirtschaftlichen und politischen Dinge", wie Brinkmann meint, vermag ich es endgültig nicht zu erklären. Und wenn wir von „Amerikanisierung" reden, müssen wir auch von vornherein unterscheiden, was daran amerikanische Absicht und Tendenz oder unsere eigene Unterstellung ist. Denn bei genauerem Zusehen ist leicht herauszufinden, daß die Vorwürfe, die in dem „Amerikanismus" stecken, sich zum Teil gegen das Maschinenzeitalter, gegen den Industrialismus, gegen den Kapitalismus, gegen einen gewissen Liberalismus und gegen die Demokratie an sich richten, wobei im einzelnen noch zu untersuchen wäre, ob Amerika tatsächlich immer so „weit" gegangen ist, wie wir anklagend vermuten, und weiter, was daran zwangsläufig ist und was nicht. Es ist bedenklich, daß ein nicht geringer Teil der europäischen Amerikawissenschaft in der nichtssagenden Verallgemeinerung oder Phrase endet. Vielleicht sollten wir deshalb einmal einen gewissen „Europäismus" Amerika gegenüber gründlich untersuchen.

Es ist auch nicht richtig und fair, mit Hensel (S. 39) dem politischen Leben Amerikas den „Grundton der (sage: englischen) Anständigkeit" abzuerkennen, selbst mit dem „vielfach" stimmt es in dem Zusammenhang nicht. Ebenso ist das Kultur-Verhältnis zu England (S. 42 f.) unrichtig gesehen. Über das Juristische der Bundes-Verfassung habe ich hier nicht zu urteilen, nur aus meinen staatswissenschaftlichen Erkenntnissen heraus möchte ich einwenden, daß Hensel (S. 46) die praktische Gesetzesinitiative der Regierung und mehr noch (S. 48) die tatsächlich bestehende Volkssouveränität unterschätzt. Daß ich den folgenden Satz einfach nicht verstehe: „An den großen Zukunftsaufgaben nimmt das

amerikanische Volk nicht teil", liegt aber wohl an der zu knappen Fassung des ganzen hierher gehörigen Abschnitts, womit zugleich die Gefahr der zu gedrängten Übersicht gerade in amerikanischen Studiengebieten offenbar wird. Ebenso kommt mir Hensels Schlußsatz vom ,,Kampf zwischen Amerika und Sowjetrußland (er mag sich kriegerisch oder friedlich abspielen)", der auch die amerikanische Verfassung vor die Existenzfrage stellen soll, ebenso unvermittelt wie unverständlich.

Spiras amerikanische Literatur-Typen haben den Nachteil, in einem nicht streng genug gefaßten historischen Rahmen zu sitzen. Auch dieser Aufsatz zeigt mehrfach die Gefahr der Verallgemeinerung. So kann ich nicht zustimmen, wenn der Amerikaner bis zum Ende des 19. Jahrh. (S. 85) ,,ein unliterarischer Mensch" genannt wird. Damit wird die ganze erste Hälfte des 19. Jahrh. (Irving, Poe, Longfellow, Emerson u. a. m.) falsch eingeschätzt, abgesehen davon, daß der Begriff eines solchen ,,unliterarischen" Typs gar nicht erklärt wird. Weiter bleiben mir die ,,Typen" von Hudson Taylor, Bischof Brent und Stanley Jones (S. 87) unerfindlich. Ich fürchte, Spira unterschätzt im allgemeinen bei weitem die Kompliziertheit des Menschen wie der ,,Bildungslage" in den Vereinigten Staaten, so verdienstlich er andererseits (S. 78) den Anschluß des Amerikaners an seine geschichtliche Vergangenheit würdigt. Er unterschätzt mindestens ebensosehr die historische Bedingtheit von Persönlichkeiten wie H. L. Mencken und Sinclair Lewis und nicht zuletzt die grundlegende Bedeutung der ,,*frontier*" für Literatur und Kultur. Schließlich ist auch Rölvaag nur ein Teil in einer großen literarischen Bewegung, nämlich der umfangreichen und höchst bedeutsamen Pionier-Literatur.

Gerade unsere literargeschichtlichen Forschungen leiden immer wieder darunter, daß unsere Anschauungen von der amerikanischen Kultur nach wie vor recht primitiv sind, was weder ein Kompliment für die wissenschaftliche Gründlichkeit noch für den vielgerühmten historischen Sinn Europa-Deutschlands ist. Weil der Weg zur Erkenntnis der amerikanischen Eigenart in Deutschland mit lauter Vorurteilen besät ist, hat es hier die amerikanische Kulturgeschichte außerordentlich schwer. Ja, diese Kulturgeschichte scheint die einzige zu sein, die mit einer Frage beginnt, ob es nämlich überhaupt so etwas wie eine Kultur der Vereinigten Staaten gibt. Die Individualität des geringsten Balkanvolks z. B. hat es mit keinem wissenschaftlichen Bedenken zu tun, und wo sie als Kulturproblem erscheint, da gilt die geschichtliche Erforschung als vollbefriedigende Antwort auf alle Fragen. Das amerikanische Volk kann doch unmöglich vor der Wissenschaft anders dastehen, selbst wenn die Einwanderungsprobleme einzigartige Schwierigkeiten bieten. Was ein Amerikaner wirklich darstellt im Unterschiede zu allen andern Menschentypen, wird sich auch nur durch eine gründliche, um-

fassende und systematische Geschichte der amerikanischen Kultur erweisen lassen. Solche Kulturgeschichte ist ebenso notwendig wie möglich. Sie ist auch besonders nötig für eine wirkliche wissenschaftlich fundierte Literaturgeschichte Amerikas.[9])

Den anregendsten und zugleich positivsten Teil der Königsberger Amerikastudien bringt wohl Carl Schmitt über „U. S. A. und die völkerrechtlichen Formen des modernen Imperialismus". Er leuchtet tiefer hinein in den seit einem Menschenalter bestehenden Imperialismus der Vereinigten Staaten mit seinen Methoden, von denen „wir in Deutschland vor dem Weltkrieg nicht viel geahnt haben". Er gibt neuen Aufschluß über die Monroedoktrin bis hin zu ihrer Anerkennung im Art. 21 der Völkerbundsatzung und weist ihre ungeheure geschichtliche Lebendigkeit und Verwendbarkeit nach, weshalb ich auch seiner Meinung (S. 121) nicht zustimmen kann, als habe diese Doktrin „ihre Funktion im wesentlichen bereits erfüllt". Sie wirkt so weiter wie die Bundesverfassung. Ich halte es aber für sehr verdienstlich, daß Schmitt auf das politische Recht im Völkerrrecht wie im Verfassungsrecht hinweist, daß er dementsprechend der Monroedoktrin einen wesentlichen Platz im internationalen Recht gibt und im Zusammenhang mit Monroedoktrin und Kelloggpakt auf die große Überlegenheit, die erstaunliche politische Leistung der Vereinigten Staaten zeigt. In der Fähigkeit und Art, wie sie sich „allgemeiner, offen bleibender Begriffe" bedienen, und wie sie die Völker der Erde zur Anerkennung solcher weiter Begriffe zwingen, sieht er mit Recht „ein Phänomen von weltgeschichtlicher Bedeutung" (S. 141f.).

Und was Schmitt als Völkerrechtler mahnend sagt, kann auch ich als Kulturhistoriker nur unterschreiben: „In der heutigen Lage Deutschlands hängt alles davon ab, den Schleier der Worte und Begriffe, der Juridifizierungen und Moralisierungen zu durchschauen, nicht in hämischer Kritik, aber auch nicht in dienstfertiger Unterwerfung unter fremde Begriffe und Forderungen . . ." Auch in der Kultur- und Literaturgeschichte Amerikas werden wir erst den Anfang aller Weisheit erreichen, wenn wir zugleich im eigensten Interesse Amerika, sein Wesen und seine Kultur, ernst nehmen. Gerade angesichts der „ungeheuren Tatsache der Verflochtenheit des deutschen Geschicks mit den Vorgängen auf dem Boden der Vereinigten Staaten, mit den wirtschaftlichen Zuständen, mit der kulturellen Haltung, mit der politischen Willensbildung der nordamerikanischen Nation", um ein treffliches Wort aus Hans Rothfels' Eröffnungsrede zu gebrauchen, ist die andere

[9]) In Heinz Kindermanns „Handbuch der Kulturgeschichte", das im Laufe von 1933 im Athenaion-Verlag zu erscheinen beginnt, habe ich den allerersten deutschen Versuch einer solchen Kulturgeschichte unternommen, leider nur auf unzureichendem Raum, der eben nur die erste Andeutung der wesentlichen Probleme zuläßt.

Tatsache einer allgemeinen Zurückgebliebenheit der deutschen Amerikaforschung einfach unglaublich!

Eine Ergänzung zu Carl Schmitts Auffassung des amerikanischen Imperialismus liefert Max Silberschmidts Sonderstudie über das politische Verhältnis von Großbritannien und den Vereinigten Staaten.[10]) Wie schon der Titel zeigt, wird hier hauptsächlich vom machtpolitischen Standpunkt aus geurteilt, anders ausgedrückt: vom Blickpunkt des politischen Historikers, wobei geopolitische und kulturhistorische Gesichtspunkte etwas vernachlässigt werden. So ist m. E. der „Frontiercharakter" der angelsächsischen Weltpolitik (S. 74) die unerlaubte Übertragung eines einzigartigen amerikanischen Kulturvorgangs auf ein internationales Machtverhältnis. Der Verfasser verdankt offenbar englischen Forschern viel (seine Schrift ist Prof. Arnold J. Toynbee in London gewidmet), und so bringt er die englische Seite seines Forschungsgebiets sehr klar zum Ausdruck. Das ist angesichts des geringen deutschen Interesses (von Schulze-Gaevernitz ist hier eigentlich die einzige zu nennende Ausnahme) durchaus nötig und gut, verführt aber auch zu einer gewissen Unterschätzung des bedeutenden amerikanischen Anteils an dem „angelsächsischen System". Selbst Werke wie A. F. Pollards „Factors in American History" (1925) geben selbstverständlich nur die britische Seite der Medaille, während W. A. Dunnings Werk über „The British Empire and the United States" (1916) viel mehr die etwas propagandistische Verherrlichung eines „Hundertjährigen Friedens" als objektive Forschung darstellt; und für Lord Bryces gesamtes Werk gilt der Einwand der probritischen Haltung eher noch mehr. In diesem Punkte wünschte man daher dem Verfasser eine entsprechende Vertrautheit mit dem amerikanischen Standpunkt, dessen Problematik er deshalb wohl auch zu leicht nimmt (Einleitung S. 2—5!).

Silberschmidt gibt uns in einem reichlich gedrängten Überblick die verschiedenen Stadien des Verhältnisses zwischen Amerika und England, von der Abhängigkeit der amerikanischen Politik im englisch-französischen Kampf bis zur Emanzipation von Europa und bis zur Annäherung im Zeitalter des Imperialismus (—1914). Innerhalb von anderhalb Jahrhunderten erleben wir die vollkommene Umkehr des britisch-amerikanischen Machtverhältnisses. Der Verfasser betont auch die große Rolle der schiedsgerichtlichen Vereinbarungen bei den britisch-amerikanischen Beziehungen von gestern und heute, wie er auch die vergangenen Kriege zwischen beiden Partnern als „Kriege um das Prinzip der Unabhängigkeit,

---

[10]) Max Silberschmidt, Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Ihr machtpolitisches Verhältnis vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zum Weltkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte des Weltstaatensystems. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1932. 82 S. *RM* 3,60.

jedoch keine reinen Beutekriege" kennzeichnet. Er scheint mir aber „die prinzipiell neue Rechtsordnung", die gerade bei Carl Schmitt eine so überzeugende Darstellung fand, zugunsten des weltpolitischen Gesichtspunktes, d. h. der bloßen Verschiebung von Machtverhältnissen, etwas zu unterschätzen. Er bleibt m. E. auch den Beweis dafür schuldig, daß heute „die moralische Verständigungsbereitschaft der Briten und Amerikaner vielleicht größer ist als die praktische Möglichkeit ihrer Verwirklichung" (S. 72). Erleben wir nicht heute gerade das Gegenteil?

Alle diese Einwände können aber nicht den guten Eindruck verwischen, den Silberschmidts gründliche und reich dokumentierte, dabei sehr anregende Studie macht. Insbesondere noch darf nicht verschwiegen werden, daß sich der Verfasser höchst anerkennenswert für ein vertieftes Studium der angelsächsischen Kultur in der Schweiz einsetzt und damit Eduard Fueters Studien an der Züricher Universität bewahrt und in eigener Weise fortsetzt.

Anders als Carl Schmitt beschäftigt sich Martin Löffler mit dem amerikanischen Imperialismus.[11]) In einer gründlichen und ergebnisklaren Schrift versucht er eine vorurteilsfreie Erörterung dieses Problems, als dessen Ausgangspunkt er den Weltkrieg und Amerikas Teilnahme daran nimmt. Er erörtert den Kampf um Völkerbund und Versailler Vertrag in den Vereinigten Staaten, insbesondere noch die rechtliche Seite des Ratifizierungskampfes, dann sehr eingehend die Gründe der Ablehnung der beiden Verträge durch Amerika (I. Die Rechtsgründe, II. Die politischen Gründe) und schließlich die Folgen dieser ablehnenden Haltung Amerikas. Sehr richtig betont er (S. 131f.), daß Amerika dadurch die Wiedergesundung Europas aufgehalten habe, daß aber am einschneidendsten die Auswirkung auf die von Wilson vertretenen Weltfriedensideale und alle Abrüstungsbestrebungen sei. Präs. Wilsons Kampf um den Völkerbund wird deutlicher durch diese ganze Untersuchung, und ebenso wird es die heutige Haltung Amerikas, die sich das traditionelle, desinteressierte, neutrale und unparteiliche Verhalten bewahren und zugleich die freie Hand in aller praktischen Völkerbundsarbeit sichern will. Die Fernhaltung von Genf ist nur offiziell; „denn das Ziel war und ist nicht Verzicht auf Einfluß im Völkerbund und in Europa, sondern dessen Steigerung" (137ff.). Das Ergebnis ist eine kluge und berechnende, „dem Vorgehen Wilsons taktisch überlegene Politik der Machtverschleierung". Deshalb ist nicht der Völkerbund, sondern die Union als der tatsächliche *Arbiter mundi* anzusehen. Amerikanischer Initiative ist z. B. auch die Ächtung des Krieges durch den Kelloggpakt zuzuschreiben.

---

[11]) Dr. jur. Martin Löffler, Vereinigte Staaten von Amerika, Versailler Vertrag und Völkerbund. Ein Beitrag zur Europa-Politik der U. S. A. Berlin-Grunewald, Dr. Walter Rothschild 1932. 144 S.

Da Amerika seinen neuen Kurs steuert, ohne auf die Vorteile seiner althergebrachten Politik zu verzichten, so ergibt sich für Löffler auch die Notwendigkeit, den gegenwärtigen Inhalt der Monroedoktrin zu bestimmen, vor allem als sog. Monroevorbehalt in allen auch uns angehenden internationalen Fragen und Verträgen. Er stellt als Ergebnis fest (S. 124), „daß die Völkerbundsatzung im Art. 21 die Monroedoktrin nur insoweit anerkennen will, als diese mit den Bestimmungen der Satzung nicht im Widerspruch steht, was ohne Einschränkung nur für die ursprüngliche, nicht aber für die moderne Monroedoktrin gelten kann". Die herrschende Lehre und dieselbe Auffassung beim Völkerbund sind ganz schön, entscheidend ist aber auch hier das machtpolitische Moment oder anders ausgedrückt, daß tatsächlich die Definition, Interpretation und Anwendung der Monroedoktrin einzig und allein Sache der Vereinigten Staaten ist. Die letzten Folgerungen für Imperialismus und Völkerrecht hat daraus aber erst Carl Schmitt gezogen.

Eine authentische und überaus wertvolle und aufschlußreiche Darstellung wichtiger Teilgebiete der Auswärtigen Beziehungen Amerikas gibt der „Survey of American Foreign Relations", der unter Leitung von Charles P. Howland 1930 veröffentlicht wurde.[12]) Dieser Survey des Council on Foreign Relations kommt jährlich und gibt in vorbildlicher Gründlichkeit und Weitherzigkeit die gesamten historischen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Hintergründe, die jeweils zum Verständnis bestimmter Ausschnitte der Großen Politik nötig sind. Der vorliegende Band ist China gewidmet mit allen seinen Entwicklungen, Problemen und Beziehungen, daneben aber auch einer umfassenden Betrachtung aller Angelegenheiten des Pazifik, besonders der Philippinen. Ein zweiter wichtiger Teil des Jahrbuchs beschäftigt sich mit einigen Europa und Deutschland angehenden Lebensfragen unter den Überschriften World Order and Coordination (hauptsächlich Rüstungsbeschränkung), Post-War Financial Relations (bes. Young-Plan und die Behandlung deutschen Eigentums in Amerika).

Von den verschiedenen Problemen mögen hier nur zwei kurz berührt werden: das amerikanisch-chinesische und das amerikanisch-deutsche. Hinter jenem steht, wie der vorliegende Survey klar macht, bis 1930 noch keine klare öffentliche Meinung in Amerika. Im Gegenteil beginnt ein allgemeines Mißverständnis der chinesischen Lage erst langsam zu weichen. Im allgemeinen ist Amerikas offizielles Verhalten: Desinteressiertheit (Aloofness,

---

[12]) Survey of American Foreign Relations. Prepared under the Direction of Charles P. Howland. Published by the Council on Foreign Relations. New Haven, Yale University Press. 1930 — H. Milford. Oxford University Press. 541 S. 24 sh.

S. 140, dürfte das ungefähr ausdrücken), was zu dem nicht mehr bestehenden „Konzert der Mächte" hinzugefügt China allen japanischen Angriffen schutzlos aussetzt. — Zum deutschen Problem interessiert natürlich alles, was über die Möglichkeiten des Young-Plans gesagt wird. Besonders die verschiedenen Ausführungen über Deutschlands „Erholung" (S. 438 ff.) sind in den Tagen der Krisis von heute interessant zu lesen. Wir erfahren ja alle am eigenen Leibe, was wirtschaftliche Sachverständige, von Politikern angespornt, aus der Welt nach dem Kriege gemacht haben. Der Abschnitt über das Interesse Amerikas an Deutschlands Zukunft (S. 467 ff.) ist zu vorsichtig einseitig, um wirklichen Aufschluß zu geben. Daß aber die Wirtschaftspolitik unser beiderseitiges politisches Verhältnis bestimmt, ist sicher.

Zur Amerika-China-Frage bringt noch George H. Danton einen wertvollen Beitrag, der vor allen anderen den amerikanischen Kulturgeschichtler interessieren muß.[13]) Danton hat jahrelang als Professor, und zwar als Germanist, in China gelebt und ist jetzt Professor des Deutschen an Oberlin College. Mit seiner Frau zusammen, einer tüchtigen Germanistin, hat er sich ein tiefes Verständnis von Chinas Land und Leuten angeeignet. Weiteren Studien darf man daher mit großem Interesse entgegensehen. Danton schildert sehr aufschlußreich Art und Weise der möglichen kulturellen Beziehungen, geht dann auf die Anfänge der Handelsbeziehungen und schließlich auf das Wirken der ersten amerikanischen Missionare ein. Nicht zuletzt betrachtet er die allmähliche Selbständigkeitswerdung der amerikanischen Kulturarbeit nach der anfänglichen englisch-amerikanischen Zusammenarbeit. Er schließt seine Darstellung mit einer Würdigung der kulturellen Bedeutung des Vertrags von Wanghsia (1844) und Caleb Cushings Verdienst daran. Die angehängte Bibliographie ist ausgezeichnet.

Der anregendste Teil der Schrift steckt wohl im ersten Kapitel, das die Beziehungen zwischen China und Amerika lebendig wie grundsätzlich erörtert. Danach verhält sich der Chinese zur westlichen Zivilisation ähnlich „eklektisch" wie der Amerikaner zu der Europas. Wenn er verdammt, meint er meist das Ganze; wo er nachahmt, hält er sich an gewisse Teile. Denkt der Chinese z. B. an das Opium, so mißachtet er „die" christliche Ethik, während ihm der Weltkrieg mit allen seinen Methoden und Folgen eine allgemeine Geringschätzung alles Europäischen gebracht hat. Ohne Zweifel hat aber Amerika stets einen besonderen „*appeal*" für aufnahmefähige Chinesen gehabt, und zwar im ganzen, während sich die Achtung vor Deutschland vornehmlich in der Wissenschaft oder

[13]) George H. Danton, The Culture Contacts of the United States and China. The Earliest Sino-American Culture Contacts 1784—1844. New York, Columbia University Press 1931. 133 S.

vor England im Geschäftlichen zeigte. Eine Einschränkung gilt mehr für Shanghai, wo im Gegensatz zu Peking stets das Britische vorherrschte. Danton gibt als Gründe für eine umfassende Annäherung zwischen Amerika und China an: die Demokratie, die soziale Gleichheit, den Glauben an Erziehung als eine Art Allheilmittel für alle sozialen und moralischen Übel und die Abwesenheit von Rassendünkel auf amerikanischer Seite. Ganz ohne ein Aber ist solche Aufzählung natürlich nicht. Der Verfasser muß z. B. zugeben (S. 15 Anm. 20), daß viele Chinesen glauben, von uns Deutschen am besten verstanden zu werden, aber unser Gesamtverhältnis war dennoch durch unsere Chinapolitik eingeschränkt, und im Umgang waren wir immer steifer als die Amerikaner, die nun einmal eine einzigartige leichte und gefällige Art der Menschenbehandlung haben.

Überaus zeitgemäß kommt Stephen Duggans Kritik an dem Bericht der Erziehungsmission, die vom Völkerbund 1931 nach China gesandt wurde.[14]) Sie bestand aus dem früheren preußischen Kultusminister Carl H. Becker, dem polnischen Professor M. Falski, dem Franzosen Prof. P. Langevin und Henry Bennet, den Briten Prof. R. H. Tawney und F. P. Walters und dem italienischen Baron A. Sardi. Dr. Duggan ist der vielbewährte Direktor des New Yorker *Institute of International Education*, der sich auch um den geistigen Austausch zwischen Deutschland und Amerika große Verdienste erworben hat. Sein Wort sollte daher auch bei uns besonders beachtet werden. Mit vollem Recht kritisiert er den Völkerbund, daß er ausgerechnet einen Amerikaner nicht in jene „Erziehungs-Mission" geschickt habe, und ebenso, daß die Berichterstatter von dem grundlegenden „Report on Education in China" (1922) von Prof. Paul Monroe keine Ahnung gehabt haben. Angesichts der geschichtlich feststehenden Tatsache des überragenden Einflusses amerikanischer Schulen auf die Heranbildung von Führern des „Neuen China" bekommen die verschiedenen sachlichen Einwände Duggans gegen den Bericht jener Mission einen durchaus verständlichen Nachdruck, zumal keiner der Missionsmitglieder, Prof. Becker eingeschlossen, eine tiefere Kenntnis von Amerikas Kultur, Erziehung und Amerikas Kultureinfluß in China besaß. Duggans Kritik ist im allgemeinen zutreffend. Gerade vom „Standpunkt der amerikanischen Kulturgeschichte" möchte ich ihm zustimmen, vor allem darin, daß jene Mission keinen durchschlagenden sachlichen Grund hatte, die Kulturbedingungen Europas als geeigneter für die chinesische Übertragung *(adaptation)* zu bezeichnen als die amerikanische Kultur. Weder die Verallgemeinerungen der Mission

[14]) Stephen Duggan, A Critique of the Report of the League of Nations' Mission of Educational Experts to China. Bulletin des Institute of International Education. New York 1932. 36 S.

über die amerikanische Kultur, noch erst recht die über die amerikanische Erziehung sind wissenschaftlich einwandfrei. Die amerikanischen Erfahrungen auf erzieherischem Gebiet enthalten jedenfalls mindestens so viel „Lehren" für China wie die europäischen, besonders die französischen und polnischen. Duggan schlägt in seiner Herausstellung „preußischer" Erziehungszüge übers Ziel, aber seine Gesamtcharakterisierung ist richtig (S. 32), daß nämlich das Hauptübel des amerikanischen Systems in der großen Zerstreuung der Studien, das des europäischen dagegen in der Schwächung der Individualität liegen könne. An den Chinesen allein ist es daher zu entscheiden, welches System ihnen als das bessere vor kommt.

Zur amerikanischen Kulturgeschichte, von innen besehen, erscheint seit nunmehr vier Jahren ein ebenso interessantes wie wichtiges Jahrbuch unter dem Titel „Folk-Say".[15]) Das Wort wurde von dem Herausgeber dieser Schrift, Prof. B. A. Botkin, 1929 geprägt und soll im Gegensatz zu „Folk-Lore", d. h. Volkskunde, das Gewicht auf die literarische, also irgendwie schöpferische Wiedergabe von seelischem Volksgut legen und eine Art Volksliteratur darstellen. Schon der Ursprungsort der Veröffentlichung weist auf ihren westlichen Charakter oder, anders ausgedrückt, auf eine neuartige Heimatliteratur, die an sich schon bald nach dem Bürgerkrieg einsetzte, im Mittelwesten wie Osten und sogar kurze Zeit in Kalifornien Blüten trieb und sich allmählich jeden Winkel Amerikas gewann. Sie wird nunmehr auch im westlichen Hinterland fruchtbar.

Aber Botkins Unternehmen ist darüber hinaus überaus bemerkenswert. Es gibt nämlich im I. Band theoretisch und kritisch und seitdem immer eindrucksvoller praktisch-literarisch den Beweis einer neuen Verbindung zwischen „Regionalismus" und volkskundlich begründeter Literatur. Umfassenderes an Amerikanertum als diese Jahrbücher gibt es schlechterdings nicht. In den Bänden für 1931—1932 kommt das Material z. B. aus den Bergen von New York, Kentucky, Arkansas, Colorado und Nebraska, den Tälern des Ohio und Mississippi, den Wäldern von Michigan und Texas, den Plantagen von Carolina und Georgia, dem Minengebiet von Arizona, den Petroleumfeldern Oklahomas und aus anderen so verschiedenen Farben und Tönen der amerikanischen Volkskultur, wie sie sich in Louisiana, New Mexiko oder Oregon finden. Aber auch die zahlreichen Mitarbeiter sind lebendige Zeugen des neuen Regionalismus, zu dem sie eine erstaunlich reiche literarische Ausdeutung von Mensch und Atmosphäre beisteuern, und zwar an Erzählungen, Skizzen, Lebenserinnerungen, Gedichten und sogar

[15]) A. Botkin; Folk-Say. A Regional Miscellany: 1929ff. Edited by B. Norman, Oklahoma. University of Oklahoma Press. Bd. I (vergriffen), II. 5 Dollar—III 354 S. 3 Dollar—IV 297 S. 3 Dollar.

Dramen, so daß sich solch ein Jahresband wie ein einziges Bild des gänzlich autochthonen „provinziellen" und dabei menschlich bedeutsamen Amerika ausnimmt. Selbst die biographischen Angaben über die Mitarbeiter lesen sich wie ein Beitrag zur amerikanischen Volksliteratur. Sämtliche „Berufe" unter amerikanischer Sonne sind da vertreten vom „Hobo" an bis zum Schullehrer und Universitätsprofessor, vom Zufallssammler bis zum Künstler. Alle, die sich in Amerika um Volkskultur, insbesondere das Volkslied, das Volksdrama, und auch das liebevolle Studium alles Volkstümlichen bemühen, wie z. B. Witter Bynner, Mary Austin, Alice Corbin, J. Frank Dobie, Virgil Geddes, Norman Macleod, Lynn Riggs, Paul Horgan, George Milburn, Jean Thomas, Stanley Vestal u. a. m. vereinigen sich hier mit dem begeisterten Herausgeber zu einer überaus aufschlußreichen Arbeit an der lebendigen Kultur Amerikas.

Zu allerletzt sei mir noch die Selbstanzeige meines neuen Amerikawerks erlaubt.[16]) Schon in Amerika, wo ich von 1911 bis 1920 lebte und lehrte, legte ich den Plan zu einem größeren Buch über Amerika, das nicht nur mein wissenschaftliches Studium, sondern auch mein vielartiges persönliches Erleben widerspiegeln sollte; denn es handelt sich ja bei den Amerikanern um ein werdendes Volk, das längst noch nicht einfach studiert werden kann, sondern nur mit einem besonderen „Sinn für Amerika" zu erfassen ist. Ich möchte so zu einem gründlicheren, systematischeren und lebendigeren Verständnis eines werdenden Amerika hinführen; das Werden der Vereinigten Staaten verfolgen, um ihrem Sein gerecht werden zu können. Ich möchte aber auch Amerikas inneres Arbeiten an seiner Demokratie nachzeichnen, um dem lebendigen Amerikanertum von heute nahe zu kommen. Ich wollte aus einer ungeheuren Tatsachenfülle das Wesentliche herausarbeiten, um die wichtigsten Amerikafragen einigermaßen richtig beantworten zu können. Großartig klingende, aber tatsächlich wesenlose, d. h. nur papierne „Probleme" habe ich ebenso vermieden wie smart pointierte, aber oberflächliche Eindrücke und Vorurteile. Kurz, ich strebte immer nach wirklichem Verständnis, nach einem wissenschaftlich erfaßten und persönlich durchlebten Verständnis.

Ich behandle im ersten Band die geschichtliche Entwicklung von der Kolonie zum amerikanischen Staat und zur Weltmacht, wobei ich das — immer historisch durchverfolgte — Verhältnis Amerikas zu den großen Weltmächten im einzelnen verfolge, zu Großbritannien und Kanada, Frankreich, Deutschland, Lateinamerika und Asien. Die Probleme des Pazifik wie des Atlantik werden erörtert, und immer ist mir dabei der kulturelle Hinter-

[16]) Friedrich Schönemann, Die Vereinigten Staaten von Amerika. 2 Bde. I. Von der Kolonie zum Weltreich. II. Die amerikanische Demokratie von heute. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1932. I. Bd. XV und 338 S. II. Bd. 556 S. RM 21,60.

grund wichtig, der erst das politische Verhalten im Vordergrund völlig erklärt. Besonders gilt das für alle amerikanischen Beziehungen zu England, Frankreich und Deutschland, aber auch zu den Philippinen, zu China und Japan. Neben den eigentlichen Imponderabilien werden aber auch die wesentlichen Erscheinungen der amerikanischen Ideenpolitik gebührend berücksichtigt.

Der zweite Hauptteil desselben Bandes schildert dann den Weg zum Volk. Der Kühnheit des Versuchs, schon heute so etwas wie ein amerikanisches Volk aufzuspüren, bin ich mir durchaus bewußt. Nicht zuletzt die vielen europäischen und deutschen Vor- und Fehlurteile gaben mir aber Mut. So stelle ich zuerst die Einwanderungsprobleme an sich dar, um dann in Sonderkapiteln den Indianern, Negern, Germanen, Kelten, Franzosen, Juden, Holländern und *last, but not least* den Deutschen ihren (nach meiner Erkenntnis) zukommenden Platz in dem Gesamtprozeß der Volkwerdung einzuzeichnen. Dabei wurden jeweils Stärken wie Schwächen der Amerikanisierung und des Amerikanertums möglichst sorgfältig zu bezeichnen versucht.

Der zweite Band faßt die Maschen der amerikanischen Demokratie ziemlich weit und gibt zuerst die politische Demokratie in Grundlagen und Hauptzügen, von der Bundesregierung bis zur Staats-und Stadtverwaltung, Gericht und Recht sowie das Parteisystem. Ein zweiter Teil faßt Volksbildung, Presse, Erziehung und Religion zusammen. Ein letzter Teil ist dann eigentliche Kulturgeschichte und Kulturdeutung: Land, Volk und Wirtschaftskultur; Volkscharakter und Kulturtendenzen; schließlich amerikanische Lebensanschauungen.

Ich hoffe ein faires Bild der amerikanischen Kulturentwicklung gegeben zu haben. Immer suchte ich das Eigentümliche, das Erdgewachsene, das Autochthone dieser Kultur herauszuarbeiten. Dabei ließ ich mich von der Geschichte leiten, die hier allein Entscheidendes und Endgültiges sagt. Tatsächlich befindet sich Amerika nicht erst seit gestern auf dem Wege zu einer wahren Kultur, was besonders seine Philosophie unverkennbar offenbart. Aber nicht etwa nur der Geisteskultur, sondern der Kulturarbeit in jeder Form und Geltung bin ich nachgegangen, den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Einrichtungen wie den volkstümlichen Idealen und Kulturtendenzen, die darin und dahinter stecken, dem Verhältnis der Amerikaner zum Land und zur Welt, ihrer Naturanschauung wie ihrer Heimatliebe, ihrer Volksgesinnung, ihrer Wirtschaftskultur, ihrem Konservatismus, ihrer neuen Einschätzung der Frau und — im Zusammenhang mit all diesen Fragen — ihrer Literatur, als einem wesentlichen Zeugnis der kulturellen Haltung eines Volkes.

Berlin. Friedrich Schönemann.





